

Franziska Egli, Bertrand Russell, Kunst der Ohrfeige

Nummer 13 – 31. März 2022 – 90. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Orbán's Ungarn

Willkommen im Land, das vieles anders und das meiste besser macht.

Kurt W. Zimmermann, Tucker Carlson, Michael von Graffenried, Klaus Rózsa u. a. m.

Schweiz, ja oder nein?

Langsam wird's Zeit für die ganz grosse Frage. Hubert Mooser

Die dubiosen Geschäfte der Bidens in der Ukraine

*In der Schweiz gehobene Dokumente belasten die Familie
des amerikanischen Präsidenten. Urs Gehrig*

Der russische Bär
Kleine Mythologie
eines Raubtiers

4 194407 006904 13



ROLEX

DAY-DATE

Eingeführt im Jahr 1956 und getragen von Visionären und
Entscheidungsträgern, ist die Day-Date mit ihrer legendären Wochentagsanzeige
auch weiterhin das Symbol für Prestige und Erfolg.

#Perpetual

BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN 18 KARAT WEISSGOLD



VIP-Angebot «Alpine Cruise»

Schienenkreuzfahrt durch Graubünden

Allegra und ahoi! An Bord der Rhätischen Bahn erleben Sie die unvergleichlichen Schönheiten des grössten Ferienkantons der Schweiz. Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz sowie eine grosse Auswahl an Tagesausflügen runden das Kreuzfahrt-Erlebnis ab. Eine der faszinierendsten Bahnregionen der Welt wartet darauf, entdeckt zu werden!

Einfach einsteigen und ohne Sorge ums Gepäck ganz Graubünden nach Herzenslust erkunden – das ist die Idee der «Alpine Cruise». Geniessen Sie die Highlights, aber auch verborgene Perlen: den Grand Canyon der Schweiz, einzigartige Seenlandschaften, die Gletscher des Berninamassivs, schmucke Bergdörfer, den schweizerischen Nationalpark und, und, und ...

Sie bestimmen selbst, ob Sie vier, fünf oder acht Tage unterwegs sein möchten. Als Ausgangsort haben Sie die Wahl zwischen Chur, Davos und St. Moritz.

Chur: Älteste Stadt der Schweiz

Mit ihren verwinkelten Gassen und historischen Gebäuden ist die Hauptstadt Graubündens ein idealer Auftakt. Einen Steinwurf von Chur entfernt beginnt die Rheinschlucht mit bis zu 300 Meter hohen, weisslichen Kalkstein-Steilwänden und eindrucklichen Gesteinsformationen. Nicht weniger spektakulär ist die kurvenreiche Fahrt von Chur nach Arosa durch unberührte Gebirgslandschaften.

Davos: Höchstgelegene Alpen-City

Der Ferien-, Sport- und Kongressort auf 1560 m ü. M. punktet mit seinem Angebot für Wanderungen, Bike-Touren und das Surfen auf dem Davoser See. Ein unvergessliches Erlebnis ist die rund 40-minütige Fahrt ab Davos-Platz mit einer historischen Zugkomposition aus den 1920er Jahren durch die wildromantische Zügenschlucht über den Wiesneriadukt bis nach Filisur.

St. Moritz: Kurort mit Weltruhm

Die überragende Hotellerie und Spitzengastronomie sowie Events mit internationaler Ausstrahlung prägen das mondäne Dorf im Oberengadin. Die Region beeindruckt mit hochalpiner Schönheit und kulturellen Schätzen. Im Zickzack geht es über den Berninapass ins Valposchiavo. Im charmanten Dorfkern von Poschiavo wartet ein kulinarisches Highlight: Pizzoccheri.

Detaillierte Informationen:

www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

Exklusives Leserangebot:
Schienenkreuzfahrt «Alpine Cruise» mit der Rhätischen Bahn

Leistungen:

- Upgrade für die 1. Klasse für *Weltwoche*-Abonnenten
- Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels in Chur, Davos und St. Moritz inkl. Frühstück
- An- und Rückreise mit dem ÖV
- Bahnfahrten auf dem gesamten RhB-Streckennetz
- Grosse Auswahl an Tagesausflügen
- Rabatte auf Zusatzerlebnisse
- Gepäcktransport von Hotel zu Hotel

Reisetermine:

7. Mai bis 29. Oktober 2022

(mit Halbtax-Abo):

- 4 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 815.–
- 5 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 955.–
- 8 Tage: Schienenkreuzfahrt ab Fr. 1355.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über:
Tel.: 043 210 55 95 oder E-Mail: info@stc.ch
Bitte Nummer des *Weltwoche*-Abos angeben.

Veranstalter:

Rhätische Bahn / Switzerland Travel Centre
www.alpine-cruise.ch

Schreiben, was ist

Wir durchleben stürmische Zeiten. Zwei Jahre Pandemiepolitik sind überstanden. Jetzt tobt in Europa ein Krieg, den niemand gewollt hat und den niemand brauchen kann. Beide Ereignisse überlagern und verstärken sich. Sie befördern ein Klima lauernder Einfalt. Eine selbsternannte Meinungsmafia kontrolliert die Korridore angeblich zulässiger Wortmeldungen.

Bei Corona war es lange verboten, die Frage nach der Verhältnismässigkeit der Massnahmen aufzuwerfen. Wer es dennoch wagte, wurde von den Medien, diesen Grillmeistern der erwünschten Gesinnung, auf den Scheiterhaufen spedierte. Im Ukraine-Krieg steht jedes selbständige, nuancierte Denken ebenfalls wieder unter Generalverdacht.

Woran erkennt man Propaganda? Ganz einfach daran, dass jede um einen halben Millimeter vom Mainstream abweichende Meinung sofort als Beweis für Landesverrat gedeutet wird. Wer nicht unsere Sicht vertritt, arbeitet für den Feind! Wir erleben die Rückkehr des kalten Kriegs in den Köpfen, diesmal nicht als behördlich befohlenen Konformismus von oben, sondern als vorauseilende Selbstzensur der Journalisten von unten.

Ich erlebe es derzeit in Deutschland. Die gleichen Kollegen, die unter dem Einheitsbrei der Corona-Diskussion noch seufzend gelitten und diese sogar mit wachsender Verzweiflung angeprangert haben, packen nun ihrerseits die Meinungsfuchtel aus, die sie auf alles niedersausen lassen, was ihrer Interpretation der Vorgänge in der Ukraine zuwiderläuft.

Nehmt es mir nicht übel, aber ich habe den Eindruck, dass es vielen wortreich Empörten weniger um das Grauen des Krieges als um die Zurschaustellung des eigenen Gutseins geht. Im Überbietungswettbewerb der Putin-Dämonisierung zum Beispiel ist die Eskalationsstufe «Hitler» im Grunde schon vor dem Krieg latent erreicht worden. Seit ein paar Wochen brechen alle Dämme.

Der psychologische Mechanismus dahinter ist wohl bekannt. Wer den leibhaftigen Teufel dingfest macht, macht sich damit selber wenn nicht zum Heiligen, so doch immerhin zum unbezweifelbar Guten. Das Wühlen im Bösen dient so der verführerischen Selbsterhebung in einen exklusiven Kreis, der seinen moralischen Überlegenheitsanspruch mit schriller Intoleranz verteidigt.

Bei deutschen Journalisten habe ich dafür noch ein gewisses Verständnis. Die Geschichte ist die Brille, durch die wir die Gegenwart betrachten. Für deutsche Medien bietet sich die einmalige Chance, den Hitler, den man in

Der Trick der Moralisten allerdings besteht darin, die Logik zu beerdigen.

der Wirklichkeit nicht stoppte, nun, angeblich wiedergeboren als Putin, auf Vorrat auszuschalten. Die Versuchung ist übermächtig, historische Schulden abzutragen. Auf den Schlachtfeldern der Ukraine wiederholen sie die verlorenen Kämpfe der Vergangenheit.

Ich als Schweizer wiederum neige zu einer neutralistischen Verformung des Blicks. Wir Kleinstaatler haben Mühe, die Welt in Gut und Böse aufzuteilen. Wir gehen neigungsgemäss, Hoteliers der Geopolitik, von der Annahme aus, dass alle Seiten irgendwie recht und irgendwie unrecht haben könnten. Wir sind wahrscheinlich zu wohlmeinend. In den Augen der Schwarzweissmaler macht uns dies zu naiven Mitläufern, ja Rechtfertigern und Lobsängern des Bösen. Neutralität ist Hochverrat!

Leider hat unser Bundesrat dieses falsche Denken übernommen, sich allerdings selbsthypnotisch vorgaukelnd, die Neutralität, die man gebrochen hat, sei immer noch intakt. Die Schweiz ist Kriegspartei gegen Russland, und bereits ist im Innern das Einknicken zu spü-

ren. Der nichtmehrneutrale Bundesrat gibt jetzt zur Ukraine die offizielle, amtliche Meinung durch – Einfalt vor Vielfalt, die demokratische Diskussion durch seine Parteinahme behindernd.

Die Neutralität des Staates ist ein Damm gegen die Lava der Emotionen. Aber sie bietet auch der persönlichen Meinung Schutz. Wer sich jetzt abweichend zu Wort meldet, fällt in kriegerischen Zeiten automatisch der eigenen Regierung in den Rücken. Mit seinem Neutralitätsbruch befördert der Bundesrat die selbstgerechte Meinungsdespotie, die Gleichförmigkeit, die lärmige Arroganz der angeblichen Mehrheit gegenüber der andersdenkenden Minderheit, die vielleicht die stille Mehrheit ist.

Es ist bezeichnend für eine kastrierte halbseitig gelähmte Debatte, wenn bereits der Versuch, die Lage sachlich zu beschreiben, von den neuen Inquisitoren zur kriminellen Rechtfertigung des Aggressors verdreht wird.

Ja, die Russen haben legitime Sicherheitsinteressen in der Ukraine. Ja, die Ukraine ist ein korrupter Staat. Ja, die Regierung unterdrückt die russische Minderheit. Ja, der Westen hat gegenüber Russland grosse Fehler gemacht. Aber nein, nichts von alledem rechtfertigt einen Krieg, dieses wechselseitige Eingeständnis eines totalen Scheiterns der Russen und der Ukrainer, ihre Probleme politisch aus dem Weg zu räumen.

Schreiben, was ist, ist etwas fundamental anderes als schreiben, was sein soll. Man kann aus Ist-Sätzen logisch nicht auf Sollenssätze schliessen. Beschreibungen sind keine Rechtfertigungen. Der Trick der Moralisten allerdings besteht darin, die Logik zu beerdigen, den Nichtmoralisten das Bemühen um Sachlichkeit moralisch zum Vorwurf zu machen. Verleumden statt verstehen, lautet die Devise.

Journalismus beginnt dort, wo man ausspricht, was die Meinungsmafia nicht hören will. Bedingungslose Sachbezogenheit bleibt gerade in kriegerischen Zeiten erste Pflicht. R. K.

Ihr Immobilienraum?



3 ½ Zi. Terrassenwohnung
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'662'000.-, Bezug ab Winter 2022/23
www.erlenkönig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soley-birchwil.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
in 8404 **Winterthur**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis CHF 1'521'000.-, Bezug ab Herbst 2022
www.glattwies.ch



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.rebweg.ch



3 ½ Zi. Eigentumswohnung
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022
www.birch-seuzach.ch



4 ½ Zi. Dach-Mietwohnungen
8332 **Rumlikon**, Dennis Trigili Tel. 044 316 13 15
Miete ab 3'000.- p/Mt., exkl. NK, Bezug März 2022
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistacasa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.trottenacker.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen u. Büroflächen
8152 **Glattbrugg**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser, REFH
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023
www.schmiedgass.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.vistadelsole.ch



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8310 **Grafstal**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8910 **Affoltern a. A.**, verkauf@lerchpromotionen.ch
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info




4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 2'121'000.-, Bezug ab Sommer 2023
www.solevista.ch



2 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.immobilientraum.info

Alle Objekte im Überblick:
www.immobilientraum.info



YouTube 
Zürcherstrasse 124 Postfach
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden
Immobilienmesse teil:
EIGENHEIM MESSE SCHWEIZ **Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Hunter Biden, Kurt Pelda, Jean-Pierre Chevènement, Ungarn-Spezial zu den Wahlen vom Wochenende

Die Vorwürfe Russlands sind starker Tobak: Die Ukraine und die USA würden ein Komplott mit biologischen Waffen «gegen Slawen» schmieden. Ein Investmentfonds, geleitet von Hunter Biden, dem Sohn des US-Präsidenten, habe Forschung und Umsetzung von militärischen Bioprogrammen in der Ukraine finanziert. Und: Der US-Präsident sei «selbst an der Einrichtung von Biolabors in der Ukraine beteiligt». Was ist dran an den Vorwürfen? Urs Gehriger hat Jack Maxey in der Schweiz getroffen. Der amerikanische Historiker hat Monate damit verbracht, Hunter Bidens privaten Laptop zu durchforsten. In den letzten Tagen hat er grosse Mengen vermeintlich gelöschter Files wiederhergestellt. Darunter auch brisante E-Mails über die Tätigkeiten von Hunter Biden im Bereich von Biolabors. **Seite 14**

Mehr als vier Wochen lang reiste unser Reporter kreuz und quer durch die kriegsversehrte Ukraine: von Lwiw (ehemals Lemberg) über die Hauptstadt Kiew bis nach Charkiw im Osten und Odessa am Schwarzen Meer. Am letzten Donnerstag interviewte Kurt Pelda den Gouverneur des südlichen Oblast Mikolajew, nur wenige Dutzend Kilometer von der Front entfernt. Am Dienstag darauf wurde das achtstöckige Verwaltungsgebäude, in dem das Gespräch stattgefunden hatte, von einem russischen Marschflugkörper vom Typ Kalibr getroffen. Bilder einer Überwachungskamera belegen das. Der nördliche Trakt des rund siebzig Meter langen Amtssitzes wurde vollständig



Westöstlicher Diwan der Verständigung: Ungarn-Kenner Zimmermann.

zerstört. Verlässliche Angaben zu den Opfern fehlten bei Redaktionsschluss noch. **Seite 24**

Das Gespräch mit Jean-Pierre Chevènement fand am vergangenen Mittwoch in Paris statt. Es war der Tag, an dem Wolodymyr Selenskyj zum französischen Parlament sprach. Der frühere Verteidigungsminister erzählte von seiner Herkunft aus der Schweiz, wo noch immer ein Teil seiner Familie lebt und deren Politik er aufmerksam verfolgt: Der Name Chevènement kommt von Schwendimann. Chevènement schildert seine Gespräche mit Putin und analysiert die Eskalation. Nicht ganz alle Anekdoten und diplomatischen Geheimnisse aus

dem zweistündigen Gespräch fanden Eingang in das Interview. Die französische Langfassung finden unsere Leser auf Weltwoche.ch. **Seite 32**

Ungarn zählt nur ein paar Einwohner mehr als die Schweiz. Aber Ungarn und sein Premierminister Viktor Orbán sind seit Jahren in den internationalen Medien präsent, als handle es sich um eine führende Grossnation. Die Berichterstattung folgt dabei meist einem schlechtgelaunten Grundton des Misstrauens. Die *Weltwoche* macht in diesem Konzert der Mahner und Warner nicht mit. Zu den bevorstehenden Wahlen in Ungarn bemühen wir uns um einen westöstlichen Diwan der Völkerverständigung. Die Redaktion oblag unserem brillanten Kollegen und Medienkolumnisten Kurt W. Zimmermann, der sich vor einigen Jahren ein Haus in Budapest kaufte und dieses politisch hochinteressante Land inzwischen bestens kennt. Er konnte namhafte Autoren für dieses Ungarn-Spezial begeistern, darunter den amerikanischen TV-Star Tucker Carlson und den Zürcher Polizistenschreck Klaus Rózsa. Auch Boris Kálnoky, unseren Lesern als Vermittler ungarischer Politik und Geschichte bestens bekannt, ist mit von der Partie. Wie üblich bei der *Weltwoche* kommt auch die Kultur nicht zu kurz. Unsere hochgeschätzte Kollegin Sylvie-Sophie Schindler stellt den ungarischen Tolstoi vor, der vielfach ausgezeichnete Berner Fotograf Michael von Graffenried steuert eine Bildreportage aus Ungarn bei. **Seite 55 bis 70**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Ode an die Ungarn: Viktor Orbán. Seite 55



Zeit für die ganz grossen Fragen: Seite 20



Gefährliche Geschäfte: Hunter Biden. Seite 14

DIESE WOCHE

- 5 Editorial
- 7 Intern
- 10 Eilmeldung Kunst der Ohrfeige
- 11 Peter Rothenbühler Lieber Sandro Brotz
- 12 Tagebuch Moritz Rinke
- 13 Bern Bundeshaus Krisenstab, nein danke
- 14 Dubiose Geschäfte der Familie Biden
Heikle Investitionen in der Ukraine
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli «Und es kamen Menschen»
- 18 Wie reich ist Selenskyj?
Privilegien des ukrainischen Präsidenten
- 19 Peter Bodenmann
- 20 Schweiz, ja oder nein?
Zeit für die ganze grosse Frage
- 22 Mein Plan für den Frieden
Digitec-Gründer Oliver Herren
- 23 Unsichtbare Chefin
«Arena»-Chefin Franziska Egli
- 24 Odessa bleibt ukrainisch
Kurt Pelda in der Hafenstadt
- 25 Broder Deutschland, fürchte dich nicht
- 26 Natur Die innere Uhr der Tiere
- 27 Kurt W. Zimmermann
- 28 Sergei Lawrow
So tickt der russische Aussenminister
- 30 Basel Hauptstadt des Verbrechens
- 31 Swatch Reise zur Milchstrasse
- 32 «Jetzt fliesst das Blut von 1989»
Frankreichs Vermittler Chevènement
- 36 Neutralität Hoher Preis der Empörung

- 37 Jasmin Kosubek
Sprung in sibirisch-kaltes Wasser
- 38 Der russische Bär Kleine Mythologie
- 39 Macht und Recht Ältestes Machtsymbol
- 40 Murren der Zugpferde Kritik am
SP-Führungsduo Meyer/Wermuth
- 41 Herodot
- 42 News Gender-Politik im Dählhölzli
- 42 Schauspielhaus Mauchs teures Theater
- 43 Amour fou der Weltpolitik
Wladimir Putin und Gerhard Schröder
- 45 Anabel Schunke Linke Bevormundung
- 46 Mathias Döpfner Deutschlands
Versagen vor der Geschichte
- 49 Dienst ohne Bürozeiten
Divisionär Peter Merz' Herkulesaufgabe
- 50 Gaslieferungen Russland braucht Europa
- 51 Tamara Wernli Eklat um falsche Frisur
- 52 Leserbriefe
- 53 Nachruf Madeleine Albright
- 54 Beat Gygi Vorbild Milton Friedman

LEADER: UNGARN UND EUROPA

- 56 Kurt W. Zimmermann
Mein Leben im wilden Osten
- 57 Trauma von Trianon
- 58 Graf Bánffy Tolstoi aus Siebenbürgen
- 59 Tucker Carlson Ich mag Viktor Orbán
- 60 Duell im Schatten Putins
Viktor Orbán gegen Péter Márki-Zay
- 61 Macho-Truppe der Husaren
- 62 Michael von Graffenried
Ungarn mit fremden Augen
- 65 Franz Purczeld und die Goldene Elf

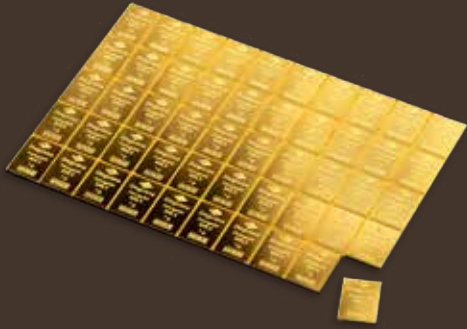
- 66 Meilensteine in Ungarns Geschichte
- 67 Klaus Rózsa Panzer und Synagogen
- 68 Balázs Orbán «Du musst auf der
richtigen Seite der Geschichte stehen»
- 70 Kommunismus wie ein Gulasch

LITERATUR UND KUNST

- 71 Ikone der Woche
- 72 Abenteurer und Biedermann
Kriegsreporter Peter Balsiger
- 74 Bücher der Woche
- 77 Die Bibel
- 78 Basierend auf wahren Begebenheiten
Tom Kummer über Hans Zimmer
- 80 TV-Kritik
- 80 Tanz Cie. La Ronde
- 81 Pop Stromae
- 82 Klassik Áneas Humm
- 83 Ausstellung «Italia»
- 83 Jazz Bodo Maier Jazz Quintet

LEBEN HEUTE

- 84 Wunderbare Welt / Unten durch
- 85 Frauen
- 86 Thiel / Häuser
- 87 Was macht eigentlich? Xeno Müller
- 88 Eishockey Peter Forsberg über die Schweiz
- 90 Essen / Wein
- 91 Auto / Objekt der Woche
- 92 Bei den Leuten Nacht des Films
- 94 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 95 Auf einen Cognac mit ... Baptiste Loiseau
- 96 Menschen von morgen Sarah Bounab
- 98 Das indiskrete Interview Christa Rigozzi



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

MITGLIEDSCHAFTEN:



Kunst der Ohrfeige

Hollywood-Stars gebärden sich einen heroischen Abend lang wie Ukraine-Kämpfer. Will Smith pfeift dem witzelnden Chris Rock sogar eine rein. Was für ein jämmerliches Theater.

Matthias Matussek

Als Höhepunkt der Oscar-Feierlichkeiten, also jener Nacht, in der sich Filmleute unter Scheinwerfern auf die eigene Schulter küssen, hatte Hollywood einen Auftritt des ukrainischen Politikers und Schauspielers Wolodymyr Selenskyj geplant. Ja, in einer Schaltung aus Kiew sollte der Held eines viel echteren Widerstandsfilms gefeiert werden, so zumindest wollte es Amy Poehler haben, von Beruf Komikerin, eine von drei eher B-klassigen Moderatorinnen, die durch den Abend führten. Doch der Held von Kiew muss gehänt haben, dass seine Adresse als würzige Delikatesse zwischen allerlei Gutmenschen-Albereien beschädigt werden würde, und sagte ab. Er hatte Krieg zu führen.

Dabei wollten sie doch alle so gerne gratis-mutige Solidaritätserklärungen abgeben. Sean Penn, der sich von CNN mit zerzauster Sturmfrisur und Pullunder interviewen liess, wirkte, als kehrte er gerade von der Front zurück. Bissig beschied er: Sollte Selenskyj reden wollen und nicht zugeschaltet werden, würde er, Sean Penn, den Feierlichkeiten erstens fernbleiben und zweitens seine Oscars einschmelzen, was selbstverständlich die Smoking-Bagage Kaliforniens beeindrucken sollte.

Eisiger Blick

Doch Selenskyj fehlte, und die Schweigeminute für die Opfer des Kriegs war kein Ersatz für ihn, ebenso wenig Jamie Lee Curtis, die sich zum Warm-up für die Fotografen ein Band in den Ukraine-Farben um die Hand gewickelt hatte. Das Damentrio auf der Bühne konnte mit seinen Witzeleien gegen den republikanischen Minority Leader Mitch McConnell selbst vor all diesen eingeschworenen Demokraten und Bessermenschen keinen Blumentopf gewinnen, denn klar, man war hier ohnehin der Überzeugung, dass es als umjubelter Leinwandstar keine vornehmere Aufgabe gäbe, als dem Kinovolk politisch zu sagen, wo es langzugehen hat. Woher nehmen diese Leute nur den Glauben, sie seien so klug und aufrecht wie jene Figuren, die sie bisweilen verkörpern?

So schleppte sich der Abend dahin, man döste, bis Chris Rock, ein schwarzer, in der Regel witziger, durchaus politisch inkorrekt Komiker, die Verleihung aufmischte. Vor Jahren hatte er mal als Presenter den ganzen Abend gestemmt – diesmal trat er nur Preisverleiher in der Kategorie Dokumentarfilm auf. Er witzelte, er war locker, er schoss in Richtung Javier Bardem und Penélope Cruz, dann nahm er Will Smiths Gattin aufs Korn, die aufgrund einer Krankheit

zöger, durchaus politisch inkorrekt Komiker, die Verleihung aufmischte. Vor Jahren hatte er mal als Presenter den ganzen Abend gestemmt – diesmal trat er nur Preisverleiher in der Kategorie Dokumentarfilm auf. Er witzelte, er war locker, er schoss in Richtung Javier Bardem und Penélope Cruz, dann nahm er Will Smiths Gattin aufs Korn, die aufgrund einer Krankheit

Schock im Auditorium. Ein Ausbruch ehelich befohlener Männlichkeit! Whamm!

kahlköpfig erschien – sie erinnere ihn an «G. I. Jane», den Film mit Demi Moore von 1997, und er warte auf den zweiten Teil, Will Smith lachte, dann fing die Kamera den Blick seine Frau Jada Pinkett auf, der eisig war, wir schauen zurück zu Chris Rock, der plötzlich «Oh, oh!» aufruft, denn da stakst Will Smith, im Vergleich zu unserem Komiker wahrlich ein Hüne, auf ihn zu, offenbar von ihr losgeschickt, und haut ihm eine runter.

Schock im Auditorium. Ein Ausbruch ehelich befohlener Männlichkeit! Whamm!

«Es war doch nur ein Witz!», ruft Chris Rock.



„Und wegen der hohen Steuereinnahmen sind wir auf der Suche nach geeigneten Mitarbeitern...“

«Du nimmst den Namen meiner Frau nicht in dein verdammtes Maul!», ruft Will Smith zurück.

Chris Rock sammelt sich und fährt geistesgegenwärtig fort: «Immerhin, das wird in die Geschichte der Oscar-Verleihungen eingehen.» Doch kurz darauf wird der Vorfall von Will Smith selber definiert – und manipuliert. Er gewinnt nämlich den Preis als bester Hauptdarsteller. Die Tränen rollen in einer Dankesrede – einer hat in dieser Zeremonie immer den Tränenpart zu übernehmen, normalerweise sind es Frauen –, und er sagt, dass er seine Familie, seine Frau schützen müsse. So ähnlich wie die ukrainischen Soldaten vor dem Bombardement der Russen, das sollen wir uns jetzt dazu denken. Immerhin eine Ohrfeige!

Das wahre Opfer

Will Smith kann sich gar nicht beruhigen. Er ist so gerührt von sich selber, dass er sich schluchzend bedankt, und ja, er entschuldigt sich für die Ohrfeige, aber er tut es auf Hollywood-Art: Er entschuldigt sich nicht bei Chris Rock, sondern dafür, dass er seine Frau so sehr liebt! Und der in Juwelen und Designerroben eingewickelte Mob da unten applaudiert, allerdings schmunzeln einige wie Ryan Gosling, denn alle wissen, dass die Smiths eine sogenannte freie Ehe führen, nachdem Jada ihren Will in aller Öffentlichkeit betrogen hat und er, Will Smith, üppigen Gebrauch von Escortdiensten macht, offenbar beiderlei Geschlechts.

Das wahre Opfer aber ist unsere liebe, vielgeschmähte «toxische Männlichkeit» – einmal mehr wurde sie von einem woken Schauspieler für ein Schmierentheater missbraucht. Denn ja, man muss die Sache beim Namen nennen, der abwesende Selenskyj ist natürlich der neue Superstar der toxischen Männlichkeit, schliesslich wird diese Männlichkeit im Krieg gebraucht, zur Verteidigung von Land und Familie, Selenskyj hat uns in dieser Nacht immerhin klargemacht, dass es Männer gibt, die kämpfen müssen. Kann man sich Will Smith oder Hannes Jaenicke oder Mike Müller in Stiefeln mit Maschinengewehr im Kugelhagel vorstellen?

Lieber Sandro Brotz

Schon werden Gerüchte herumgeboten, dass Sie wegen der heftigen Auseinandersetzung um Ihre aggressive Belehrung von SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi in der «Arena» versucht seien, das Handtuch zu werfen und zu den Privaten zu wechseln. Machen Sie nur das nicht!

Ob Sie zu weit gegangen sind, als Sie Aeschi vorhielten, im Parlament eine rassistische Bemerkung gemacht zu haben, und ob es Ihre Aufgabe ist, mit Punkt und Ausrufezeichen den Diskussionspartner abzuklemmen, kann diskutiert werden. Etwas mehr Zurückhaltung könnte Ihnen nicht schaden. Und es darf und muss kontrovers debattiert werden, ob Aeschis Bemerkung wirklich als rassistisch qualifiziert werden kann.

Zu Ihren Gunsten muss man festhalten, dass Leiter von politischen Diskussionsrunden nie politische Eunuchen sind. Wenn ich lese, dass der Erfinder der «Arena», Filippo Leutenegger, Ihnen die Leviten liest und meint, «wenn er



Machen Sie weiter so:
Moderator Brotz.

Partei ergreift, verliert er Glaubwürdigkeit. Dieses Sendeformat lebt von der inneren Unparteilichkeit des Moderators», muss ich lächeln. Als alter Freund der Partei, die jetzt eine Kampagne gegen Sie führt, ist er sicher sehr glaubwürdig, nicht wahr? Auch er ist kein politischer Kastrat.

Der Shitstorm, den die SVP jetzt gegen Sie wegen «eklatanter Grenzüberschreitung» anzettelt, mit einem Boykott der «Arena», ist völlig überrissen. Aber recht durchsichtig: Es ist der Anpfiff zur Halbierungsinitiative. Keine andere Sendung hat der SVP stets eine Plattform für ihre Selbstdarstellung geboten. Wobei ein Blocher noch wusste, wie man Anwürfe effizient kontert.

Wenn jetzt jede Polit-Sendung nach allfälligem Linksdrall abgeklopft wird, fallen wir zurück in die Zeiten des «Hofer-Clubs», der schon in den siebziger Jahren in Leutschenbach nur Linke sah.

Ich habe als Zuschauer eigentlich gerne Moderatoren wie Sie. Mit klarer Ansage. Machen Sie weiter so.

Mit freundlichen Grüßen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Moritz Rinke



Im Zug nach Frankfurt sass ich im Abteil mit zwei Frauen und einem Kind. Sie sprachen eine slawische Sprache, Ukrainisch, dachte ich sofort. Die eine der Frauen starrte auf ihr Smartphone, die andere versuchte, eine Netzverbindung zu bekommen. Manchmal sahen beide aus dem Fenster, auf Häuserblocks in Göttingen, auf die Kasseler Berge.

Ich selbst bereitete ein Interview vor, das die Sendung «Kulturzeit» auf 3sat mit mir führen wollte. Das Thema: der Streit in der deutschen Schriftsteller-Vereinigung, dem PEN-Zentrum Deutschland. Im Präsidium hatte es heftige Verwerfungen über die Frage einer Flugverbotszone über der Ukraine gegeben, die der neue, jüngere Präsident gefordert hatte, was die Altpräsidenten als Aufruf zum dritten Weltkrieg betrachteten und zum Anlass nahmen, den neuen Präsidenten zum unverzüglichen Rücktritt zu drängen.

Ab und zu sah mich der Junge an, dann abblätterte er in einem Bilderbuch herum, eine Geschichte über eine kleine Robbe im Eismeer. Ich überlegte, meine Maske abzusetzen, um dem Jungen und den Frauen zuzulächeln, aber ich müsste mir erst etwas zu trinken holen, dachte ich, denn einfach so die Maske abzustreifen, um zu lächeln, wäre mir irgendwie übergriffig vorgekommen.

Ich widmete mich wieder dem neuen PEN-Präsidenten, der sich in einer weiteren Stellungnahme geweigert hatte zurückzutreten, worauf die Altpräsidenten und auch Vizepräsidenten weitere Stellungnahmen auf die Nicht-Rücktrittsankündigung verfasst hatten, die mir allesamt vorlagen.

Irgendwann setzte ich mit einem Ruck meine Maske ab, lächelte einer der Frauen zu

und fragte auf Englisch, ob ich das Buch mit der Robbe für den Jungen übersetzen solle.

«Auf Ukrainisch?», fragte die eine der Frauen, «wir können kein Englisch.»

«Woher kommen Sie?», fragte ich noch.

«Odessa», antwortete sie.

Odessa, dachte ich, da war ich einmal gewesen, an den Stränden, auf der berühmten Potemkinischen Treppe, die den Hafen und die Innenstadt verbindet. Okay, sagte ich und googelte einen deutsch-ukrainischen Übersetzer: «Die kleine Robbe lebte am Nordpol» – «Malen'kyi tyulen' zhyv na Pivnichnomu polyusi», las ich radebrechend vor. Bis kurz vor Frankfurt googelte ich die ganze Übersetzung der Geschichte.

Du machst das natürlich alles, weil du selbst einen kleinen Sohn hast, sagte ich mir. Aber es ist auch dein schlechtes Gewissen, hier im Zug Kriegsflüchtlingen gegenüberzusitzen, während du dich mit den Stellungnahmen von Alt- und Jungpräsidenten befasst, die sich den Krieg genommen hatten, um damit ihre eigenen, selbstbezogenen Kämpfe auszutragen.

Das scheint ja überhaupt ein deutsches Phänomen zu sein, dieser Blick aus der Verzweiflung und dem Grauen der anderen auf uns selbst, auf Tankrabatte, auf die Pendler, auf unsere Gasheizungen, auf unseren sozialen Frieden beziehungsweise auf die sozialen Unruhen unter den Intellektuellen. Sinnbild dieser Selbstbezogenheit war die Stunde im Bundestag, als der ukrainische Präsident zugeschaltet war und die deutschen Abgeordneten um weitere Hilfe bat. Nach Selenskyjs Rede erhob man sich, klatschte, und danach gratulierte die Bundestagspräsidentin zwei Abgeordneten zum Geburtstag und läutete die Debatte über die Impfpflicht ein. Wenn ich so etwas sehe, wünsche ich

mir, dass jemand so lange am Bundestag rüttelt, bis er aufwacht.

Serhij Zhadan, ein ukrainischer Autorenkollege, mit dem ich in Lemberg und in Friedenszeiten Fussball gespielt habe, schrieb im *Spiegel*: «Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen: Dies ist kein lokaler Konflikt, der morgen zu Ende sein wird. Dies ist der dritte Weltkrieg. Und die zivilisierte Welt hat kein Recht, diesen zu verlieren, wenn sie sich für zivilisiert und unabhängig hält.»

Also doch die Gashähne zudrehen, um nicht jeden Tag mit Unsummen Putins Krieg zu finanzieren? Und obendrein auch nicht mehr den Hampelmann in Katar machen?

Die Robbe musste in dem Buch noch gefährliche Abenteuer überstehen. Ein schrecklicher Eisbär wollte sie fressen, die Pole drohten zu schmelzen, ihre Eisscholle löste sich und trieb immer weiter aufs Meer, von ihrer Heimat weg.

Der Junge hörte mir aufmerksam zu. Manchmal korrigierte er meine Aussprache, während die Frauen mittlerweile auf dem Gang auf und ab liefen, um eine Verbindung nach Odessa zu bekommen.

Beim Abschied in Frankfurt fragte ich, wohin sie denn wollten, und eine der beiden Frauen zeigte auf das Zugticket: Mannheim.

«Ach, eigentlich eine ganz nette Stadt. Mannheim ist schon okay», sagte ich aufmunternd und dachte an Odessa, an die Boulevards, Promenaden und diese schönen Strände. In der Hoffnung, dass diese kleine Robbe im Zugabteil dort bitte, bitte irgendwann wieder auftauchen wird.

Moritz Rinke, 54, ist ein deutscher Dramatiker und Romanautor. Er lebt in Berlin.

Das grosse Aufräumen

Nach der Pandemie wimmelt es in Bundesbern von Prüfungskommissionen. Man weiss nicht genau, wer was untersucht.

Die Pandemie ist beendet, die letzten Massnahmen sind aufgehoben. Putins Überfall auf die Ukraine hat Corona zudem von den Titelseiten der Medien verdrängt. Das dürfte Gesundheitsminister Alain Berset (SP) gelegen kommen. Privat hat er nun mehr Zeit für seine Hobbys, wie die *Schweizer Illustrierte* kürzlich berichtete. Beruflich steht er etwas weniger im Schaufenster, was ihm gewiss auch recht ist. Denn nun folgt die Zeit der Aufarbeitung; der SP-Bundesrat muss sich gegenüber Parlamentariern und Finanzkontrolleuren rechtfertigen.

Vieles ist während der Pandemie schiefgelaufen, angefangen beim Knorz mit den Schutzmasken oder den sich häufenden Abgängen in seinem Bundesamt für Gesundheit (BAG). Hinzu kamen Fehlprognosen zur Entwicklung der Pandemie und auch der Mangel an Spitalkapazitäten. Selbst der Zweck der Impfungen wird heute stärker hinterfragt als früher, zumal in Afrika, wo die Impfquote 11 bis 15 Prozent beträgt, die grosse Katastrophe mit Millionen von Toten nicht eingetreten ist.

Berner Papierdschungel

Bisher hat keine Kommission einer parlamentarischen Untersuchungskommission (PUK) mit weitgehenden Kompetenzen, wie sie der Zuger Nationalrat und SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi forderte, zugestimmt. Zurzeit nehme die Geschäftsprüfungskommission (GPK) verschiedene Aspekte des Pandemie-Managements genauer unter die Lupe. «Wenn diese Berichte einmal alle vorliegen, werden wir diese detailliert prüfen und wenn nötig Forderungen nach weitergehenden Untersuchungen der bundesrätlichen Massnahmen stellen», so Aeschi.

Einzelne Punkte, die viel zu reden gaben, hat die gesundheitspolitische Kommission (SGK) auf Antrag der SVP bereits aufgegriffen und gegen den Willen der Regierung im Parlament durchgebracht. «Der Bundesrat muss dafür sorgen, dass die Spitäler genügend Personal und Betten in den Intensivstationen bereitstellen», sagt SGK-Präsident Albert Röstli. «Die Kantone stehen hier in der Pflicht, und Bundesrat Ber-



Ruhm und Ehre: Bundesrat Berset.

set muss das alles koordinieren.» Man wolle nächsten Winter nicht wieder mit Spital-Engpässen konfrontiert werden, sollte es zu einer Corona-Welle kommen.

Gleichzeitig laufen Abklärungen auf verschiedenen Ebenen zum Thema Pandemiebewältigung durch den Bundesrat. Die

Berset kann immer darauf verweisen, dass er bloss die Entscheide des Bundesrats kommuniziert habe.

Gefahr ist allerdings gross, dass all diese Untersuchungen kaum mehr grosse Beachtung finden. Nur schon den Überblick zu behalten über die unzähligen Inspektionen zum Thema Covid-19, ist schwierig. Parallel zu den Arbeiten der GPK gibt es Untersuchungen der Bundeskanzlei sowie der Eidgenössischen Finanzkontrolle. Hat in diesem Papierdschungel noch irgendwer den Durchblick? Oder hat man ganz bewusst ein Chaos organisiert?

Allein die GPK hat bisher vier Untersuchungsberichte und 39 Jahresberichtsbeiträge dazu veröffentlicht – vor gut einem Monat

zum Beispiel einen über die Beschaffung der Schutzmasken. Dem zentralen Vorwurf, dass die Armeepothek überhöhte Preise für die Masken bezahlt habe, konnte die Kommission nicht nachgehen, weil dazu zwei Strafverfahren laufen. Gravierend ist aus Sicht der Kommission vor allem, dass die Schweiz ungenügend auf eine Pandemie vorbereitet war.

Anrufung der Menschenrechte

Die Finanzkontrolle kritisierte in einem aktuellen Bericht den Armeeinsatz. In der Frühphase der Pandemie drängte Verteidigungsministerin Viola Amherd (Mitte) den Bundesrat dazu, die grösste Mobilmachung von Armeeangehörigen seit dem Zweiten Weltkrieg einzuleiten. In der Folge wurden nebst dem Zivilschutz 8000 Soldaten aufgeboten. Eingepägt haben sich im Gedächtnis vor allem Bilder herumsitzender Soldaten, für die es nichts zu tun gab. Aus Sicht der Finanzkontrolleure war das Grossaufgebot übertrieben. Da der Einsatz der Armee kostenlos ist, gab es finanzielle Fehlansätze. Die Folge war eine Flut von Gesuchen aus den Kantonen und grosszügiges Bewilligen von Einsätzen durch den Bund.

Einige der vom Bund verordneten Zwangsmassnahmen waren gar gesetzeswidrig. So warf der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte dem Bundesrat vor, er habe mit dem Verbot öffentlicher Veranstaltungen und von Demonstrationen im Frühjahr 2020 Artikel 11 der Menschenrechtskonvention verletzt. Laut dem Urteil hat der Bundesrat seine Kompetenzen überschritten: Die Regierung könne die Versammlungsfreiheit nicht beliebig einschränken. Gegen das Versammlungsverbot geklagt hatte der Dachverband der Genfer Gewerkschaften. Es ist allerdings möglich, dass der Bund dieses Urteil anfechten wird.

An Gesundheitsminister Berset selber blieb bisher nicht viel haften. Er kann immer darauf verweisen, dass er bloss die Entscheide des Bundesrats kommuniziert habe. Ruhm und Ehre des prominenten Auftritts, all die Lobhudeleien heimste er allerdings persönlich ein.

Die dubiosen Geschäfte der Familie Biden in der Ukraine

Dokumente legen nahe, dass Joe Bidens Sohn Geld für Biolabors in der Ukraine beschaffte. Ein US-Historiker hat entsprechende Schriftstücke in der Schweiz publik gemacht.

Urs Gehriger

Seit dem russischen Angriff auf die Ukraine geht die Angst vor einem dritten Weltkrieg um. Zuerst drohte Putin mit Atomwaffen. Nun werfen Russland und die Ukraine sowie die USA einander vor, einen Einsatz von biologischen oder chemischen Kampfstoffen zu planen.

Am 9. März beschuldigte der ständige Vertreter Russlands bei den Vereinten Nationen, Wassili Nebensja, die Ukraine und die USA, ein Komplott mit biologischen Waffen «gegen Slawen» zu schmieden. In Kooperation mit der amerikanischen Regierung würden in der Ukraine Labors betrieben, die zur Herstellung von Biowaffen dienen.

Washington dementierte die Vorwürfe umgehend. «Diese russische Desinformation ist völliger Unsinn.» Russland erfinde «falsche Vorwände, um sein schreckliches Vorgehen in der Ukraine zu rechtfertigen», erklärte der Sprecher des US-Aussenministeriums, Ned Price. Und er fügte an: «Die Vereinigten Staaten besitzen oder betreiben keine chemischen oder biologischen Labors in der Ukraine, sie erfüllen ihre Verpflichtungen aus dem Chemiewaffenübereinkommen und dem Übereinkommen über biologische Waffen in vollem Umfang und entwickeln oder besitzen nirgendwo solche Waffen.»

«Laptop aus der Hölle»

Am vergangenen Donnerstag legte Russland nach. Der Sprecher der russischen Staatsduma, Wjatscheslaw Wolodin, behauptete, in den ukrainischen Labors würden auf Geheiss der Familie Biden biochemische Waffen hergestellt. Er griff den amerikanischen Präsidenten persönlich an: «US-Präsident Joe Biden ist selbst an der Einrichtung von Biolabors in der Ukraine beteiligt. Ein von seinem Sohn Hunter Biden geleiteter Investmentfonds finanzierte die Forschung und die Umsetzung des militärischen Bioprogramms der Vereinigten Staaten. Es ist offensichtlich, dass Joe Biden als sein Vater und als Staatsoberhaupt von diesen Aktivitäten wusste», sagte Wolodin laut staatlichen Medien. Wieder wiesen die US-Regierung und der ukrai-

nische Präsident Wolodymyr Selenskyj die Anschuldigungen vollumfänglich zurück.

Doch seither wurden Dokumente publiziert, die nahelegen sollen, dass Hunter Biden tatsächlich an der Finanzierung von Biolabors in der Ukraine beteiligt war. Die *Daily Mail* veröffentlichte E-Mails, die nach eigenen Angaben von Hunter Bidens Laptop stammen und belegen sollen, dass der Präsidentensohn geholfen hat,



Gelöschte Daten wiederhergestellt: Historiker Maxey.

Millionen von Dollars für die Finanzierung einer US-Firma namens Metabiota zu beschaffen, die sich auf die Erforschung von pandemieauslösenden Krankheiten spezialisiert hat.

Die Dokumente aus dem Jahr 2014 legen nahe, dass Hunter Biden und seine Kollegen über ihre Firma Rosemont Seneca Technology Partners 500 000 Dollar in Metabiota investierten und mehrere Millionen Dollar an Finanzmitteln für das Unternehmen von Investment-Giganten wie Goldman Sachs beschafften.

Gemäss den veröffentlichten Dokumenten ist Metabiota vom US-Verteidigungsministerium ins Leben gerufen worden. Später sei dieses Unternehmen privatisiert worden. «Metabiota hat in der Ukraine für Black & Veatch gearbeitet, ein US-amerikanisches Rüstungsunternehmen mit engen Verbindungen zu militärischen

Geheimdiensten, das in der Ukraine sichere Labors zur Analyse von tödlichen Krankheiten und Biowaffen aufgebaut hat», schreibt die *Daily Mail*.

New York Times bestätigt Echtheit

Die bislang unbekanntesten Dokumente stammen angeblich von Jack Maxey. Der Historiker, Yale-Absolvent und ehemalige US-Navy-Offizier arbeitete an der Wall Street bei Merrill Lynch. In den letzten Jahren betätigte er sich als Journalist und Forscher, unter anderem für den ehemaligen Nationalen Sicherheitsberater von Donald Trump, Steve Bannon. Maxey erklärte im Gespräch mit der *Weltwoche*, er persönlich habe die Dokumente auf Hunter Bidens Laptop entdeckt und der *Daily Mail* übergeben. Er sei seit Oktober 2020 im Besitz sämtlicher Daten aus Hunter Bidens Laptop.

Seit einigen Tagen befindet sich Maxey in der Schweiz, wo er mit einem hier wohnhaften IT-Techniker Daten aus Hunter Bidens Laptop zur Veröffentlichung aufbereite. In diesem Prozess habe er vermeintlich gelöschte Daten wiederhergestellt. «Wir haben 450 Gigabyte gelöschtes Material gefunden, darunter Tausende von Dokumenten, mehr als 100 000 E-Mails und 80 000 Bilder.» Dabei handle es sich unter anderem um Belege über Hunter Bidens dubiose Handelsbeziehungen in zahlreichen Ländern sowie über Kontakte zu Regierungskreisen von China über Russland bis Kasachstan. Ausserdem zahlreiche Akten aus dem US-Verteidigungsdepartement.

Die Geschichte um Hunter Bidens Computer sorgte erstmals kurz vor den US-Präsidentenwahlen 2020 für Schlagzeilen. Im April 2019 hatte der schwer drogenabhängige Hunter Biden den Laptop einem IT-Fachmann im US-Bundesstaat Delaware zur Reparatur gebracht, aber nicht mehr abgeholt. Der Fachmann übergab den Laptop dem FBI, hatte aber zuvor mehrere Kopien angefertigt. Eine davon übergab er im Herbst 2020 Rudy Giuliani, dem Anwalt von Donald Trump.

Jack Maxey war gemäss eigener Aussage Teil eines Recherche-Teams, welches die Daten da-



US-Massenmedien schwiegen die Geschichte tot: Präsident Obama mit seinem damaligen Vize Joe Biden und dessen Sohn Hunter (v. l.).

mals sichtete und den gesamten Inhalt der *New York Post* übergab. Diese veröffentlichte kurz vor der Präsidentschaftswahl Dokumente aus dem Laptop unter dem Titel «Bidens geheime E-Mails». Kaum war die Geschichte publik, behaupteten fünfzig ehemalige hohe Sicherheitsbeamte in einem offenen Brief, die E-Mails auf dem Laptop wiesen «alle klassischen Merkmale einer russischen Informationsoperation» auf. US-Massenmedien schwiegen die Geschichte tot. In einer beispiellosen Aktion zensurierten Twitter und Facebook jeden Hinweis auf die Story («Laptop aus der Hölle», *Weltwoche* 12/22).

Der Laptop geriet jüngst wieder in die Schlagzeilen, als die *New York Times* erstmals die Echtheit der Dokumente bestätigte. Maxey erklärt, er sei seit Oktober 2020 damit beschäftigt, den Inhalt des Laptops der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So habe er verschiedenen Medien, darunter der *Washington Post* und der *Daily Mail* eine Kopie des gesamten Laptops übergeben.

Im gegenwärtigen Krieg sind es die Dokumente aus der Ukraine, die besonderes Interesse wecken. Letzten Samstag lud Maxey eine Sammlung von 253 angeblich frisch entdeckten Dokumenten mit Bezug auf Hunter Bidens Aktivitäten für die Firma Metabiota via Swiss Transfer hoch. Der Schweizer Cloud- und Webhosting-Anbieter gehört zum Angebot von Infomaniak. Dank der Eigenentwicklung wurden bei der Software keine Hintertüren für Geheimdienste und andere ausländische Behörden integriert.

In den neu veröffentlichten Dokumenten lassen sich keine Hinweise finden, die belegten, dass die Ukraine mit oder ohne Unterstützung der US-Regierung biologische Waffen entwickelt hat, wie Russland behauptet. Gemäss Angaben

der amerikanischen Regierung zielt die US-Hilfe für die ukrainischen Biologielabors auf die Stärkung der öffentlichen Gesundheitsmassnahmen ab. Also zur Abwehr von biologischen Gefahren, nicht zu deren Produktion.

Doch die Firma Metabiota wirft Fragen auf. Die von der *Daily Mail* veröffentlichten Dokumente weisen auf Aktivitäten hin, die über die offiziell ausgewiesene Forschung mit biologischen Stoffen hinausgehen. So schrieb die Vizepräsidentin von Metabiota, Mary Guttie-

Offenbar gibt es Kräfte, die um jeden Preis weitere Nachforschungen verhindern wollen.

ri, 2014 ein Memo an Hunter Biden, in dem sie darlegte, wie sie «die kulturelle und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Ukraine von Russland durchsetzen» könnten. «Wie versprochen, habe ich das beigefügte Memo vorbereitet, das einen Überblick über Metabiota, unser Engagement in der Ukraine und darüber gibt, wie wir unser Team, unsere Netzwerke und Konzepte einsetzen können, um die kulturelle und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Ukraine von Russland und ihre weitere Integration in die westliche Gesellschaft zu erreichen.»

Das Angebot, bei der Durchsetzung der Unabhängigkeit der Ukraine zu helfen, scheint eine seltsame Avance für eine Biotech-Managerin zu sein. Länger bekannt ist, dass Hunter Biden dank dem Einfluss seines Vaters in dessen damaliger Funktion als Vizepräsident der USA unter Barack Obama zu lukrativen Geschäften kam. So wurde Hunter Biden Vorstandsmitglied

des ukrainischen Gasunternehmens Burisma. In einem E-Mail vom April 2014 enthüllte der Burisma-Manager Vadym Pozharskyj, dass Hunter Biden, der Sohn des damaligen Vizepräsidenten, ein «wissenschaftliches Projekt» mit Burisma und Metabiota in der Ukraine vorgeschlagen habe.

Welche Art von Partnerschaften verfolgten Metabiota und Burisma in der Ukraine? Warum steckt Hunter, ein Typ ohne Expertise in Energiefragen oder biologischer Forschung und eine labile Persönlichkeit mit schwerer Drogensucht, mitten in diesen dubiosen Geschäften? Und wie war der heutige US-Präsident in all diesen Deals involviert?

Telefonaufzeichnungen der Bidens

Der umfangreiche Inhalt von Hunter Bidens Laptop könnte Antworten auf diese Fragen liefern – und für zahlreiche neue Überraschungen sorgen. Doch offenbar gibt es Kräfte, die um jeden Preis weitere Nachforschungen verhindern wollen. Der Link, unter dem Maxey die Dokumente bei Swiss Transfer hochgeladen hat, wurde inzwischen von der Firma selbst blockiert. Er sei vom Unternehmen informiert worden, dass er Leitlinien der Firma verletzt habe, erklärt Maxey. Er vermutet, dass die Firma unter Druck der US-Behörden geraten sei und deshalb den Zugang zu den Dokumenten gesperrt habe.

Unter den Dokumenten, die Maxey aus den gelöschten Files auf Hunter Bidens Laptop wiederhergestellt hat, befinden sich gemäss seinen Angaben weitere brisante Informationen. Darunter angeblich auch umfassende Telefonaufzeichnungen der Familie Biden, möglicherweise auch des Präsidenten selbst.

Gottes Werk und des Menschen Beitrag

Er lebte sein stilles Leben, und dann traf er mich, was er nicht überlebte.



Ich liess die Flocken in das Wasser rieseln.

Wir hatten nicht einmal eine Jahreszeit, Oskar und ich, ein paar Wochen nur, das Ende des Winters und den Beginn des Frühlings. Oskar war scheu, leise sowieso, und alles, was er tat, sah aus wie in Zeitlupe. Oskar war ein Fisch, ich weiss nicht, ob er ein Goldfisch war, der im Alter eine schuppige Haut bekam, oder ein kleiner Koi. Jedenfalls schimmerte seine Haut blau und silbern und blassrot. Vor ein paar Tagen starb er, ich nehme es zumindest an, weil ich ihn nie tot gesehen habe.

Er lebte vor mir auf diesem Hügel unweit von Basel, in einem kleinen Teich, und ich wusste anfangs gar nicht, dass er da war, weil das Wasser dick gefroren war. Erst als es auftaute und ich all die toten Blätter aus dem Wasser fischte, sah ich dort, wo eine Pflanze wie einen Vorhang im Wasser geschaffen hatte, etwas schimmern, aber ich dachte mir nichts dabei. Als die erste Wärme des Frühlings kam und ich einen Tisch nahe des Tümpels hingestellt hatte und einen Stuhl und dort sass und in meinen Gedanken schwamm, die in einem Glas Rotwein Platz hatten, und immer wieder in den Tümpel schaute, weil mir der Blick in meine Seele oft verwehrt blieb, bemerkte ich ihn; wie er langsam am Grund ohne Eile seine Runden zog, spazierte wie ein alter Mann. Und ich sagte hallo und dass ich Mischa heisse und er auch einen Namen brauche, wenn wir uns vertraut machen wollten, so wie beim kleinen Prinzen und dem Fuchs.

Er hörte auf zu schwimmen, lag bewegungslos auf dem Grund, und ich sah seine wässrigen,

kleinen Augen. Ah, sagte ich, du weisst nicht, wer der kleine Prinz ist. Woher auch? Ich werde es dir sagen... Oskar. Ich nenne dich Oskar, geht das in Ordnung? Also, Oskar, der kleine Prinz ist mein Freund, schon ganz lange, länger, als du hier in diesem Tümpel lebst, so lange schon. Von niemand anderem habe ich so viel gelernt wie von ihm. Du fragst was, Oskar? Dass ich mit offenen Augen durch die Welt laufen soll, aber mit dem Herzen sehen, das ist die Weisheit des kleinen Prinzen. Fast jeder kennt sie, aber nur ganz wenige leben sie.

Warum das so ist, Oskar? Das ist eine schwierige Frage. Vielleicht, weil wir von dem, was wir sehen, so geblendet werden, dass wir es unbedingt haben wollen, weil wir denken, das Haben gibt uns ein tieferes Gefühl als das Sein.

Oskar schlug seine Schwanzflosse und versteckte sich hinter dem Vorhang, und ich dachte, dass das ein gutes erstes Gespräch war und ich mich glücklich schätzen konnte, Oskar zu haben, einen möglichen Freund, dem ich von den Bruchstellen meines Lebens, all den Freuden und dem Leid des Seins berichten könnte.

So verbrachten wir Stunden zusammen, ich sass da, blickte ins Wasser, und Oskar lag da, im Wasser, und ich erzählte ihm, von mir, von der Welt, vom Krieg, von den Gewässern und dem Fahrwasser, in dem sich die Menschen befinden, und dass ich mir überlegte, was ein angenehmeres Dasein wäre: eines als Fisch oder eines als Mensch.

Dann, als all die Bäume und Sträucher anfangen, Blüten zu tragen, Blumen aus dem Boden sprossen und das Gras anfing, wieder zu wachsen, sah ich ihn ein paar Tage lang nicht mehr, und ich machte mir Sorgen, aber dann war er wieder da, als ob nichts geschehen wäre. Doch schien er mir noch leiser als sonst, apathisch beinahe, und ich fragte ihn, ob er krank sei, ob er einfach auf den Frühling gewartet habe, um dann, nachdem er ihn noch einmal gesehen und gespürt hätte, zu sterben. Viel zu viel dachte ich über seine Mattigkeit nach. Bis mir die Idee kam, dass er Hunger haben könnte.

Ich kaufte Fischfutter, liess die Flocken in das Wasser rieseln, und Oskar schwamm nach oben, saugte gierig die kleinen Blättchen ein, es muss ein Festmahl gewesen sein, und ich hatte schon Angst, dass er bald platzen würde.

Er verschwand hinter seinem Vorhang, und anderntags war er wie verschwunden, und er tauchte nie mehr auf. Vermutlich hat ihn eine Katze aus dem Tümpel gefischt, ihn verschleppt und dann totgebissen und gefressen. Aber nicht die Katze war sein Tod, ich war es, der Mensch. Erst durch mein Futter war Oskar an die Oberfläche des Wassers geschwommen, was der Katze ermöglicht hatte, ihn zu schnappen. Das ist der Mensch, dachte ich, er sieht gelegentlich nicht, was er anrichtet; nicht mit dem Auge, nicht mit dem Herzen.

PERSONENKONTROLLE

Keller-Sutter, Schraner Burgener, della Valle, Schöll, Moser, Giezendanner, Putin, Cassis, Sissing, Loetscher, Lindner, Hidalgo, Lassalle, Zemmour, Macron, Le Pen



Herz für Cassis: Ulrich Giezendanner.

Karin Keller-Sutter, Heimweh-St. Gallerin, zieht es zurück in ihre Heimat. Nach einer pandemiebedingten Pause sucht die Chefin des Justiz- und Polizeidepartements den informellen Austausch mit Medienleuten. Dafür hat sie die Presse zu einem «Werkstattgespräch» in die Lokremise St. Gallen eingeladen, wo sie selber sowie Spitzenkader, etwa die Staatssekretärin für Migration, **Christine Schraner Burgener**, Fedpol-Direktorin **Nicoletta della Valle** und **Michael Schöll**, Direktor des Bundesamtes für Justiz, bei Kaffee und Gipfeli für ungezwungene Gespräche zur Verfügung stehen. Es ist gut, dass die Justizministerin uns in Erinnerung ruft, dass die Schweiz nicht nach Zürich aufhört. Aber muss das jetzt sein? (hmo)

Tiana Angelina Moser, Anti-Rosinenpickeerin, steht im Verdacht, die Grünliberalen als Fraktionschefin nach links zu führen. Bei einem Thema kennt die Zürcher Nationalrätin kein Pardon: Europa. Deshalb legt sie sich, anders als SP und Grüne, mit aller Vehemenz für Frontex ins Zeug. «Ein Ja zu Frontex heisst ein Ja zu Schengen», sagte die GLP-Frau im Interview mit *Nau*. Umgekehrt sage die Schweiz nein zu beiden. Schengen-Dublin sei ein eminent wichtiger Vertrag für die Schweiz in migrations- und sicherheitspolitischen Fragen. «Wir können nicht nur die Reisefreiheit wollen, aber uns nicht an der Sicherung der Aussengrenzen beteiligen.» Ein solches «Cherry-Picking» sei Vergangenheit. (odm)

Ulrich Giezendanner, Cassis-Versteher, bezieht im Ukraine-Konflikt eine klare Position: «Ich verurteile **Putin** aufs schärfste. Er gehört vor ein Kriegsgericht. Niemand hat das Recht, über Leben und Tod zu entscheiden.» Im Gegensatz zu vielen SVP-Exponenten will Giezendanner



Getrennt, vereint: Bianca Sissing.

Bundespräsident **Ignazio Cassis** für den Auftritt an der Friedensdemo auf dem Bundesplatz nicht kritisieren: «Er hat nicht die Neutralität verletzt, sondern Solidarität mit der Ukraine demonstriert.» Grundsätzlich hält Giezendanner die Neutralität aber für unantastbar. «Sie würde uns die Möglichkeit geben, eine wichtige Vermittlerrolle zu übernehmen.» Dass nun die diplomatischen Verhandlungen in der Türkei stattfinden, gibt ihm zu denken. «Das wäre eigentlich die Aufgabe der Schweiz.» (tre)

Bianca Sissing, Schönheitskönigin, und ihr Ehemann **Pirmin Loetscher**, Tennislehrer und Esoterikautor, gehen nach zwölf Jahren Ehe getrennte Wege. Die Miss Schweiz von 2003 sagt: «Ja, wir haben uns getrennt. Wir haben beide neue Partner, was aber nicht der Grund der Trennung ist. Und wir führen weiterhin in Freundschaft zusammen unser Geschäft.» (ah)

Christian Lindner, Finanzakrobat, bevorzugt eigenwillige Rechenmethoden. Trotz der Schlappe seiner Liberalen bei den Wahlen im Saarland sah der FDP-Chef und Finanzminister eine «Bestätigung» der Berliner Ampel-Koalition. Leider sei der Zuspruch «nicht gleich auf alle Parteien verteilt». Kann man so sehen: FDP und Grüne kamen gar nicht erst ins Parlament. (ky.)

Anne Hidalgo, rote Hoffnung, schmort im Umfragenkeller. Die Pariser Bürgermeisterin und Kandidatin der Sozialisten bei den französischen Präsidentschaftswahlen kommt in Umfragen auf 2 Prozent – noch hinter dem Schafzüchter **Jean Lassalle**. Abgeschmiert ist auch die rechte Hoffnung **Eric Zemmour** mit 10 Prozent. Auf den Plätzen eins und zwei liegen **Emmanuel Macron** und **Marine Le Pen**. (ky.)



INSIDE WASHINGTON

«Allen aus dem Herzen gesprochen»

Ein «Fauxpas», sagt das Wörterbuch, ist ein «Verstoss gegen gesellschaftliche Umgangsformen; Taktlosigkeit». In der amerikanischen Politik, hat der Journalist **Michael Kinsley** bekanntlich einmal bemerkt, bedeute «Fauxpas», «dass ein Politiker die Wahrheit sagt» und «versehentlich verrät, was ihm tatsächlich durch den Kopf geht». Zwar ist es immer riskant, sich in den Kopf von Präsident **Joe Biden** hineinzuwagen, aber bei seinem «Fauxpas», das Ende der Herrschaft von Russlands Präsidenten **Wladimir Putin** zu beschwören, dürfte es sich eher um das Zweite gehandelt haben.

Am Wochenende liess der amerikanische Oberkommandierende die Welt zu ihrem Erstaunen wissen: «Um Gottes willen, dieser Mann darf nicht an der Macht bleiben.» Bidens immer ängstliche, überarbeitete Berater beeilten sich, Schadensbegrenzung zu betreiben. Ein hilfreicher Übersetzer bei der Zeitschrift *Atlantic Monthly* erklärte, der alte **Joe** habe «uns allen aus dem Herzen gesprochen, [...] eine der liebenswerteren Eigenschaften des Präsidenten».

Der linke Aussenpolitik-Guru **Michael O'Hanlon** hingegen befürchtet, Bidens spontane Aussage verrate, wie die Dinge wirklich stehen. Der Mann von der *Brookings Institution* sagte der *Washington Post*, er befürchte, dass «das Top-Team nicht wirklich über eine sinnvolle Beendigung des Kriegs nachdenkt. Wäre dem so, dann wäre Biden nicht so etwas wie «**Putin muss weg**» durch die Rube gerauscht».

Der Geschichtspräsident **Niall Ferguson** berichtet in den *Bloomberg News*, mindestens ein Vertreter des Weissen Hauses habe klargestellt: «Das einzige Endspiel heute ist das Ende von **Putins** Regime.» Und darüber, da sind sich wohl alle einig, sollte man weder feixen noch «fauxen».

Amy Holmes

MÖRGELI

«Und es kamen Menschen»

Laut *Sonntagsblick* zeigen sich erste Risse in der Solidarität mit den bald 20 000 ukrainischen Neuankömmlingen. Im Jura hätten Flüchtlinge umplatziert werden müssen. Grund: «Spannungen mit den Gastfamilien». Den Helfern sei oft nicht bewusst, was auf sie zukomme, tönt's aus Baselland. Und im Aargau melden sich vermehrt Gastfamilien mit der Forderung, die Ukrainer «schnell in kantonale Strukturen» zurückzuführen.

Dies erinnert uns an ein Bonmot von Max Frisch. Der Schriftsteller hat den Zustrom südeuropäischer Arbeitskräfte während der Hochkonjunktur der sechziger und siebziger Jahre so kommentiert: «Wir riefen Arbeitskräfte, und es kamen Menschen.» In der Tat erwiesen sich die Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen als temperamentvoll, fröhlich und laut – jedenfalls im Vergleich zu den damaligen Polizist-Wäckerli-Schweizern.

«Wir riefen Flüchtlinge, und es kamen Menschen», könnte man gegenwärtig in Abwandlung von Frischs Zitat feststellen. Das Phänomen zeigt sich bei jeder Flüchtlingswelle: Nach dem ersten warmen Auflodern der Willkommenskultur folgt die kalte Dusche der Ernüchterung. Die Flüchtlinge sind nicht ganz so dankbar, wie es die Gastgeber erwartet haben. Sondern erstaunlich anspruchsvoll. Auch kamen sie möglicherweise mit neueren Autos und moderneren Klamotten, als sie ihre Gastfamilien besitzen. Manche Flüchtlinge wännen sich in einem Hotel statt in einem Privathaushalt und möchten ungern selbst Hand anlegen. Die hygienischen Vorstellungen zwischen Gastgebern und Gästen sind allzu unterschiedlich. Und die Flüchtlinge sind nicht ganz so geräuschlos wie erwartet.

Auch Ukrainer sind eben nur Menschen. Mit idealistischen, überhöhten Vorstellungen ist ihnen nicht gedient. Die Probleme beginnen jetzt erst. Kommen wirklich die Richtigen? Oder können sich die Richtigen gar nicht auf den Weg machen? Wie stemmt ein Acht-Millionen-Volk 42 Millionen potenziell Fluchtberechtigte? Es nützt nichts, einfach den Kopf in den humanitären Sand zu stecken. Unsere Politiker dürfen nicht vor den Flüchtenden flüchten.

Christoph Mörgeli

Wie reich ist Selenskyj?

Der ukrainische Präsident ist kein Oligarch wie sein Vorgänger. Aber er verdient besser als die Masse seiner Landsleute.

Wolfgang Koydl

Das Internet weiss alles, oder es tut zumindest so. Googelt man die Frage «Wie reich ist Wolodymyr Selenskyj», erhält man als Antwort eine Bandbreite von 1,5 Millionen bis 1,5 Milliarden Dollar. Belege und Beweise kriegt man keine.

Behauptungen, nach denen der ukrainische Präsident stolzer Besitzer von drei Jets, fünf Jachten und zahlreichen Luxusautomobilen sei, gehören wohl ins Reich der Fantasie. Bemerkenswert ist jedoch, dass selbst die niedrigste genannte Summe von 1,5 Millionen hoch ist in einem Land mit einem Durchschnittslohn von 260 Franken im Monat.

Bilanz der «Pandora Papers»

Der Präsident verdient 900 Franken. Auch wenn man berücksichtigt, dass Selenskyj vor der Wahl ein gutbeschäftigter Schauspieler mit einer eigenen Produktionsfirma war, erscheinen 1,5 Millionen Dollar viel. Dennoch scheinen sie der Realität nahezukommen. Als er nach seiner Wahl 2019 seine Vermögensverhältnisse offenlegen musste, nannte der neue Staatschef Gut haben im Wert von einer Million Dollar.

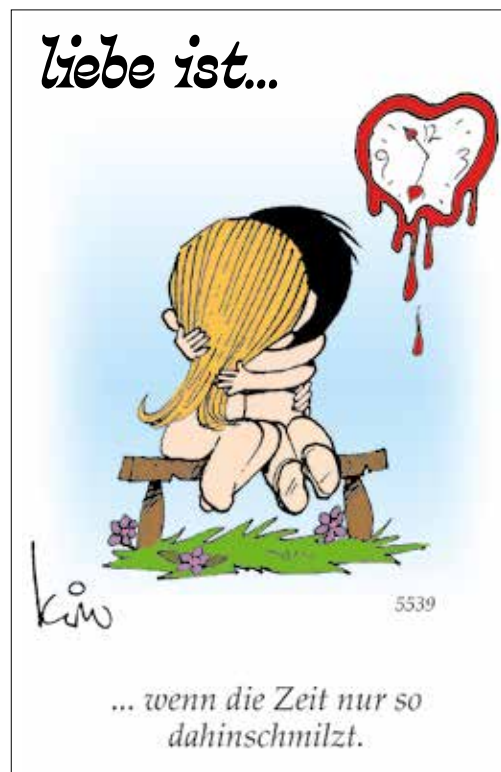
Dass dies nicht die ganze Wahrheit war, belegten zwei Jahre später die «Pandora Papers», die Kleptokraten in aller Welt demaskierten. Das Konsortium von Investigativjournalisten identifizierte die Ukraine als das Land mit den meisten korrupten Amtsträgern weltweit – insgesamt 38 Personen. Einer von ihnen war Selenskyj mit Offshore-Firmen in Belize, Zypern und auf den Britischen Jungferninseln. Sie waren von seiner Produktionsfirma Kwartal 95 gegründet worden. An der grössten, Maltex Multicapital Corp., hielten Selenskyj und seine Frau Olena einen Anteil von 25 Prozent. Nach der Wahl übertrugen sie ihre Anteile an den Kwartal-Manager Serhij Schefir, der alsbald zum engsten Berater des neuen Präsidenten aufstieg.

Allein über zyprische Konten der Selenskyj-Firmen sollen bis 2016 über 41 Millionen Dollar geflossen sein, die der dubiose Oligarch Ihor Kolomojskyj von seiner Privabank überwies. Die Zahlungen stoppten, als die Bank wegen Unregelmässigkeiten verstaatlicht wurde. Kolo-

mojskyj soll sich 5,5 Milliarden Dollar der Bank-einlagen angeeignet haben, bevor er fluchtartig das Land verliess.

Erst nach der Wahl Selenskyjs traute er sich zurück. Mit gutem Grund: Schliesslich hatte er den Wahlkampf des Komikers finanziert. Die beiden kannten sich seit Jahren. Selenskyjs erfolgreiche Fernsehserie «Diener des Volkes», die seinen Aufstieg ironisch vorwegnahm, lief in Kolomojskyjs Sender. Später produzierte Selenskyjs TV-Unternehmen Kwartal auch andere Programme für die Station.

Es besteht der Verdacht, dass Kolomojskyj über die Firmenkonten seines Schützlings Selenskyj schmutziges Geld wusch. Einiges blieb davon auch bei dem späteren Staatschef hängen – was dieser gut investierte. Sollte Selenskyj sein Amt verlieren, muss er sich also nicht sorgen. Ukrainische Kleptokraten-Konten wurden nicht gesperrt, und in London kann er unter mehreren Luxusimmobilien wählen, die ihm gehören.



Heidi nächstens allein im Rodewald

Heidi Z'graggen kämpft gegen die Interessen ihres Kantons Uri. Wie lange noch?



Die Schweiz hat für den ökologischen Umbau beste Voraussetzungen. In unseren Stauseen lagern, wenn sie voll sind, sieben Milliarden Kilowattstunden Strom. In Deutschland will man die Gasspeicher verstaatlichen, um sie strategisch einsetzen zu können. In der Schweiz wird turbinert, wenn es rentiert. Das Risiko der Stromspekulanten soll der Bund tragen.

Der beste Topf in den Alpen ist – mit einem Stauvolumen von 400 Millionen Kubikmeter Wasser – die hochgelegene Grande-Dixence. Sie war – was man leicht vergisst – nach dem Zweiten Weltkrieg die grösste Baustelle in ganz Westeuropa. Man hätte sie nie bauen können, wenn damals Raimund Rodewald, Heidi Z'graggen und Kurt Fluri den Alpenraum kontrolliert und kolonisiert hätten. Das Projekt «Make Gremgiols great again» produziert – wenn es realisiert wird – gleich viel Strom wie die Grande-Dixence. Davon 55 Prozent im Winter. Es stellt – verglichen mit der Grande-Dixence – einen Mini-Eingriff in die Landschaft dar: Bestossene Alpen werden nicht tangiert. Es wird zu einer Verbesserung der Biodiversität führen.

Heidi Z'graggen ist Ständerätin des Kantons Uri. Zuvor sass sie während sechzehn langen Jahren im Regierungsrat ihres Kantons, der nur 35 000 Einwohner zählt. Und der weitgehend von Subventionen lebt. Wie Bern und das Wallis auch. Auf Heidi Z'graggens Homepage lese ich: «Der Föderalismus macht, neben der direkten Demokratie, die Schweiz so erfolgreich. Die Eigenständigkeit der Kantone und ihr möglichst grosser Handlungsspielraum sind mir wichtig.» So, so.

Und ausgerechnet diese Heidi Z'graggen will mit ihrer Motion verhindern, dass die Gebirgskantone selber entscheiden können, ob sie hochalpine Solaranlagen auf ihrem Gebiet bewilligen wollen oder nicht. Z'graggen fordert einen Bau- und Planungsstopp, bis Simonetta Sommaruga

Der Kanton Uri wäre 2032 vor Zug der finanzkräftigste Kanton der Schweiz.

und ihre Beamten per Gesetz grünes Licht geben. Werden die nie machen, weil das Bundesamt für Energie ein irregeleitetes Wasserkrafts-*Stübli* ist.

Ich habe das Atom-U-Boot Heidi Z'graggen in der letzten *Weltwoche* angegriffen. Sie hat mir umgehend geantwortet:

«Mit Interesse habe ich Ihren «U-Boot-Heidi-Artikel» in der *Weltwoche* gelesen. Ich weiss natürlich, dass Sie ein grosser Verfechter von Solaranlagen im alpinen Raum für die Energiewende sind. Daher bin ich über Ihre Beurteilung nicht überrascht [...] Wir müssen in der Schweiz über Solargrossanlagen im alpinen Raum wohl oder übel reden [...] Ich bin kein grosser Fan von Riesensolaranlagen in den Alpen, gehe aber – als Realistin – davon aus, dass diese ein wichtiger Teil der Energiewende sein werden. Das läuft beim Bund und bei den Kantonen wenig koordiniert und zielgerichtet, so mehr nach «durchwursteln».

Ich meine aber, dass mein Vorstoss für die Bergkantone genau die Vorteile bringt, die wir brauchen: die Übersicht mit Konzept, wie viele Anlagen und wo in partizipativer Erarbeitung;

damit ist eine bessere Koordination möglich und daraus folgt eine zielgerichtete und damit letztlich schnellere Bewilligung [...]

Zudem wurde das Konzession- und Solarzinsmodell als Teil der Motion bisher übersehen [...] was aber ein wichtiges Anliegen ist, vielleicht interessiert Sie der ganze Text.»

Ich habe längst alles gelesen und begriffen: Bern soll entscheiden und nicht Altdorf. So wie bei den Wasserzinsen. Die Folge: Obwohl die Strompreise explodieren, sinken die Wasserzinsen real wegen der Teuerung. Weil sie bis 2030 festgezurr wurden. Auch so eine Fehlleistung von Heidi Z'graggen und Co.

Der Kanton Uri hat eine Fläche von tausend Quadratkilometern. Auf nur 2 Prozent dieser Fläche kann man – Baubeginn 2025 – locker pro Jahr zehn Milliarden Kilowattstunden Solarstrom produzieren. Davon 5,5 Milliarden im Winter. Wenn der Solarzins gleich hoch ist wie der Wasserzins, würden im Uri jedes Jahr 120 Millionen Franken in die Kassen von Gemeinden und Kanton Uri fliessen. Wenn die Gesellschaften ihren Steuersitz im Kanton Uri haben müssen, absehbar das Doppelte.

Der Kanton Uri wäre 2032 vor Zug der finanzkräftigste Kanton der Schweiz. Nicht dank dubiosen Oligarchen, sondern dank der Kraft der Urner Sonne. Frage: Wie lange kann sich der Kanton Uri eine Ständerätin leisten, die in Bern gegen die Selbständigkeit ihres Heimatkantons arbeitet?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

Schweiz, ja oder nein?

Politiker und Wirtschaftsführer haben vergessen, was unser Land auszeichnet. Langsam wird's Zeit für die ganz grosse Frage.

Hubert Mooser



Zu welchem Preis geschieht das alles? «Die Landsgemeinde» von Albert Welti und Wilhelm Balmer.

Der Ausnahmezustand wird zur Regel. Gerade als sich die Schweiz nach zwei Jahren Pandemie anschickte, in den Normalmodus zu wechseln, überraschte uns Russlands Herrscher Putin mit einem Angriffskrieg gegen die Ukraine. Die Bilder von zerbombten Häusern und die Schlangen von Kriegsflüchtlingen haben die Gemütslage der Schweizer erschüttert. Aber statt dass die Landesregierung in dieser Situation einen kühlen Kopf bewahrt, surfen unsere Bundesräte auf einer Welle von Emotionen.

Ununterbrochen ist von «Krise» die Rede. Es gibt einen Sonderstab Asyl wegen der ukrainischen Flüchtlinge und einen Sonderstab Energieversorgung, weil man sofort vom russischen Gas wegkommen will. Wie in der Pandemie informieren bereits wieder Spitzenbeamte des Bundes bei sogenannten Points de Presse über die Lage. Mitte-Präsident Gerhard Pfister ruft gar nach einem permanenten Krisenstab. Man könnte meinen, die Schweiz sei angegriffen worden und nicht die Ukraine.

Bern

Müsste der Bundespräsident jetzt nicht auf der Kommandobrücke in Bern stehen? Statt zu regieren, versucht sich Ignazio Cassis (FDP) in Politik-Marketing. Vergangene Woche reiste er nach Polen, um Toblerone-Schokolade an Kinder zu verteilen und schöne Fotos von sich knipsen zu lassen. Die wöchentliche Bundesratssitzung liess man deswegen ausfallen.

Auch SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga war unterwegs. Sie diskutierte in den Niederlanden über Windräder, die in der Schweiz kaum jemand will. Karin Keller-Sutter (FDP) zeigte sich unterdessen im Asyl-Aufnahmезentrum Basel bei den ukrainischen Kriegsvertriebenen. Die einzige vertretbare Reise war jene von Ueli Maurer (SVP) nach Katar. Er bemühte sich, sicherzustellen, was Bundesrätinnen und Parlamentarier aus allen Lagern wollen – die Schweiz von der Gaszufuhr aus Putins Russland abzuhängen. Dafür braucht es Ersatz aus anderen Weltgegenden.

Wenn es in diesem Lande eine Krise gibt, dann eine staatspolitische. Gestützt auf das Embargogesetz, hat der Bundesrat die Neutralität beschädigt, indem er EU-Sanktionen auf Druck

der Öffentlichkeit und des Auslands übernahm. «Die Neutralität wird dadurch nicht tangiert», sagte Cassis. Tatsächlich? Die Medien im Ausland haben den Entscheid des Bundesrats als einen Bruch mit der Neutralität interpretiert, ebenso der amerikanische Präsident in seiner State-of-the-Union-Rede.

Matterhorn vs. Neutralität

Die Frage drängt sich auf: Wollen wir überhaupt noch eine Schweiz, wie sie seit Ewigkeiten besteht, oder geben wir sie auf? Ein Beispiel ist die Kandidatur für einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat, eine Idee aus der Ära von SP-Bundesrätin Micheline Calmy-Rey. Obwohl es grosse Bedenken bis weit in die bürgerliche Mitte hinein gab, war das Parlament nicht bereit, ernsthaft über diese neutralitätspolitisch hochbedeutsame Frage zu diskutieren. Stattdessen fraternisiert Bundespräsident Ignazio Cassis auf dem Bundesplatz bei einer Pro-Ukraine-Demo mit Staatschef Wolodymyr Selenskyj, dem Vertreter einer Kriegspartei.

Wissen unsere Politiker noch, was die Schweiz auszeichnet? Nein, es sind nicht Scho-

kolade, Uhren und das Matterhorn. Es ist ihr politisches System, es ist die Neutralität. Egal, wo Schweizer in der Welt hinkommen, überall werden sie auf die Neutralität angesprochen. Dasselbe gilt für die direkte Demokratie. Auch die Sprachenvielfalt ist oft ein Thema, und politisch besonders interessierte Gesprächspartner reden anerkennend vom ausgeprägten Föderalismus des Landes. Das alles hat Modellcharakter, dafür wird die Schweiz bewundert und auch beneidet.

Jahrhunderte ohne Kriege

Anfang der 1990er Jahre bezeichnete der damalige deutsche Aussenminister Hans-Dietrich Genscher (FDP) die Schweiz als Vorbild für die europäische Integration. Die EU hat sich, wie man heute weiss, in eine andere Richtung entwickelt. Sie leidet unter einem erheblichen Demokratie-defizit. Aber unter dem Eindruck der Ukraine-Krise, in der man den Wünschen der EU-Staaten eilfertig entsprochen hat, winkte der Nationalrat eine parlamentarische Initiative durch, mit

Man könnte meinen, die Schweiz sei angegriffen worden und nicht die Ukraine.

der man dem Bundesrat bei europapolitischen Fragen die Macht entreissen will. Der Vorstoss, von EU-Turbos wie SP-Nationalrat Eric Nussbaumer und der Grünliberalen Tiana Angelina Moser nach der Beerdigung des Rahmenvertrages im Frust ausgeheckt, soll den Bundesrat zwingen, die Schweiz institutionell an die EU anzubinden.

Ohne europäische Integration hat das Land Jahrhunderte ohne Kriege erlebt und Armut in Wohlstand umgewandelt. Welchen Vorteil sollten wir aus einem Heranrücken an Europa ziehen? Wir haben uns bei der Finanzkrise 2008 und während der Corona-Krise 2020 finanziell besser aus der Affäre gezogen als die meisten EU-Staaten. Die Schweiz stehe wirtschaftlich viel besser da als alle umliegenden EU-Staaten, sagte Banker-Legende Oswald Grübel in einem Interview mit dem *Nebelspalter*. Deshalb könne er nicht verstehen, warum man sich diesen Staaten unbedingt annähern wolle. Das führe nur dazu, dass die Eidgenossenschaft auf das gleiche Niveau falle, so der gebürtige Deutsche, der auch lange in Grossbritannien lebte.

Wo sind die Schweizer Politiker und Wirtschaftskapitäne, die das Land erhalten wollen? Der Zürcher Ständerat Ruedi Noser (FDP), Verwaltungsrat einer Credit-Suisse-Tochter, profitiert seit Jahren direkt davon, dass dieses Bankhaus mit dem globalen Geldadel geschäftet. Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine hat er plötzlich Skrupel. Die linke *Woz* meldete, Noser finde es «pervers», dass Europa mit dem Kauf von russischem Gas Putins Krieg gegen

die Ukraine mitfinanziere. Auf Nachfrage der *Woz* über Twitter, ob die Rolle der Schweiz als Handelsplatz russischer Rohstoffe und Tresor entsprechender Milliarden nicht genauso pervers sei, antwortete Noser: «Ja.»

Als die *Weltwoche* bei Noser nachfragte, ob er damit sagen wolle, dass die Schweiz nicht mehr mit russischen Rohstoffen handeln und die Milliarden reicher Russen verwalten dürfe, gab er folgende Erklärung ab. «Nein, ich bin nicht dieser Meinung. Aber ich bin der Meinung, dass das Embargo gegen Russland zu schwach ist. Es muss auch die Rohstoffe mit einschliessen.» Nun steht es der Credit Suisse frei, alle Rohstoffgeschäfte mit Russland per sofort zu sistieren. Doch lieber schiebt Noser die Verantwortung an den Bundesrat ab. Damit schwächt er die Schweiz, deren Namen seine Credit Suisse so stolz trägt.

Machen wir uns nichts vor: Was dieser Tage passiert, ist eine Schwächung der Schweiz. Wer soll sich denn noch auf dieses Land verlassen können, wenn Regierung und Parlament beim ersten Windstoss einknicken und sich in einen Wirtschaftskrieg gegen Russland drängen lassen? Der in Russland lebende Schweizer Anwalt Peter Hänseler weist darauf hin, dass wir uns erstmals in der Geschichte der schweizerisch-russischen Beziehungen auf einer Liste «unfreundlicher Staaten» wiederfinden. Und was ist mit China oder Indien, die sich nicht von den Amerikanern und ihren europäischen Verbündeten in diesen Konflikt hineinziehen lassen? Wie stehen wir vor diesen Handelspartnern heute da? Als verlässlicher Partner? Leider ist das Gegenteil der Fall.

Ging es wirklich nicht anders? Gab es keinen anderen Weg? Christoph Frei, Staats-

wissenschaftler an der Universität St. Gallen, erklärte gegenüber der *NZZ*, dass ein dauerhaft neutraler Kleinstaat versuchen müsse, sich merklich von anderen Ländern zu unterscheiden und eine eigene Rolle zu spielen. Mit dem fatalen Neutralitätsbruch machten wir es genau andersrum. Leichtfertig haben wir unsere Glaubwürdigkeit aufs Spiel gesetzt.

Der Sonderfall Schweiz ist keine blosser Worthülle. Er ist das Elixier unseres wirtschaftlichen Erfolges. Jedes zweite Unternehmen in diesem Land setzt hinter den Produktnamen die Schweizer Fahne oder das Label «Swiss made». Das steht nicht einfach für Qualität. Es steht für die Schweiz und ihre bewährten Werte.

Unbehagen im Kleinstaat

Linke Intellektuelle oder solche, die sich dafür halten, hatten für den Sonderfall immer nur Spott und Verachtung übrig. Doch inzwischen helfen ihnen auch bürgerliche Vertreter bei der Demontage der Schweiz. Sie alle empfinden offensichtlich ein Unbehagen im Kleinstaat, so wie die Diplomaten, die sich zu höheren Chargen berufen fühlen, als sie ihnen ein Land wie die Schweiz bieten kann.

Als der Bundespräsident die Übernahme der Sanktionen beschloss, war das für diese Kreise eine Art Befreiungsschlag. «Herr Cassis war in einer SVP-ähnlichen Vision der Neutralität gefangen, seine Zögerlichkeit zu Beginn des Kriegs zeugt davon», sagte der Genfer SP-Ständerat Carlo Sommaruga zur *NZZ am Sonntag*. Heute übernehme Cassis die Rolle eines humanitären Bundespräsidenten.

Leider unterliess die freisinnige *NZZ* beim Sozialdemokraten die Nachfrage: Zu welchen Preis geschieht das alles?

«Heute dauert die Zukunft länger. Hoffentlich selbstbestimmt.»

Rolf Dörig
Verwaltungsratspräsident

Für das selbstbestimmte Leben unserer Kundinnen und Kunden.

SwissLife

Mein Plan für den Frieden

Der Westen sollte die russischen Soldaten auskaufen.
Was das kosten würde? 15 Milliarden Euro.

Oliver Herren

Der Angriff Russlands auf die Ukraine eskaliert Schritt für Schritt, der Druck der russischen Armee bewirkt immer grösseren Gegendruck auf Seiten der Ukrainer. Eine in Kriegen oft beobachtete Gewaltspirale dreht sich immer weiter, mit einer absehbar leider steigenden Anzahl von Opfern in der Zivilbevölkerung und bei den Kampfverbänden. Russland hat die Ukraine durch Verletzung praktisch aller Abkommen, vor allem des Völkerrechts, ungerechtfertigt angegriffen. Westliche Länder versuchen, die Ukraine mit Material oder Waffen zu unterstützen. Klar ist: Es wird auf beiden Seiten nur Verlierer geben.

Vermutlich fanden sich die russischen Soldaten auf dem Feld unerwartet in einem Krieg gegen ihr «Brudervolk» wieder. Auch die russischen Soldaten sind Opfer von Putins Aggression.

Wohlstand, Chancen, Perspektiven

Wie könnte die Gewaltspirale gestoppt werden? Meiner Meinung nach gibt es eine Möglichkeit, die bisher noch nicht diskutiert worden ist.

Beginnen wir mit den Stärken der westlichen Demokratien: Diese bieten ihren Bevölkerungen eine bisher noch nie dagewesene Lebensqualität, Freiheiten und eine Vielzahl an Möglichkeiten. Der Westen ist wirtschaftlich stark. Im Vergleich zu Russland und anderen Diktaturen punktet er mit Wohlstand, ausgezeichneten Bildungschancen, und guten Perspektiven.

Die russische Armee scheint mehrheitlich aus jungen Rekruten zu bestehen, die wenig Motivation haben, in diesem Krieg zu kämpfen. Die Soldaten sind unter anderem in der Armee, weil diese ihnen als Arbeitgeber wenigstens ein kleines, sicheres Einkommen bietet. In Russland liegt der Monatslohn im Durchschnitt bei 220 Euro. Die Menschen sind mehrheitlich arm,

Wie kann man vor diesem Hintergrund den russischen Soldaten einen Ausweg aus dem Krieg bieten? Der Westen ist in der Lage, Geld sozusagen aus dem Nichts zu erschaffen, da die Produktivität und das Vertrauen in die westlichen Staaten gross sind. Dem gegenüber stehen arme russische Soldaten ohne Perspektive

ausser vielleicht dem Tod. Es ist anzunehmen, dass zumindest die Soldaten mitbekommen haben, dass sie in der Ukraine niemanden befreien und nicht willkommen sind. Zudem scheint die russische Armee Mühe zu haben, die Versorgung sicherzustellen: Hunger und Entbehrung auf Seiten der Soldaten sind die Folge.

Prämie für Kriegsmaterial

Es ist an der Zeit, dass der Westen jedem russischen Soldaten folgendes Angebot macht:

1 — 100 000 Euro auf ein Bankkonto auf den Namen des Soldaten, ausbezahlt in 24 Raten über zwei Jahre, als Gegenleistung dafür, dass der Soldat desertiert und zu einem Zivilisten wird.

2 — Eine befristete Aufenthaltsbewilligung für ein EU-Land oder die USA für den Soldaten und seine direkte Familie (Frau, Kinder), die zu einer unbefristeten Aufenthaltsbewilligung führt, wenn der Soldat sich nichts zuschulden kommen lässt. Allenfalls mit neuem Namen.

3 — Transfer in ein EU-Land der Wahl, allenfalls mit Ausnahme der zum Konflikt angrenzenden Länder.

4 — Sprachkurse und optional eine kostenlose Ausbildung, dies für eine optimale Integration in den Arbeitsmarkt und das entsprechende Land.

5 — Unterstützung bei der Einreise für die Familie (Frau, Kinder).

6 — Eine zusätzliche Prämie für alles Kriegsmaterial, das die russischen Soldaten der Nato abliefern, im Bereich von 5 Prozent des Materialwerts.

Kleptokratie Putins

Dabei soll das Angebot zusammen mit Spezialisten und bereits desertierten Soldaten so verbessert werden, damit es eine möglichst grosse Wirkung entfaltet. Die Kosten, um die 150 000 russischen Soldaten zur Aufgabe zu bewegen, würden sich damit auf 15 Milliarden Euro belaufen. Das ist wenig im Vergleich zu den bereits entstandenen und noch zu erwartenden Kosten – und ein Klacks im Vergleich zu dem menschlichen Leid, das bereits verursacht worden ist. Und wenn zudem viel Kriegsmaterial mitkommt, sinken die Kosten entsprechend.

Ziel ist es, den russischen Soldaten ein unwiderstehliches Angebot für den Frieden zu machen. Nutzen wir die Stärken des Westens: Freiheit, Demokratie, Wohlstand. Und hoffen wir, dass die Kleptokratie Putins bald Geschichte ist. Danach müssen wir dafür sorgen, dass Europa und die USA so umfangreich im zusammengebrochenen Russland investieren, wie die USA nach dem Zweiten Weltkrieg in Japan und Deutschland investiert haben.

Damit soll man Russland zu einer aufstrebenden, demokratischen Nation machen, vielleicht zu einem Mitglied der EU und der Nato. Diese Chance hat man beim Zusammenbruch der Sowjetunion verpasst, sonst wären wir nicht an dem Punkt, an dem wir heute sind.

Vielleicht haben wir nochmals eine Chance. Nutzen wir sie.



Oliver Herren ist Chief Innovation Officer und einer der Gründer von Digitec Galaxus.

Brotz' unsichtbare Chefin

Franziska Egli leitet die «Arena»-Redaktion.
In der Krise duckt sie sich weg.

Christoph Mörgeli

Ein gutes Jahr lang versuchte sie es auch vor der Kamera. Doch ihr Gastspiel als Moderatorin des Nachrichtenmagazins «10 vor 10» endete für Franziska Egli im Februar abrupt. Der Funke zum Publikum wollte einfach nicht überspringen. Sie wirkte nervös und unsicher, ja schien streckenweise gar zu leiden. Ihr Ausflug in die Glitzerwelt der Präsentatorinnen, der ihr Prominenz und lukrative Engagements hätte sichern sollen, war gescheitert.

Mittlerweile dürfte Franziska Egli froh sein, sich wieder auf eine einzige Arbeit konzentrieren zu können. Denn die wichtigste politische Diskussionssendung des Schweizer Fernsehens (SRF) steckt nicht nur wegen des von der SVP öffentlich angekündigten Boykotts der Sendung in einem Allzeittief. Die tiefe Einschaltquote machte der «Arena» schon vor dem Rassismuvorwurf von Moderator Sandro Brotz an die Adresse von SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi zu schaffen.

Freundliche Gastgeberin

Dabei äussern sich die «Arena»-erprobten Politiker aller Lager zumeist positiv über die Sendeleiterin und Mutter eines kleinen Kindes. Die studierte Politologin sei zugänglich, unkompliziert und offen. Sie gehe Themen wie Personen vorurteilslos und sachbezogen an und bewähre sich als freundliche Gastgeberin. Weit schwieriger erweist sich die telefonische Kontaktnahme mit Franziska Egli. Ein Anruf der *Weltwoche* bei der «Arena»-Redaktion wird an die SRF-Telefonzentrale weitergeleitet. Dort wiederum empfiehlt man, das Anliegen dem Kundendienst vorzulegen. Der Kundendienst seinerseits verweist auf den allgemeinen Mailverkehr des Schweizer Fernsehens.

Statt Franziska Egli beantwortet schliesslich ein Medienbeauftragter von SRF die Fragen der *Weltwoche*: «Da SRF den direkten Kontakt zur SVP sucht, wird sich SRF nicht weiter zur Mitteilung der SVP äussern – gegenüber keinem Medium.» Klar wird aus der Stellungnahme allerdings, dass zahlreiche Beanstandungen von Zuschauern eingetroffen sind. Dazu werde SRF gegenüber der Ombudsstelle fristgerecht eine

Stellungnahme abgeben: «Auch dieser will SRF nicht vorgreifen und äussert sich daher zu besagter Sendung aktuell nicht weiter.»

Die Sendungsverantwortliche Franziska Egli duckt sich ganz offensichtlich weg. Dabei hat die SVP mitgeteilt, sie werde bis auf weiteres nicht mehr an der «Arena» teilnehmen. Gleichzeitig verlangte die wählerstärkste Schweizer Partei eine Aussprache mit der Leitung des öffentlich-



«Kein Kommentar»:
Journalistin Egli.

rechtlichen Fernsehens über dessen gesetzlichen Auftrag. Auch will die SVP wissen, wie künftig wieder eine neutrale Moderation gewährleistet werden könne.

Auslöser des Konflikts bildete eine «Arena»-Sendung über die nationalrätliche Sonderdebatte zum Ukraine-Krieg. Dort bezichtigte Moderator Sandro Brotz den SVP-Fraktionspräsidenten eines konkreten Straftatbestandes, nämlich des Rassismus: «Wir halten ganz klar fest: Was Sie gesagt haben, war rassistisch. Punkt. Ausrufezeichen.» Aeschi hatte in seinem Votum auf einen Vorfall vom 6. März in Düsseldorf angespielt. Er warnte vor Asylmissbrauch, indem es vorgekommen sei, dass ukrainische

«Flüchtlinge» – in Wirklichkeit aus dem Irak und aus Nigeria stammend – eine Achtzehnjährige Ukrainerin vergewaltigt hätten. Damit entfachte Aeschi einen Sturm der Solidarität – nicht mit dem Vergewaltigungsopfer, sondern mit den mutmasslichen Tätern.

«Arena» ist kein Gericht

Der Fehltritt von Moderator Sandro Brotz ist schwer wegzudiskutieren. Dieser verkörpert kein Gericht und hat daher kein Urteil über einen vom Volk gewählten Parlamentarier zu fällen. Fast noch schlimmer indessen war die Stellungnahme von TV-Chefredaktor Tristan Brenn. Dieser stellte sich nämlich umgehend vor Brotz und twitterte: «Rassismus benennen ist keine Frage von Parteilichkeit. Haltung zeigen gehört zum Selbstverständnis von öffentlichen Medien – auch bei SRF.» Auch Brenn dilettiert hier als Richter und bringt obendrein das hochproblematische «Haltung zeigen» ins Spiel.

Wer eine politische Haltung nach aussen zeigt, äussert seine politische Überzeugung. Denn es gibt keinerlei Konsens über eine allgemein akzeptierte «Haltung» innerhalb des rechtsstaatlichen Rahmens. Diesen Rahmen abzustecken haben einzig die Gesetze und die Richter, keinesfalls die zu Objektivität verpflichteten Staatsmedien. Das Schweizer Fernsehen ist weder ein Gerichtshof noch Teil der judikativen Gewalt. Sondern im besten Fall Bestandteil der sogenannten vierten Gewalt, also der informierenden und kommentierenden Medien.

Sandro Brotz versucht jetzt einen Entlastungsschlag, indem er bei ihm bekannten Journalisten ein Mail von Nationalrat Thomas Aeschi herumschickt. Darin versicherte der SVP-Fraktionschef am Tag nach dem Vorfall, Moderator Brotz habe seine Arbeit ordentlich gemacht. Aeschi gehört dem Vernehmen nach innerhalb des SVP-Parteileitungsausschusses auch nicht zu den treibenden Kräften des «Arena»-Boykotts. Die Parteispitze gibt allerdings zu bedenken, Aeschi habe seine versöhnlichen Zeilen abgeschickt, noch bevor Brotz sein standgerichtliches apodiktisches Rassismusurteil gegen Aeschi in alle Welt vertwittert habe.

Odessa bleibt ukrainisch

Einen grossen Teil der Ukraine hat die russische Invasion schon vom Meer abgeschnitten. In der Region der wichtigen Hafenstadt Odessa ist das bisher aber nicht gelungen.

Kurt Pelda

Die Fahrt nach Mikolajew führt an Stränden, Weinreben und Windrädern vorbei. Das Land im Nordosten der Hafenstadt Odessa ist flach, Äcker erstrecken sich bis zum Horizont. Vereinzelt ziehen Traktoren Sämaschinen über die Felder, es ist die Zeit der Aussaat. Die idyllische Sicht auf die Region an der Schwarzmeerküste täuscht allerdings: Die Ukrainer haben viele Sandstrände vermint, um russische Landeoperationen zu erschweren. Auf der grossen Küstenstrasse bringen Sattel-schlepper und dunkelgrüne Militärlastwagen am helllichten Tag Nachschub von Odessa in die nahe der Front gelegene Hafenstadt Mikolajew. Als ob es keine russische Luftwaffe gäbe, die Fahrzeugkonvois jederzeit angreifen könnte.

Die Küste zwischen Odessa und Mikolajew ist durchfurcht von Gewässern. Eine Lagune dient als Hafen für ein grosses Chemiewerk und für ein Verladeterminale, dessen Silos bis zu 290 000 Tonnen Getreide speichern können. Doch verladen wird hier im Moment gar nichts, denn Russlands Marine hat eine Seeblockade eingerichtet, um die Ukraine wirtschaftlich zu ruinieren. Zugleich haben die Ukrainer ihre Seehäfen vermint. Alle Seewege sind blockiert.

Etappenziel auf dem Weg

«80 Prozent unserer Exporte wurden vor dem Krieg verschifft», sagt Witalij Kim, der koreanischstämmige Gouverneur des Verwaltungsgebiets Mikolajew. «Doch damit ist wegen der russischen Blockade vorerst Schluss. Das ist im Moment unser grösstes wirtschaftliches Problem.» Der 41-Jährige ist nach Präsident Selenskyj der derzeit wohl populärste Politiker des Landes, nicht nur wegen seiner koreanischen Wurzeln, sondern vor allem wegen seiner coolen Art. In einem Selfie-Video zeigte er sich kürzlich furchtlos an einem Sandstrand seines Verwaltungsgebiets, unweit der russisch besetzten Region um die Hafenstadt Cherson.

«Ich bin immer entspannt», sagt Kim im Interview mit der *Weltwoche*. «Wir versuchen, unsere Städte in die Normalität zurückzuführen, die Strassen und die Geschäfte wieder zu öffnen.»

Odessa



Berühmt durch Sergei Eisensteins Filmklassiker: Touristen-Promenade von Odessa.

Die Russen hätten Mikolajew vor zwei Wochen angegriffen, aber die Situation sei jetzt besser. «Wir haben nun mehr Ressourcen als zuvor – den Russen sei Dank.» Damit spielt Kim auf das Militärmaterial an, das die Invasoren bei einem grossangelegten Umgehungsmanöver nördlich und nordöstlich von Mikolajew verloren haben.

Warum ist Mikolajew so wichtig für beide Kriegsparteien? Die Stadt ist ein entscheidendes Etappenziel auf dem Weg nach Odessa, dem wichtigsten Hafen der Ukraine. Durch Mikolajew fliesst der südliche Bug (nicht zu verwechseln mit dem Bug in Polen), der mit Fahrzeugen nur über eine 1500 Meter lange Kombination aus Brücke und Damm zu überqueren ist.

Ursprünglich erfolgte die russische Invasion aus dem Norden in Richtung der Hauptstadt Kiew und im Osten unter anderem gegen Charkiw, die zweitgrösste Stadt des Landes. Im Süden stiessen die Russen von der seit 2014 besetzten Halbinsel Krim einerseits gegen Odessa im Westen vor und andererseits gegen die Industriestadt Mariupol im östlichen Donbass. Dabei hatten die Invasoren anfänglich Glück, denn die Ukrainer verpassten es, die wichtige Brücke über

den Dnjepr in Cherson zu sprengen. Armee und Polizeikräfte zogen sich dort fast kampflos in Richtung Mikolajew zurück.

Östlich der Krim haben die Russen die Ukraine bereits vom Zugang zum Asowschen Meer abgeschnitten. Dort wird Mariupol von ihnen belagert, bombardiert und ausgehungert. Einen ähnlichen Vorstoss hatte das russische Kommando wohl westlich der Krim vor, bis nach Odessa, um das Land vollständig vom Meer abzuschneiden. Wäre das gelungen, hätte sich die russische Armee mit ihren in Transnistrien stationierten Truppen vereinigen können, nur wenige Dutzend Kilometer von Odessa entfernt. Von dort hätten sie die Ukraine auch erstmals von Westen her attackieren und den ukrainischen Streitkräften so in den Rücken fallen können. Doch dazu ist es nicht gekommen.

Woran der grosse Plan der russischen Generale gescheitert ist, erklärt der Bürgermeister von Mikolajew, Oleksandr Syenkewych. Der Vierzigjährige trägt eine schussichere Weste, ein Sturmgewehr mit Schalldämpfer, und in seinem Hosensack steckt eine österreichische Glockpistole. «Seit Kriegsbeginn sind in Mi-

kolajew 21 Zivilisten getötet und etwa siebzig verwundet worden, hauptsächlich durch Artilleriebeschuss und Bombardemente», erzählt Syenkewych. Dabei habe sich der russische Hauptangriff gar nicht gegen die Stadt mit ihrem strategisch wichtigen Übergang über den südlichen Bug gerichtet. Vielmehr hätten die Russen nördlich davon versucht, eine Pontonbrücke zu errichten. Dabei seien sie von beiden Ufern beschossen worden und hätten das Weite suchen müssen. «Wenn sich die Russen zurückziehen, verminen sie jeweils das Gelände.»

Die von Gouverneur Kim erwähnte Ankerbelung der Wirtschaft lässt sich in Mikolajew gut beobachten. So ist der grosse Zentralmarkt wieder gut besucht, und es öffnen immer

Die russische Marine hat schon ein Landungsschiff verloren, vermutlich durch einen Drohnenangriff.

mehr Geschäfte und Gaststätten. Das Restaurant «Roppongi & La Terrazza» servierte vor dem Krieg rund 300 Mahlzeiten pro Tag. Nun kommen wieder vereinzelt Gäste, aber Hauptaufgabe der Küche ist die Zubereitung von täglich tausend Mahlzeiten für Vertriebene. Immer noch sind jede Nacht Einschläge russischer Raketen und Granaten zu hören, besonders in den östlichen Aussenbezirken. Inzwischen hat eine ukrainische Gegenoffensive die russischen Truppen bis in die Region Cherson zurückgedrängt.

Viel war in westlichen Medien über eine angeblich unmittelbar bevorstehende russische Landungsoperation bei Odessa zu lesen. Die russische Marine hat unterdessen aber schon ein Landungsschiff verloren, vermutlich durch einen Drohnenangriff. Weil es an der Schwarzmeerküste so viele Flüsse und Lagunen gibt, würden die Russen mit einer Landung an einem Strand fast überall riskieren, von Anfang an auf drei Seiten von Wasser umgeben zu sein. Das würde es den Ukrainern sehr erleichtern, gelandete Truppen zurückzuwerfen. Die küstennahen Quartiere von Odessa wurden ebenfalls mit Panzersperren, Barrikaden und Stützpunkten zu einer Festung ausgebaut. Selbst

Fussgänger kommen kaum noch durch. In der Nähe des Opernhauses finden sich Bunker aus Betonblöcken und Sandsäcken.

Potemkinsche Treppe

Etwas weiter in Richtung Hafen steht das Riche-lieu-Denkmal – unter einem Berg aufgestapelter Sandsäcke zum Schutz vor Granateinschlägen. Von dort führt eine breite Treppe zum Hafens-areal hinunter. Berühmt wurde sie durch Sergei Eisensteins Filmklassiker «Panzerkreuzer Potemkin». Ein Teil der etwa 130 Meter langen potemkinschen Treppe ist zwar noch zugänglich, doch in der Hälfte wird sie durch Rollen aus Rasierklingendraht abgesperrt. Auf dem Primorsky-Boulevard nebenan drängten sich früher Touristen, nun aber richtet ein einsamer ukrainischer Kampfpanzer sein langes Geschützrohr drohend in Richtung Meer.

Weil der Angriff bei Mikolajew abgewehrt wurde, sind die meisten Quartiere Odessas belebter als zuvor. Anders als in Kiew haben selbst grosse Kaufhäuser Mitte März wieder geöffnet. Nur die vielen Uniformierten und Befestigungen sowie gelegentlich aufheulende Alarmsirenen erinnern noch an den Krieg.

Sascha ist ein 34-jähriger Ukrainer mit kretischen Wurzeln. Vor dem Krieg arbeitete er bei einer im Kanton Schwyz ansässigen Firma, die Reisen in die Ukraine organisierte. Er liebt Freizeitaktivitäten in der Natur und träumt davon, nach dem Krieg in den Schweizer Alpen wandern zu gehen. Seine Freunde waren in der Filmbranche tätig und versuchen nun, mit ihrer Profivideoausrüstung auf Journalismus umzusatteln. Weil sie wehrfähig sind, müssen sie gelegentlich Trainingseinheiten bei der Territorialverteidigung absolvieren. Auf dem Programm stehen an diesem Tag Erste Hilfe und Manipulationen am Sturmgewehr AK-74. Geschossen wird allerdings nicht. Sascha wohnt in einer Wohngemeinschaft, die früher aus vier Personen bestand. Inzwischen ist sie wegen des Kriegs auf sieben Bewohner angewachsen.

In Odessa wird mehrheitlich Russisch und nicht Ukrainisch gesprochen. Die Muttersprache von Sascha und der restlichen Wohngemeinschaft ist Russisch. Zu den Mitbewohnerinnen gehört auch die 41-jährige Natascha. Sie hat lange in Grossbritannien gelebt und hätte dort sogar die Staatsbürgerschaft erhalten. Doch sie kehrte nach Odessa zurück. Patriotismus war für Natascha nie ein Thema, wie sie sagt, nie – bis zum russischen Überfall. «Putin gibt vor, russischsprachige Menschen wie mich befreien zu wollen», erklärt sie. «Mein Grossvater kam 1944 aus Russland nach Odessa, und meine Mutter stammt aus der mehrheitlich russisch sprechenden ukrainischen Region Luhansk. Dennoch fühle ich mich als Ukrainerin. Wir und nicht die Leute in Moskau sollen bestimmen, wie wir zu leben haben. Die Invasion hat jedenfalls eines geschafft: Sie hat uns Ukrainer geeint.»

BRODER

Deutschland, fürchte dich nicht, Israel hilft

Am 18. März 2008, also vor ziemlich genau vierzehn Jahren, hielt die deutsche Bundeskanzlerin vor der Knesset, dem israelischen Parlament, eine Rede zum 60. Jahrestag der Gründung des Staates Israel.

Sie sagte: «Jede Bundesregierung und jeder Bundeskanzler vor mir waren der besonderen historischen Verantwortung Deutschlands für die Sicherheit Israels verpflichtet.» Daraus folgt: «Diese historische Verantwortung Deutschlands ist Teil der Staatsräson meines Landes. Das heisst, die Sicherheit Israels ist für mich als deutsche Bundeskanzlerin niemals verhandelbar.»

Seitdem rätseln Fachleute für politische Rhetorik, Framing-Experten und Stil-Analysten, was die Kanzlerin mit diesen Sätzen wirklich sagen wollte.

War das ein Beistandsversprechen für den Fall, dass Israel militärisch angegriffen würde? Käme in einem solchen Fall die Bundeswehr zum Einsatz? Oder meinte sie, die Bundesrepublik würde Israelis aufnehmen, die aus Israel flüchten müssten?

Wenn die Sicherheit Israels Teil der deutschen Staatsräson sein soll, dann müsste das Grundgesetz um einen entsprechenden Passus ergänzt werden.

Know-how eines Zwergstaates

Seit 2008 hat sich freilich einiges getan: Israel ist dank seiner militärischen Präsenz relativ sicher, während die Bundeswehr nicht einmal bedingt einsatzbereit ist. Der russische Überfall auf die Ukraine hat alte Ängste neu belebt. Deswegen überlegt man in Berlin, ein Raketen-schutzsystem nach dem Vorbild des israelischen «Iron Dome» anzuschaffen, das imstande wäre, russische Raketen in der Luft abzufangen.

So witzig kann Geschichte sein. Die ehemalige Militärmacht Deutschland ist auf das Know-how eines mediterranen Zwergstaates angewiesen. Jetzt fehlt nur eine Erklärung des israelischen Staatspräsidenten, dass die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland Teil der Staatsräson Israels ist.

Schade, dass der Führer es nicht mehr erlebt hat.

Henryk M. Broder



Die innere Uhr der Tiere

Was bedeuten Rhythmus und Geschwindigkeit für Insekten und Säuger?
Etwas anderes, als wir meinen.

Herbert Cerutti

Zeit ist für uns trotz exakter Uhr ein subjektiver Begriff. Wir empfinden ereignisloses Warten als schier endlos zerdehnte Zeit, während ein angeregtes Gespräch die Zeit im Flug vergehen lässt. Und wir verbringen viel Zeit mit Erinnerungen an die Vergangenheit oder dem Spekulieren über die Zukunft. Dabei kommt uns nicht selten das Gefühl für das Hier und Jetzt abhanden.

Sehe ich unsere Katze im Winter den lieben langen Tag auf dem Kissen dösen, stellt sich mir doch die Frage, wie sie Zeit erlebt. Zwar wird es auch für Mitzi im Tagesrhythmus hell und dunkel. Und dem ereignislosen Winter folgen Frühling, Sommer und Herbst mit ihren Verlockungen. So erfährt also auch das Tier Zeit als Tagesrhythmus und Jahresgang. Auch erlebte Vergangenheit und antizipierte Zukunft haben im Tierhirn Platz. Die Katze erinnert sich an den Kläffer, der sie unlängst auf einen Baum gehetzt hat. Und wenn sie gegen sechs Uhr abends um unsere Beine streicht, hat sie wohl das kommende Fressen im Sinn. Wildtiere leben indes fast nur in der Gegenwart. Denn ohne konstante Aufmerksamkeit wäre ein Überleben in der freien Wildbahn undenkbar.

Tödlicher Schwung

Der Dreivierteltakt eines Walzers, das Vorbeiflitzen des Zuges lassen auch uns Zeit als unmittelbare Gegenwart erleben. Rhythmus und Geschwindigkeit sind ebenfalls im Alltag von Tieren präsent. Die Zeitskala akustischer und visueller Informationen ist für die einzelne Tierart jedoch stark verschieden. Kann unser Auge eine Abfolge von 20 Bildern pro Sekunde nur knapp als einzelne Ereignisse wahrnehmen, vermag das Insektenauge um die 300 Bilder pro Sekunde getrennt zu verarbeiten. Deshalb genügen im analogen Kino 24 Bilder pro Sekunde, um den Eindruck einer fließenden Bewegung zu erzeugen. Der Fliege



Trick der Langsamkeit: Antilope.

auf der Glatze eines Kinobesuchers muss die wilde Verfolgungsjagd eher wie ein Diavortrag erscheinen. Und schlagen wir mit der Fliegenklatsche scheinbar mit tödlichem Schwung, hat

Einer Fliege muss die wilde Verfolgungsjagd im Kino eher wie ein Diavortrag erscheinen.

das Insekt für seine Flucht nicht selten alle Zeit. Das Leben der Hausfliege ist aus Menschensicht extrem zeitgerafft.

Umgekehrt ist für manche Tiere Langsamkeit existenzielle Taktik. Das Faultier im südamerikanischen Regenwald schiebt sich gleichsam im Zeitlupentempo durch das Blätterwerk oder hängt stundenlang regungslos als schlafende Pelzkugel im Geäst, wodurch das Tier für das suchende Raubtierauge praktisch unsichtbar wird. Aber auch Raubkatzen kennen den Trick der Langsamkeit. Nähert sich die Löwin auf der Jagd einer einzelnen Antilope, erstarrt sie mitten in der Bewegung, sobald die Beute in ihre Richtung schaut. Das Anhalten der fließenden Zeit macht diesmal den Jäger für die Beute unsichtbar.

So dürfte unterschiedlich schnelle Fortbewegung das momentane Zeitempfinden der einzelnen Tierart beeinflussen. Nimmt aber das Tier auch seine Lebenszeit wahr? Was bedeutet es für die Fliege, dass sie nur einige Wochen alt wird, und für die Riesenschildkröte, wenn sie 150 Jahre lebt? Existiert eine Elefantenherde, die innert Jahrzehnten nur wenige Nachkommen produziert, nicht in einem viel langsamer tickenden Zeituniversum als die emsige Mäusedynastie, die sich im gleichen Zeitraum zehntausendfach reproduziert hat?

Eine Milliarde Herzschläge

Auf die Frage, was dann allenfalls bei Maus und Elefant anders tickt, er-

öffnet sich eine verblüffende Erkenntnis. Die Beobachtung zeigt, dass das Höchstalter einer bestimmten Säugetierart proportional zur Körpergröße wächst. Mit wachsender Körpergröße jedoch kleiner wird die Stoffwechselrate, also der Energieumsatz pro Kilogramm Körpergewicht. Multipliziert man jetzt die Stoffwechselrate mit dem maximalen Lebensalter, ergibt sich für die meisten Säugetiere, von der Maus bis zum Elefanten, die verblüffend konstante Zahl von etwa 200 Kilokalorien pro Gramm Körpergewicht. Es ist, als ob alle Tierarten dasselbe Kapital an «Lebensfeuer» zur Verfügung haben. Je intensiver der Stoffwechsel, desto schneller verbrennt das Gut haben.

Dies zeigt sich auch am Herzschlag, dem biologischen Taktgeber. Schlägt das Mausherz pro Minute 500-mal, sind es beim Elefanten nur 25 Takte. Nach einer wiederum erstaunlich konstanten Milliarde Herzschläge ist die Uhr für die Maus, die Katze, den Löwen und den Elefanten abgelaufen. Mag die Sekunde in unserer Welt eine wissenschaftlich exakt definierte Einheit sein, in der Natur ticken unzählige biologische Uhren in völlig unterschiedlichem Takt nebeneinander her.

Rekord an Taschengeld

Die Medienhäuser schwimmen im Geld. Vor allem die Tages-Anzeiger-Gruppe ersüuft fast darin.



In der Schweizer Politik gibt es einen schönen sprachlichen Helvetismus. Das Wort heisst «Zwängerei».

«Zwängerei» meint, dass die Verlierer einer Abstimmung ihre Niederlage nicht akzeptieren und darum schon kurz darauf mit ihrem gescheiterten Anliegen erneut aufmarschieren.

Genau das erleben wir bei den Subventionen für Medienunternehmen. Mitte Februar schickten die Stimmbürger das Mediengesetz bachab, das in den nächsten sieben Jahren rund eine Milliarde an Steuergeldern in Zeitungen und Online-News stecken wollte.

Bereits hat nun der Nationalrat mit 102 zu 82 Stimmen den Bundesrat beauftragt, ein neues Modell für diese staatliche Medienfinanzierung vorzuschlagen. Vor allem die Roten und die Grünen waren dafür. Es ist ihre einzige Chance, mehr Einfluss auf die privaten Medien zu bekommen.

Auch die SP-Medienministerin Simonetta Sommaruga, Hauptverliererin beim Volksentscheid, machte sich wieder für staatliche Mediensubventionen stark. Das nennt man Zwängerei.

Linke und grüne Politiker, so lernen wir daraus, lesen offenbar keine Jahresberichte. Hätten sie die Zahlen allein der vier führenden Medienhäuser zur Kenntnis genommen, dann hätten sie schnell realisiert, wie lächerlich ihre Subventionitis ist. Die vier Branchengrößen TX Group, die frühere Tages-Anzeiger-Gruppe, die NZZ-Mediengruppe, CH Media und Ringier weisen für das vergangene Jahr 2021 zusammen einen Gewinn von 1,16 Milliarden Franken aus.

Und viele kleinere Verlage, vom *Walliser Boten* bis zu den *Schaffhauser Nachrichten*, hatten ebenfalls ein gutes bis sehr gutes Jahr.

Zu den Details der Big Four. Die NZZ-Gruppe weist einen operativen Gewinn von 30 Millionen aus. Bei CH Media waren es 52 Millionen. Ringier veröffentlicht seine Zahlen erst im Mai, aber man weiss schon, dass es der höchste operative Gewinn seit fünfzehn Jahren wird, nach meinen Informationen um die 125 Millionen Franken.

Die TX Group ist ein Sonderfall. Sie schreibt 2021 einen gigantischen Gewinn von 956 Millionen Franken. Im operativen Geschäft waren es

Linke und grüne Politiker, so lernen wir daraus, lesen offenbar keine Jahresberichte.

178 Millionen. Dazu kommt ein Gewinn von 778 Millionen, der aus der Aufwertung einer Firmenbeteiligung entstand.

Die Geschichte dazu ist hochinteressant. Sie ist es auch darum, weil sie den kulturellen Unterschied zwischen den Besitzerfamilien von TX Group und Ringier wie ein Spotlight beleuchtet.

Im letzten August verkündeten die beiden Marktleader TX Group und Ringier einen spektakulären Coup. Sie fusionierten ihre hochprofitablen Online-Märkte und legten dazu ihre digitalen Plattformen wie Homegate, Immoscout, Autoscout, Ricardo, Tutti und Anibis zusammen. Die gemeinsame Firma nannten sie Swiss Marketplace Group.

Als Folge der Fusion explodierte der Firmenwert des neugegründeten Unternehmens. Die TX Group aktivierte diesen Wertzuwachs in

ihrer Bilanz und kann daraus im Jahresabschluss einen Wolkenkratzergewinn von 778 Millionen verbuchen.

Es war dies eine eher aggressive Rechnungslegung. Der Grund dafür liegt im Geldhunger der drei Besitzerfamilien Coninx, Ellermann und Schulthess, die zusammen 70 Prozent der Aktien der TX Group halten. Sie zahlen sich nun aus dem Rekordgewinn während der kommenden drei Jahre jeweils Dutzende von Millionen an Sonderdividende aus, um ihren Lebensstandard etwas aufzubessern.

Bei Ringier hätte man dieselbe Aufwertung und den entsprechenden Wolkenkratzer-Gewinn ebenfalls bilanzieren können. Michael Ringier und seine Familienmitglieder verzichteten darauf. Sie sind in Finanzfragen konservativer. Die Ringiers lassen die neugewonnene Substanz lieber im Unternehmen, denn sie sind weniger heiss auf Taschengeld als ihre Verleger-Nachbarn auf der anderen Seite der Limmat.

Wir können dennoch eine theoretische Rechnung machen, die bilanztechnisch durchaus zulässig ist. Wenn Ringier die Wertsteigerung der Swiss Marketplace Group in den Jahresgewinn überführt hätte, dann hätte man dort einen Profit von rund 700 Millionen Franken gemacht.

Weil die Roten und die Grünen keine Jahresberichte lesen können, rechnen wir es ihnen vor. Allein die vier grossen Medienunternehmen der Schweiz haben im letzten Jahr de facto einen gemeinsamen Gewinn von rund 1,8 Milliarden Franken gemacht.

Und so etwas soll man in Zukunft subventionieren? Ernsthaft?

Für ihn steht die Rivalität mit den USA im Zentrum

Aussenminister Sergei Lawrow weicht keiner Auseinandersetzung aus. Er verkörpert ein Land, das sich als unbezwingbar versteht.

Thomas Fasbender

Moskau

Ein Vorgänger im Amt hat Sergei Lawrows Rollenverständnis mit dem eines Chauffeurs verglichen: Der Passagier bestimmt das Ziel, der Fahrer findet den Weg. Das Bild erklärt den Eindruck stoischer Unbeirrbarkeit, den der russische Aussenminister hinterlässt. Ungerührt und souverän vertritt er seinen Arbeitgeber, den russischen Staat. Für ihn lügt er, vollzieht jeden Schwenk und drückt sich vor keiner Auseinandersetzung. Der US-Diplomat John Negroponte hat gesagt: «Wenn es in ihm irgendeinen moralischen Kompass gibt, ist mein Geigerzähler noch nicht angesprungen. Seine Moralität ist der russische Staat.»

Einen Lawrow in der Defensive hat die Welt noch nicht gesehen. Das erklärt sich aus dem Bewusstsein unerschöpflicher Ressourcen, was auch ein Grundzug russischer Geschichte und russischer Politik ist. Auf die Spitze getrieben, bedeutet das: Ein Land, das unbezwingbar ist, braucht nicht zu verhandeln. Es braucht auch nicht zu gefallen. Die festverwurzelte Überzeugung, unter allen Umständen den grösseren Hammer zu besitzen, begründet eine russische Hybris, die in der Welt nicht wohlgeht. Die Gegenwart bestätigt das. Alexander III. hatte nicht unrecht: «Russland besitzt nur zwei Verbündete: seine Armee und seine Flotte.»

Keine privaten Fragen

Sergei Lawrow verkörpert diesen Staat, dem Respekt wichtiger ist als Freundschaft. Er ist sein Aushängeschild. Die Aura der Erfahrung und Überlegenheit, die den (nach dem turkmenischen) dienstältesten Aussenminister der Welt umgibt, wird mit Bedacht gepflegt und aufrechterhalten. In Summe ist Lawrow die parkettfähige Variante russischer Männlichkeit: Massanzug, sonore Stimme, breite Brust, Selbstbeherrschung und Selbstbehauptung.

Das Private hält er ähnlich streng unter Verschluss wie sein Chef. Als die amerikanische Russlandexpertin Susan Glasser ihn 2013 nach seiner Lieblingssportart Wildwasserbootfahren fragt, beendet er das Gespräch. Er erklärt ihr auch nicht, warum er zu Beginn seines Studiums



Sein Politikbegriff ist Tausende Jahre alt: Politiker Lawrow.

das exotische Sinhala gelernt hat, die Sprache der Singhalesen auf Sri Lanka.

Lawrows Vater ist Armenier, die Mutter Russin. Beide sollen aus Tiflis stammen; später arbeitet die Mutter im Ministerium für Aussenhandel in Moskau. Vom Vater ist nicht einmal der genaue Familienname bekannt. In einer Polemik, die jüngst in der NZZ erschien, wird behauptet, Lawrow habe sich seinen Namen aus

narzisstischer Verderbtheit zugelegt. *Lawr* ist das russische Wort für Lorbeer. In Wirklichkeit ist es der Name des Stiefvaters; die Mutter war zweimal verheiratet.

Bereitschaft zur Undiplomatie

Am 21. März 1950 wird er in Moskau geboren. Nach der Schule absolviert er 1972 das MGIMO, die Kaderschmiede der sowjetischen, heute der russischen Diplomatie. Dort ist er auch Sekretär der sozialistischen Jugendorganisation, ein Zeichen bevorstehender Weihen. Daran schliesst sich die Diplomatenlaufbahn an, die ihn in den Achtzigern für sieben Jahre an die russische Botschaft in Washington führt. Unter dem prowestlichen Aussenminister Andrei Kosyrew kommt dann der entscheidende Karriereschritt: 1994 geht Lawrow als ständiger russischer Vertreter im Uno-Sicherheitsrat nach New York. Im selben Jahr setzt er seine Unterschrift unter das Budapest-Memorandum, das die Unverletzlichkeit der ukrainischen Grenzen garantiert.

1996 steht der erste politische Richtungswechsel an. Der liberale Kosyrew, bei den Patrioten als «Mr. Yes» verschrien, war für Präsident Boris Jelzin untragbar geworden. Sein Nachfolger Jewgeni Primakow, zuvor Chef des Auslandsnachrichtendienstes, bringt neue Besen. Es sind die Jahre, in denen man sowohl in Moskau als auch in Washington erkennt, dass es keine russische West-Integration geben wird.

In New York entsteht das Bild, das Lawrows öffentliche Persona bis heute bestimmt: der Kettenraucher und harte Trinker, der auch schon mal vormittags dem Whisky zuspricht, rhetorisch dominant und körperlich beeindruckend, sportlich bis zum Exzess – der aber auch Gedichte schreibt. Auffällig für einen Diplomaten ist seine Bereitschaft zur Undiplomatie. Als Kofi Annan 2003 im Uno-Gebäude ein Rauchverbot erlässt, widersetzt er sich. Der Generalsekretär habe das überhaupt nicht zu entscheiden, sagt er, Annan sei nicht der Eigentümer.

Die Bereitschaft zur Regelübertretung und zur scharfen verbalen Attacke verbindet Lawrow mit seinem Chef, dem Präsidenten. Während des Georgien-Kriegs im August 2008 staucht er sei-

nen britischen Amtskollegen zusammen: «Who the fuck are you to lecture me?» Bei einer Pressekonferenz mit dem saudischen Außenminister 2015 fährt ihm ein leises «Bljad» heraus. Das Mikrofon war noch angeschaltet. «Bljad» ist ein übles russisches Ordinarwort; in Russland ist der Fluch seither zum Meme geworden.

Nach zehn Jahren im Uno-Sicherheitsrat macht Putin den 54-Jährigen im März 2004 zu seinem Außenminister. Doch Lawrow gehört auch heute noch nicht, trotz der langen Dienstzeit, zum engen Kreis der Entscheider. Was die russischen Interessen sind, definieren andere. Er exekutiert sie. Insofern trifft der Vergleich mit dem Chauffeur. Dennoch gab es nur wenige Richtungswechsel in den vergangenen achtzehn Jahren; die längste Zeit ging es geradeaus in Richtung Konfrontation. 2011 versucht die neue US-Außenministerin Hillary Clinton einen Neuanfang, den sie mit einem Geschenk symbolisiert, einem Schalter mit rotem Reset-Knopf. Allerdings hapert es mit der Übersetzung: Statt «Neustart» steht auf Russisch dort «Überlastung».

Ergebnisoffenes Spiel

Das Verhältnis zu den Frauen im US-Außenministerium, Clinton und zuvor Condoleezza Rice, gerät turbulent. Fast zwangsläufig wurden sie einander zur Herausforderung: der selbst-

bewusste russische Macho und die nicht minder selbstbewussten Amerikanerinnen. Bei Rice wusste Lawrow angeblich genau, welche Knöpfe er drücken muss, damit sie explodiert.

Ob Ukraine, Syrien, Libyen oder das Verhältnis zu den USA – Lawrow setzt die Politik seines Präsidenten in die Tat um, wenn nötig auch in der Konfrontation. Beide stehen in der realpolitischen Tradition des 19. Jahrhunderts. Von Win-win-Szenarien und feministischer Außenpolitik ist bei Lawrow nichts zu hören, auch nicht von den «politics of inevitability», wie Timothy Snyder den Glauben an den unaufhaltsamen

Für Tagesfragen existierte sechzehn Jahre lang der kleine Dienstweg von Wladimir Putin zu Angela Merkel.

Fortschritt nennt. Lawrows Politikbegriff ist Tausende Jahre alt: ein ergebnisoffenes Spiel sich verändernder Kräfte und Bedingungen. Wenn er doch einmal von der wertebasierten internationalen Ordnung spricht, dann nur, um die Scheinheiligkeit, die Wortbrüche und die doppelten Standards des Westens anzuprangern.

Im Fokus seiner Außenpolitik standen immer die USA; das Festhalten an dieser Rivalität ist geradezu identitätsstiftend. Europa ist zweit-

rangig; für die Tagesfragen existierte sechzehn Jahre lang der kleine Dienstweg von Wladimir Putin zu Angela Merkel. Die klägliche Ergebnislosigkeit des Minsker Prozesses und die unübersehbare US-Dominanz angesichts des Ukraine-Kriegs geben den Russen recht.

Gibt es einen Schlüssel?

Ein sehr bedenklicher, weil gänzlich falscher Topos ist, den Staat, dem Lawrow dient, als «Putin-System» zu begreifen, als konstitutiv verwurzelt in der Angst vor Freiheit und Demokratie und letztlich vorübergehendes Phänomen. Diese gern geteilte Sichtweise unterstellt die Existenz eines zweiten Russland, das «eigentlich so ist wie wir» und bereitsteht, wenn nur der richtige Mann im Kreml sitzt (oder die richtige Frau). Doch es gibt kein anderes Russland als jenes, dem Lawrow als Außenminister dient. Ob als Fürstentum, Kaiserreich, Sowjetunion oder Republik, Russland ist stets einem einzigen Kompass gefolgt, und das war in der Tat kein moralischer. Churchills berühmter Satz aus dem Jahr 1939 hat daher auch nichts an Aktualität verloren: «Russland ist ein Rätsel in einem Geheimnis, umhüllt von einem Mysterium; doch vielleicht gibt es einen Schlüssel. Dieser Schlüssel ist das russische nationale Interesse.»

be inspired

Davidoff
CIGARETTES

NEW



DISCOVER
REACH

GET YOUR FREE PACK NOW*



THE PREMIUM
CAPSULE CIGARETTES,
MODERN AND INNOVATIVE
IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
 - Firm-touch filter
 - Reduced smoke smell

*Allgemeine Bedingungen auf davidoff-cigarettes.ch Conditions générales sur davidoff-cigarettes.ch

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

Schweizer Hauptstadt des Verbrechens

Einmal mehr steht Basel an der Spitze der Kriminalstatistik. Die Hälfte aller Delinquenten sind Ausländer.

Markus Melzl

Der Kanton Basel-Stadt hat es abermals geschafft und belegt auch in der neusten polizeilichen Kriminalstatistik den schweizerischen Spitzenplatz. Dieses Mal nicht dicht bedrängt von einem anderen Kanton, sondern mit gehörigem Abstand zum Zweitplatzierten, und er hat dabei den letztjährigen Wert sogar nochmals um 12 Prozent gesteigert – das versuche mal einer nachzumachen.

Jetzt kommt diese Entwicklung alles andere als überraschend. Vielmehr ist sie hausgemacht. Die seit viel zu langer Zeit in der Stadt am Rheinknie wurstelnde links-grüne Regierung setzt sich Jahr für Jahr wichtige Legislaturziele, wobei die Sicherheit der Bewohner leider nicht dazugehört.

Man bewirbt sich als Umwelthauptstadt Europas, wirft Millionen an Steuergeldern für die Vergällung des motorisierten Verkehrs zum Fenster raus, bläst Fachabteilungen wie jene zur Bewirtschaftung der LGBTI-Community auf, durchforstet jedes kantonale Schriftstück und jede Verordnung auf das korrekte Setzen des Gendersternchens, bekämpft mit Verve und Manpower das generische Maskulinum und finanziert Kistenvelos mit speziellen Förderprogrammen.

Deeskalation in Ehren

Nun mag man einwenden, vor lauter linker Wohlfühlromantik sei leider einfach die Polizei in Vergessenheit geraten – das sei doch halb so schlimm und lasse sich ja sofort korrigieren. Leider nein. Es gehört nun mal zur links-grünen DNA, der Polizei das Leben schwer zu machen.

Dazu eignet sich das Budget – beziehungsweise die Streichung von Budgetpositionen – vortrefflich. Dazu passen auch Angriffe seitens des rot-grün dominierten Parlaments (Grosser Rat), das der Polizei die Verwendung von Gummischrot verbieten und den Schusswaffeneinsatz bis zur Unkenntlichkeit regulieren wollte, die Anschaffung eines ge-

panzerten Fahrzeugs lange Zeit bekämpfte und noch heute bei jeder Polizeikontrolle lautstark «Racial Profiling» schreit.

Wer der Polizei nur beschränkte Mittel zur Verfügung stellt, um das notwendige Personal rekrutieren zu können, der darf sich nicht wundern, dass eher früher als später die Leute



Mehr Respekt:
Polizeieinsatz in Basel.

auf der Strasse fehlen. Dies mit allen entsprechenden Konsequenzen.

Die neusten Kennzahlen weisen Besorgniserregendes auf. Wenn in einem Land wie der Schweiz die Hälfte aller Beschuldigten,

Es gehört nun mal zur links-grünen DNA, der Polizei das Leben schwer zu machen.

die gegen das Strafrecht verstossen haben, Ausländer sind, dann ist das ein unüberhörbares Alarmsignal, die Ausländerkriminalität schonungslos und ohne ideologische Scheuklappen zu thematisieren.

Was ist also zu tun? Die Polizei muss robuster werden und sich auf ihre repressive Funk-

tion zurückbesinnen. Deeskalation in Ehren, und selbstverständlich muss sich jeder Polizeieinsatz an der Verhältnismässigkeit messen lassen: Aber gerade bei jungen Männern aus patriarchal geprägten Kulturkreisen wird ein primär auf Deeskalation ausgerichtetes polizeiliches Vorgehen als Schwäche ausgelegt. Die Polizei wird sich wieder Respekt verschaffen müssen, und dies wird über weite Strecken für beide Seiten ein schmerzlicher, aber dringend notwendiger Prozess sein.

Flüchtende Polizisten

Dazu ein Beispiel: Vor einiger Zeit sass in einer Ortschaft im Kanton Baselland ein Polizist wartend auf dem Fahrersitz seines Dienstfahrzeugs, als ein Unbekannter die Beifahrertüre aufriss und den alleine im Auto anwesenden Polizeiangehörigen als «Arschloch» betitelte, worauf der Beamte mit der offenen Türe flüchtend davonfuhr.

Anfang der siebziger Jahre – ich war damals ein junger Polizist im Aussendienst – hätte niemand ein solches Verhalten geduldet. Die Reaktion wäre für den Verursacher ziemlich ungemütlich ausgefallen – und dieses Wissen hat gereicht, dass sich auch rüpelhafte Zeitgenossen eine gehörige Portion Zurückhaltung auferlegt haben.

So lange in Basel eine rot-grün dominierte Regierung und ein rot-grün beherrschtes Parlament den Takt vorgeben, wird sich an der Sicherheitslage nichts ändern. Auch wenn in der englisch verfassten Broschüre für Expats festgehalten wird, dass «Basel eine tiefe Kriminalitätsrate hat und sich die Bürger in der sicheren Stadt wohlfühlen» würden. Offenbar lässt sich auf Englisch vortrefflich lügen.

Markus Melzl ist ehemaliger Kriminalkommissar und Sprecher der Staatsanwaltschaft Basel-Stadt.

Reise zur Milchstrasse

Swatch lanciert eine Uhr, die legendäre Tradition mit modernsten Werkstoffen verbindet. Es gibt wieder Warteschlangen.

Michael Baumann

Es war wieder wie vor rund dreissig Jahren, gewissermassen eine Zeitreise, ein Déjà-vu: Vor ausgewählten Swatch-Verkaufsstellen auf der ganzen Welt standen am vergangenen Samstag die Leute Schlange. In Zürich warteten Hunderte geduldig in der Reihe auf Einlass in den Uhrenladen an der Seidengasse 1. Sie wollten zu den ersten Käufern der Moon-Swatch gehören, die aus einer Kooperation zwischen Omega und Swatch entstanden ist. Wer zuvorderst stand, musste schon mitten in der Nacht aufgekreuzt sein. Szenen dieser Art kannte man in modernen Zeiten eher von Apple-Shops oder Louis-Vuitton-Geschäften. Nun also abermals wegen einer Plastikuhr. Was war geschehen?

Omega-Speedmaster-Style

«Das ist eine geniale Marketing-Aktion», sagt René Beyer, Inhaber des gleichnamigen Uhren- und Schmuckgeschäfts an der Zürcher Bahnhofstrasse. «Ich führe zwar beide Marken nicht im Sortiment, aber ich gratuliere Nick Hayek zu diesem Coup.» Bei der Zusammenarbeit von Omega und Swatch, die beide zum gleichen Konzern gehören, geht es um eine Design-Partnerschaft. Es ist eine Premiere für beide Beteiligten. Damit soll ein Trend aufgenommen werden, nach dem eine Luxusmarke und ein Streetstyle-Brand gemeinsam innovative Produkte schaffen.

Raynald Aeschlimann, Präsident und CEO von Omega, lässt sich zu dieser Partnerschaft folgendermassen zitieren: «Die lange und ehrwürdige Geschichte von Omega hätte ohne die Vision und den Mut von Swatch vielleicht ihr Ende gefunden. Die Moon-Swatch-Kollektion würdigt die Retter unserer Branche auf eine witzige, zugängliche Art.» Die so entstandene Kollektion der beiden Uhrenfirmen umfasst elf Swatch-Modelle, auf deren Zifferblatt jeweils die Namen beider Marken prangen.

Als Inspirationsquelle für die verschiedenen Designs diente der Weltraum: Jedes Modell hat eine unterschiedliche Farbe und trägt den Namen eines anderen Himmelskörpers wie Ju-



«Geniale Marketing-Aktion»: Moon-Swatch.

piter, Pluto, Venus, Mars oder Saturn. Kostenpunkt: je 250 Franken.

Eine Omega Speedmaster ist im Vergleich dazu nicht unter 6000 Franken zu haben, allein gewisse Armbänder sind teurer als die Uhr der Schwestermarke. Auf Internetplattformen

Klar ist, dass Swatch wieder einmal weltweit im Fokus der Öffentlichkeit steht.

wird die Moon-Swatch, die nicht in limitierter Auflage erscheint, allerdings für mehrere Tausend Franken angeboten.

Optisch ist die Moon-Swatch der legendären Omega Speedmaster mit der Tachymeter-Skala nachempfunden, der Moonwatch, die 1969 mit der Apollo-11-Crew zum Mond reiste. Erstaunlich gering sind da die Unterschiede ausgefallen. Auch die Masse von 42 Millimeter Durchmesser und 13 Millimeter Höhe sind gleich. Beim Rest drückt dann der Swatch-Stil klar durch. Die

Uhrengehäuse sind aus sogenannter Bio-Keramik gefertigt. Das ist eine Mischung aus Keramik und einem Material auf der Basis von Rizinusöl. Am Handgelenk fixiert wird die Uhr von einem Stoffband mit Klettverschluss. Der grösste Unterschied findet sich beim Uhrwerk. Anstelle des manuellen oder automatischen Kalibers bei der Omega Speedmaster kommt bei der Moon-Swatch ein Quarzwerk von ETA zum Einsatz – so wie bei den meisten Swatch-Uhren.

Neuer Trend?

Wichtige Idee der Zusammenarbeit: Für Raynald Aeschlimann eignen sich die Swatch-Uhren bestens für angehende Moonwatch-Fans. «Ich kann mir kein geeigneteres Kultmodell für unser gemeinsames Projekt vorstellen», sagt er. Omega sei bis zum Mond gereist, jetzt werde mit Swatch die ganze Milchstrasse erkundet. Da stellt sich nur die Frage, ob beide Marken gleichermassen von diesem gemeinsamen Projekt profitieren.

René Beyer sieht auf den ersten Blick mehr Nutzen für Swatch: «Aber ich finde es grundsätzlich besser, wenn die Kundinnen und Kunden eine richtige Uhr wie die Moon-Swatch statt eine gefälschte Omega Speedmaster kaufen», erklärt er. Beim genaueren Hinschauen kann sich Beyer aber durchaus vorstellen, dass auch Omega Vorteile aus dieser Kooperation ziehen kann. «Gerade Junge könnte man damit sicher ansprechen und wieder mehr für klassische Uhren begeistern. Später kaufen sie dann möglicherweise eine richtige Omega.»

Klar ist, dass Swatch wieder einmal weltweit im Fokus der Öffentlichkeit steht und mit einer Aktion aufhorchen lässt. Standen die Leute früher für Uhren in limitierter Auflage an, die häufig von bekannten Künstlern designt wurden, so ist es diesmal wegen des Resultats aus der Kooperation mit einer Luxusmarke. Vielleicht ist es ja Swatch wieder gelungen, in der Uhrenbranche einen neuen Trend zu setzen. Und sonst war es wenigstens eine «geniale Marketing-Aktion», um es mit den Worten von René Beyer zu sagen.

«Jetzt fliesst das Blut von 1989»

Jean-Pierre Chevènement traf Wladimir Putin mehrmals zu Gesprächen über die Ukraine. Hier sagt der Sonderbeauftragte Frankreichs, wie man den dritten Weltkrieg verhindert.

Jürg Altwegg

Paris

Jean-Pierre Chevènement, Jahrgang 1939, gehört zu den angesehensten Politikern Frankreichs. «Le Che» wird er genannt. Unter dem Sozialisten François Mitterrand war er Industrie-, Innen- und Verteidigungsminister. Er wurde 1939 in Belfort geboren. Ursprünglich stammt seine Familie aus der Schweiz und hiess Schwendimann.

Chevènement leitet die Stiftung «Res Publica», die sich mit geopolitischen Fragen beschäftigt und 2015 ein Heft über die Ukraine publizierte. Von seiner Vermittlerrolle und den Gesprächen mit Wladimir Putin berichtet er in seinen Büchern «Un défi de civilisation» (Fayard, 2016) und «Passion de la France» (Robert Laffont, 2020). Bei der Wahl des französischen Staatspräsidenten am kommenden 10. April unterstützt er Emmanuel Macron, ausdrücklich aus Anerkennung von dessen Politik während der Pandemie und dessen Haltung im Krieg und gegenüber Putin.

Zwei Stunden dauerte das Gespräch mit der *Weltwoche* in seinem Büro in Paris.

Weltwoche: Sie sind als Verteidigungsminister, der aus Protest gegen einen Krieg zurücktrat, in die Geschichte eingegangen. Das war 1991, als Frankreichs Staatspräsident François Mitterrand seine Armee an der Seite der Amerikaner in den Golfkrieg gegen Saddam Hussein schickte.

Jean-Pierre Chevènement: Historisch war meine Geste nicht – denn ich konnte den Fanatismus nicht stoppen. Aber sehr wohl aussergewöhnlich. Dass ein Verteidigungsminister aus Protest gegen einen Krieg, den er missbilligt, zurücktritt, kommt praktisch nie vor. Der Krieg, den ich zu verhindern versucht hatte, war ausgebrochen. Ich hatte Präsident Mitterrand angekündigt, dass ich im Falle einer französischen Beteiligung zurücktreten würde. Ich wollte nicht an einem Krieg teilnehmen, der den Keim unermesslicher Katastrophen in sich trug. Mitterrand hatte nicht damit gerechnet, dass ich es wirklich tun würde, die öffentliche Meinung war inzwischen für den Krieg.

Weltwoche: Warum waren Sie dagegen?

Chevènement: Dieser Krieg war unnötig. Man hätte im Rahmen der Arabischen Liga eine



«Dass Putin einen so gravierenden Fehler begeht, war völlig unvorstellbar»: Chevènement.

Lösung finden können. Der König von Jordanien hatte sie aufgezeigt. Mir waren die Folgen eines modernen Kriegs mit 500 000 Soldaten und lasergesteuerten Bomben bewusst: dass er den Irak zerstören wird, den Staat, die Verwaltung, die Institutionen. Der Krieg hat zunächst al-Qaida und az-Zarqawi hervorgebracht. Es kam die Schlacht um Falludscha. Die Auseinandersetzung zwischen Sunniten und Schiiten hat zum Aufkommen des Islamischen Staats und seiner Proklamation in Mossul geführt. Ein verantwortlicher Politiker muss verstehen, was er tut. Und mit seinem Gewissen im Reinen sein.

Weltwoche: Sie hatten grossen Anteil an Mitterrands Sieg 1981 und waren einer der emblematischen Minister seiner Regierung. Jahre später haben Sie erfahren, dass Bush und Thatcher vom ersten Tag an zum Angriff entschlossen waren und Mitterrand nur seinen Aussenminister Roland Dumas informierte, während Sie als sein Verteidigungsminister noch an einer diplomatischen Lösung arbeiteten. Wie reagierte Mitterrand auf Ihren Rücktritt?

Chevènement: «Die arabischen Politiker schreien laut auf», sagte er mir. «Warten wir ab, die Zeit vergeht, morgen werden sie uns erneut aus der Hand essen.» Ich sagte ihm, dass diese Haltung eine völlige Verkennung der arabischen Mentalität sei. Dass die Araber die Zerstörung des Irak lange nicht vergessen würden. Die Beziehung zwischen Mitterrand und mir war seit 1971 sehr gut, aber natürlich kam es zu Spannungen. Aber wir haben uns nach meinem Rücktritt weiterhin regelmässig getroffen.

Weltwoche: In Ihrer Darstellung erscheint der Einmarsch im Irak als Mutter aller Kriege seither. Angesichts der Herablassung gegenüber den Arabern denkt man unweigerlich an den Umgang mit den Russen nach dem Ende der Sowjetunion. Mitterrands erster sozialistischer Nachfolger schickte Sie zu Verhandlungen mit Wladimir Putin. Sie trafen ihn am 5. Mai 2014 in Sotschi. Was war Ihre Mission?

Chevènement: François Hollande hatte mich nach seiner Wahl zum französischen Staatspräsidenten als Sonderbeauftragten für die Beziehungen zur Russischen Föderation ernannt. Ich brachte Putin einen Brief von ihm. Hollande lud Putin ins Elysée und zu den Feierlichkeiten zum 70. Jahrestag der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944 in der Normandie ein. Die Russen waren nicht an ihr beteiligt. Aber es war richtig, sie einzuladen. Sie hatten im Zweiten Weltkrieg eine entscheidende Rolle gespielt. Die Einladung war ein Zeichen des Respekts. Putin las das Schreiben in meiner Anwesenheit und fragte mich manchmal nach der Bedeutung eines Worts.

Weltwoche: Das war ganz am Anfang der Krise um die Ukraine.

Chevènement: Nach den Maidan-Demonstrationen war eine Vereinbarung zur Beilegung des Konflikts erarbeitet worden. Die Verhandlungen erfolgten unter der Aufsicht der Aussenminister

von Polen, Deutschland und Frankreich. Das Abkommen sah für 2014 die Wiederwahl eines ukrainischen Präsidenten vor. Damals war Wiktor Janukowytsch im Amt. Als das ukrainische Parlament seine Zustimmung verweigerte, waren die Aussenminister bereits abgereist. Janukowytsch flüchtete noch in der Nacht nach Donezk. Putin erzählte mir in Sotschi, dass ein Mordversuch auf Janukowytsch versucht worden sei, bei dem sein Leibwächter verletzt wurde.

Weltwoche: Was sagte Putin über Janukowytsch?

Chevènement: Janukowytsch war kein Scharfmacher. Er hatte lange zwischen Russland und der EU laviert. Es gab damals ein Freihandelsabkommen zwischen Russland und der Ukraine. Nach dem gleichen Prinzip schlug die EU der

«Ich spürte bei Putin ein ausgeprägtes Ressentiment gegenüber Brüssel und den westlichen Regierungen.»

Ukraine ein Assoziationsabkommen vor. Janukowytsch verglich die beiden Abkommen und entschied sich für Russland. Ausschlaggebend waren die Gaslieferungen und die Pipeline, die dem Land beträchtliche Transitgebühren in die Kasse spielte. Diese Entscheidung löste die proeuropäischen Maidan-Demonstrationen aus. Putin erzählte mir, dass er nach Brüssel reiste, um den Präsidenten der EU-Kommission, José Manuel Barroso, und andere Verantwortliche zu treffen. Man habe ihn an die Experten verwiesen. Als er mit Barroso sprechen konnte, habe sich dieser überaus arrogant verhalten. Das ist die Version Putins, unser Gespräch dauerte fast drei Stunden, ich habe es protokolliert. Man kann es auf unterschiedliche Weise deuten.

Weltwoche: Sie haben es in Ihrem Buch «Passion de la France» veröffentlicht.

Chevènement: Weggelassen habe ich Putins Aussagen über die ukrainischen Verantwortlichen. Für sie hatte er wenig Hochachtung. Er hielt sie vor allem für leicht korrumpierbar. Über Petro Poroschenko, der für die in einem Monat angesetzten Präsidentschaftswahlen kandidierte, sagte er nur, er sei ein Hersteller von Schokolade, was ja nicht verboten sei. Man spürte seine Verachtung für die Parteien und die Politiker. Nicht publiziert habe ich auch seine Schilderung des Gesprächs mit Barroso. «Das Abkommen mit Europa», soll Barroso zu Putin gesagt haben, «geht Sie nichts an.» Die Russen sollten sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. «Et allez-vous faire foutre!» [«Verpiss euch!», die Red.] Ich unterbrach den Übersetzer: «Hat Barroso wirklich diese Worte gewählt?» Putin bestätigte jedes Wort. «Verpiss euch!» Ich spürte bei Putin ein ausgeprägtes Ressentiment gegenüber Brüssel und den westlichen Regierungen. Sie hatten die «Maidan-Revolution», wie man sie heute nennt, offen unterstützt. In Deutsch-

land Guido Westerwelle, in Amerika der damalige Vizepräsident Joe Biden und Vize-Aussenministerin Victoria Nuland.

Weltwoche: Fünf Tage nach Ihrem Besuch berichteten Sie François Hollande von Ihrem Gespräch. In «Un défi de civilisation» schreiben Sie: «Der Wahrheit halber muss ich feststellen, dass Putin gegen keine der Abmachungen verstossen hat: die Wahlen – des Präsidenten und des Parlaments – nicht zu verhindern und ein Abkommen der Regionalisierung zu erarbeiten, das die beiden Oblaste Lugansk und Donezk innerhalb der ukrainischen Grenzen belässt.»

Chevènement: Putin war gegenüber der französischen Initiative eher positiv eingestellt. Meine Reise hatte den Zweck, die Verhandlungen einzuleiten: mit Russland, Frankreich, Deutschland und der Ukraine. Am Vorabend der Zeremonie in der Normandie war Putin im Elysée. Man hoffte auf eine schnelle und unkomplizierte Lösung noch vor den Sommerferien. Doch der Sommer war heiss. Es gab den Abschuss eines Flugzeugs der Malaysia Airlines mit niederländischen Passagieren. Poroschenko war gewählt worden und dachte, er könne die Anschlusswilligen, die Donezk und Lugansk erobert hatten, ohne grossen Widerstand zurückdrängen. Doch die noch wenig einsatzfähige ukrainische Armee erlitt eine

Pensionierung

AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

Hypothek

Soll ich amortisieren?

Steuern

Wie kann ich sparen?

Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:
vzch.com/merkblatt-pensionierung

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

www.vermoegenszentrum.ch

Niederlage. Im Februar 2015 fanden weitere Verhandlungen statt. Sie führten zum Abkommen von Minsk II. Es sah eine Abstimmung über die Regionalisierung und danach die Wiederherstellung der Grenzen zwischen den beiden Ländern vor. Es wurde nie umgesetzt: Die Ukraine wollte zuerst die Rückkehr zu den Grenzen und erst dann die Abstimmungen. Die russischen Anschlusswilligen lieferten sich Gefechte mit der ukrainischen Armee.

Weltwoche: Sie sprechen von «Rattachisten», Anschlusswilligen, nicht von Separatisten?

Chevènement: So werden sie oft genannt. Man kann sie Separatisten nennen, wenn man sich auf den ukrainischen Standpunkt stellt.

Weltwoche: Der umstrittene Film «Donbass» von Anne-Laure Bonnel, den Putins Aussenminister Sergei Lawrow für die russische Propaganda instrumentalisiert hat und dessen Zensur er Frankreich unberechtigterweise vorwirft, beginnt mit Poroschenkos Rede. Sie ist eine Kriegserklärung an die Separatisten.

Chevènement: Ich will keinen Film kommentieren, den ich nicht gesehen habe.

Weltwoche: Was sagte Putin über die Ukraine und die Oligarchen, die das Land nach Europa führen wollten?

Chevènement: Putin nannte sie mir gegenüber einen Marionettenstaat. Er wollte auf jeden Fall keine antirussische Ukraine. Die ukrainischen

«Wir wissen aus der Geschichte, dass der Zerfall eines Imperiums nie ohne Krieg und Krisen vonstattengeht.»

Nationalisten sind der Überzeugung, dass ein Nationalgefühl nur ein antirussisches sein kann.

Weltwoche: Ihren Hinweis auf die Grenzen von 1920 hatte Putin gar nicht goutiert.

Chevènement: Seine Reaktion überraschte mich sehr. Denn es handelt sich um eine historische Selbstverständlichkeit. Die Grenzen der Ukraine wurden 1920 von Lenin gezogen. 1917 war sie eine Zeitlang unabhängig. Diese Unabhängigkeit – nach der Zerschlagung der zaristischen Armee – dauerte vier, fünf Jahre. Eine kurze Phase der Unabhängigkeit gab es 1941 mit Stepan Bandera und seinen Nationalisten. Die meisten Ukrainer kämpften in der Roten Armee, aber es gab zwei Divisionen, die auf der Seite der Deutschen Krieg führten. Beides waren kurze Episoden. Aber seit 1991 ist die Unabhängigkeit eine Tatsache. Sie wurde damals von den Präsidenten von Belarus [Schuschkewitsch], der Ukraine [Krawtschuk] und Russlands – Boris Jelzin – besiegelt.

Weltwoche: Seither ist die Ukraine eine Nation?

Chevènement: Ja. Eine junge Nation. Und seit dreissig Jahren ist sie es immer mehr geworden. Die Russen haben mit ihrer brutalen Haltung einen wesentlichen Beitrag zu ihrer Konstituierung geleistet. Die Oligarchen, die

nach Europa drängen, haben den Konflikt mit Russland angeheizt. Für die Russen wiederum ist die Ukraine eine südliche Provinz, wie es die Provence für Frankreich ist. In der Ukraine spricht ein Drittel der Bevölkerung Ukrainisch, ein Drittel Russisch und ein Drittel beide Sprachen. Es handelt sich um ein sehr heterogenes Land. Der westliche Teil gehörte zu Österreich-Ungarn. Die Stadt Lwiw hiess bis 1914 Lemberg. Zwischen den beiden Weltkriegen gehörte sie zu Polen. Diese Region ist römisch-katholisch, der russischsprachige Osten der Ukraine orthodox. Die Krim war der Ukraine 1954 von Nikita Chruschtschow zugesprochen worden. Gewissermassen als Geschenk zum 300. Geburtstag der Zugehörigkeit der Ukraine zu Russland. Chruschtschow war sich bewusst, wie sehr sie unter Stalin gelitten hatte. Das alles spielt eine Rolle, wenn man sich mit der Ukraine als Nation und der Krim als Region befasst.

Weltwoche: Sie sprachen von Putins Brutalität. Haben Sie je an die Möglichkeit einer militärischen Intervention gedacht?

Chevènement: Nein. Dass er einen dermassen gravierenden Fehler begeht, war völlig unvorstellbar. Ich kann ihn nur damit erklären, dass er von seinem Umfeld getäuscht wurde. Man gaukelte ihm eine Realität vor, wie er sie sehen wollte. Man hat ihm zweifellos gesagt, dass die Ukrainer nur darauf warten, die russische Armee mit offenen Armen zu empfangen. Er irrte sich bezüglich der Ukrainer, aber auch der Russen, die den Sinn dieses Kriegs nicht einsehen. Und er täuschte sich bezüglich des Westens, den er als Vereinigung dekadenter Staaten betrachtet. Seine karikaturistische Wahrnehmung des Westens war sein dritter fundamentaler Irrtum. Als er die Nachfolge von Jelzin antrat, wollte Putin aus Russland ein modernes Land machen. Natürlich unter Beibehaltung der vertikalen Macht ausübung. Ich habe ihn nie als Unschuldengel und Demokraten betrachtet. Er zwang die Oligarchen, ihre Steuern zu bezahlen. Er profitierte von den steigenden Erdölpreisen, um



die Wirtschaft und die Finanzen zu sanieren. Er lancierte Programme zur Industrialisierung. Die russischen Städte sind heute sehr modern.

Weltwoche: Als Sie ihm die Einladung nach Paris überreichten, erkundigte er sich bereits nach dem Menü.

Chevènement: Und witzelte: «Es geht jetzt nur noch darum, den passenden Champagner zu wählen.»

Weltwoche: Jetzt führt er Krieg ohne Rücksicht auf Verluste.

Chevènement: Seine neue Logik geht auf die Zeit zurück, als er nach Medwedew erneut die Präsidentschaft übernahm. In seinen Augen hatte Medwedew einen Fehler begangen, als er in den Angriff auf Libyen einwilligte. Er wurde mit dem Schutz der Zivilbevölkerung begründet. In Tat und Wahrheit wollte man den Regierungswechsel – die Angelsachsen nennen das «regime change». Den Krieg im Kosovo hielt Putin für eine Vergewaltigung des Völkerrechts. Zur Zeit der Wiedervereinigung hatte sich die Welt über den Untergang der Sowjetunion gefreut. Darüber, dass sie wunderbarerweise von sich aus verschwinde. Dass kein Blut fiesse. Das stimmte. Aber das Blut fliesst jetzt. Man kann die Veränderung von Putins Denken an zwei Daten festmachen: der Orangen Revolution 2004/05 und dem Assoziationsvertrag mit der EU von 2014.

Weltwoche: Putin sprach von der grössten geopolitischen Katastrophe. Für Sie steckt im Umgang des Westens mit der untergehenden Sowjetunion der Schlüssel zum Krieg in der Ukraine? Sie schreiben, dass man Russland als Verlierer des Kalten Kriegs behandelte.

Chevènement: Der Westen feierte sich als Sieger. Die Russen aber sahen sich als jene, die dem Kommunismus selbst ein Ende bereitet hatten. Gorbatschow beanspruchte diese Leistung für sich. Über die Umstände kann man endlos debattieren. Wir wissen aus der Geschichte, dass der Zerfall eines Imperiums nie ohne Krieg und Krisen vonstattengeht. Die meisten der Ursachen, die in den Zweiten Weltkrieg mündeten, gehen auf den Untergang des österreichisch-ungarischen Reichs und dessen Aufteilung zurück. Der Umgang mit den Russen nach 1991 war sehr ungeschickt. Die Art und Weise, wie Putin von Barroso empfangen wurde, ist surrealistisch.

Weltwoche: Und Hollande? Was sagte er beim Gipfeltreffen, als Sie von Ihren Gesprächen mit Putin Bericht erstatteten?

Chevènement: (Überlegt lange) Ihm kommt immerhin das Verdienst zu, dass er die Initiative für Verhandlungen ergriff. Nachdem Merkel gesprochen hatte, fühlte er sich nicht mehr befugt, noch etwas anzufügen. Im fehlte die Kampfbereitschaft, die Macron auszeichnet. Der ist ein gebildeter Präsident, der die Geschichte kennt. Seine Haltung gefällt mir sehr. Er tritt mit Entschiedenheit auf und bleibt gleichzeitig im Gespräch mit Putin.

Weltwoche: Den Macron nicht zum 75. Jahres-

tag des D-Day in die Normandie einlud. Jetzt unterstützen Sie ihn im Wahlkampf. Schon seit längerem loben Sie seine Aussenpolitik.

Chevènement: Emmanuel Macron hat ein paar minime Irrtümer begangen. Aber dank ihm ist Frankreich so gut, wie es irgend möglich war, durch die Pandemie gekommen. Seine Impfpolitik ist ein Erfolg. Dank der finanziellen Unterstützung konnten die Unternehmen überleben. Macron hat radikal mit seinen Intentionen und Überzeugungen gebrochen. Seit 2017 – und erstmals seit Jahrzehnten – werden in Frankreich wieder neue Industrien angesiedelt. Die Arbeitslosigkeit geht zurück, mit 7,4 Prozent ist sie so tief wie nie seit 2007. Wichtige Bereiche der Wirtschaft wurden gerettet. Macron hat ein neues Ziel formuliert: die Rückeroberung der industriellen und technologischen Unabhängigkeit. Dazu gehört die Stromproduktion durch Atomkraft. Sie entspricht den nationalen Interessen des Landes und garantiert seine Sicherheit. Sein Programm ist seriös und realistisch. Der Bau von neuen Atomkraftwerken entspricht dem Ziel der energetischen Souveränität und nützt dem notwendigen Kampf gegen die Erderwärmung.

Weltwoche: Putin hatte Ihnen gegenüber das Massaker im Gewerkschaftshaus von Odesa vom 2. Mai 2014 erwähnt. War es eine russische Provokation, handelte es sich um ein grauenhaftes Verbrechen ukrainischer Nationalisten?

Chevènement: Nach der Darstellung von Putin wurden prorussische Sympathisanten im Gewerkschaftshaus eingeschlossen und dieses in Brand gesteckt. Die Täter waren ukrainische Rechtsradikale. Es gab mehrere Dutzend Tote. Jene, die aus dem Fenster sprangen, wurden erschossen. Man raubte ihnen die Brieftaschen. Das alles wurde gefilmt. Putin war sehr aufgebracht, als er mir das erzählte. Und klagte darüber, dass kein westlicher Regierungschef auch nur ein Wort des Protests und des Beileids formuliert habe. Diese psychologischen Elemente, das Ressentiment – sie haben ein grosses Gewicht. Die historischen Erinnerungen und Traumen, die gezielt reaktiviert werden, spielen immer eine wichtige Rolle. In diesem Krieg ganz besonders: Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg wird permanent instrumentalisiert.

Weltwoche: Auf beiden Seiten?

Chevènement: Der Westen glaubt, dass er allein den Kommunismus besiegt hat. Die Kräfte, die sich innerhalb der sowjetischen Gesellschaften manifestierten, ignoriert er. Die Russen haben eine «obsidionale» Mentalität: Sie fühlen sich ständig als Opfer, umzingelt und bedroht. Mehrmals wurden sie überfallen, nicht nur von Napoleon und Hitler. Sie leben in der Angst, dass sich das wiederholt. In der Ukraine, sagt Putin,



«Initiative für Verhandlungen»: Merkel, Macron, Putin (v. l.).

werde ein neues «Unternehmen Barbarossa» vorbereitet. Man kann von einer Paranoia sprechen. Aber wer die Lage verstehen und Lösungen finden will, muss das berücksichtigen.

Weltwoche: Wie kann man einen dritten Weltkrieg verhindern?

Chevènement: Wenn die Nato Selenskyjs Forderung nach einer Flugverbotszone akzeptiert hätte, wäre er ausgebrochen. Russland verfügt über taktische Atomwaffen, etwa gleich viele wie die Vereinigten Staaten. Die russische Doktrin ist nicht sehr deutlich. Der Bruch des Tabus wäre nach Hiroshima und Nagasaki eine historische Premiere. Solange es kein Abkommen gibt, bleibt die Lage äusserst gefährlich.

Weltwoche: Es gibt inzwischen klare Vorstellungen, wie es aussehen könnte.

Chevènement: In den grossen Zügen: ein Neutralitätsstatus – den der Uno-Sicherheitsrat garantieren müsste. Man könnte Deutschland, die Türkei, Polen miteinbeziehen. Die Lage, die sich daraus für die Ukraine ergeben würde, ist sehr viel besser als das, was ihr jetzt widerfährt. Die Grenzen von 2022 müssten wiederhergestellt und freie Wahlen ermöglicht werden. Auch um keinen neuen Konflikt bezüglich

«Diplomatisches Geschick ist gefragt. Ja nicht die Fehler wiederholen, die man gemacht hat.»

der Krim aufkommen zu lassen. Ich habe nicht den Eindruck, dass Kiew Donezk und Lugansk unbedingt behalten will. In psychologischer Hinsicht hat die ukrainische Regierung einen grossen Weg zurückgelegt. Gegenüber Russland hatte es der Westen verpasst, seine legitimen Sicherheitsinteressen ernst zu nehmen. Man hätte das Land in die Kooperation mit der Ukraine einbinden sollen. Es wäre möglich gewesen, eine Pufferzone zu schaffen. Ich glaube nicht, dass Russland die Wiederherstellung der

Sowjetunion beabsichtigt. Dazu fehlen die Mittel. Russland hat 140 Millionen Einwohner, die Sowjetunion hatte doppelt so viele. 20 Prozent sind Muslime. Russland umfasst hundert verschiedene Nationalitäten. Seine Armee verfügt über Atomwaffen, kann aber in keiner Weise mit der siegreichen Roten Armee von 1945 verglichen werden.

Weltwoche: Wurde der Ukraine der Beitritt zur Nato versprochen?

Chevènement: Frankreich und Deutschland waren dagegen. Aber es gab ein Dispositiv zur Vorbereitung eines Beitritts. Man kultivierte die Zweideutigkeit.

Weltwoche: All das erklärt noch immer nicht, wie es zu diesem Krieg kommen konnte.

Chevènement: Der Angriff auf die Ukraine ist dumm und kriminell. Niemand hat damit gerechnet. Die Wahrscheinlichkeit eines Kriegs betrug weniger als ein Promille. Ich hielt Putin für vernunftbegabt und unfähig, solche Fehler zu begehen.

Weltwoche: Welches werden die Folgen für Russland sein?

Chevènement: Schlimm. Die Ukraine wird ein Anrecht auf Reparationszahlungen und den Wiederaufbau haben. Die Beziehungen zwischen Russland und Europa bleiben auf Jahre hinaus gestört. Im Moment sehe ich keine politische Alternative zu Putin. Es gab eine neue Mittelschicht, deren Aufkommen ein demokratisches Versprechen war. Sie wird unter den Folgen leiden. Es besteht die Gefahr eines neuen kalten Kriegs, an dem niemand ein Interesse haben kann. Dieser Krieg wird lange in Erinnerung bleiben.

Weltwoche: Wie kann man ihn überhaupt stoppen?

Chevènement: Diplomatisches Geschick ist gefragt. Ja nicht die Fehler wiederholen, die man gemacht hat. Selenskyj hat die Schlacht der Kommunikation gewonnen. Ob eine Begegnung der beiden Präsidenten etwas bringen könnte? Die Position der Ukraine scheint mir relativ klar zu sein: Ein Ende ist möglich, wenn man ihre Neutralität garantiert. Es wird für sie nicht einfach sein, zu vergessen, was ihr angetan wurde. Russland muss in einen Waffenstillstand einwilligen und seine Truppen aus der Ukraine zurückziehen. Das ist zumutbar. Die Russen müssen einsehen, dass sie ein Verbrechen begangen haben. Europa kann viel zu einer dauerhaften Lösung beitragen. Es allein verfügt über die finanziellen Mittel, die für den Wiederaufbau benötigt werden. Der Krieg in der Ukraine wird von den Spannungen zwischen den USA und China überlagert. Aber ich glaube nicht, dass die chinesische Führung die militärische Rückeroberung von Taiwan in Angriff nehmen wird. Sie würde unweigerlich den dritten Weltkrieg auslösen.

Wir bezahlen einen hohen Preis für unsere Empörung

Die Schweiz beteiligt sich an den westlichen Sanktionen gegen Russland. Der jahrhundertealte Ruf der Zuverlässigkeit wurde innert Wochen zerstört.

Peter Hänsele

In Westeuropa kam man Ende des Zweiten Weltkriegs zum Schluss, dass es nie mehr Krieg geben werde. Als vor allem die USA dennoch ihre Interessen in Dutzenden von Interventionen militärisch durchsetzten und dabei Millionen von Zivilisten ihr Leben lassen mussten, fanden das die einen gut und die anderen weniger – viel mehr war nicht zu spüren. Im Falle von Vietnam gab es zwar grosse Demonstrationen, jedoch ohne wirtschaftliche oder gravierende aussenpolitische Folgen für die USA.

Ade Rechtssicherheit

Präsident Putin, der die Nato-Osterweiterung als Wortbruch der vom Westen anlässlich der deutschen Wiedervereinigung abgegebenen Zusagen bezeichnet und dies spätestens in München 2007 an der Sicherheitskonferenz klar aussprach, kam nun fünfzehn Jahre später zum Schluss, dass der Westen die Sicherheitsbedürfnisse Russlands nicht ernst nehme. Putin schritt militärisch ein, nachdem er alle diplomatischen Bemühungen als erschöpft wahrgenommen hatte. Aus seiner Sicht sind die USA, die Nato und eine daran angedockte Staatsmarionette eine existenzielle Bedrohung für Russland.

Abgesehen vom Schoggi-Heidi-Image, steht die Schweiz in den Augen der ganzen Welt für wichtige Charaktereigenschaften, die unser Land nicht nur berühmt, beliebt und reich gemacht haben, sondern uns davor bewahrt haben, in zwei Weltkriege hineingezogen zu werden: Zuverlässigkeit und Rechtssicherheit auf dem Fundament der Neutralität, die nicht nur in der Verfassung verankert ist, sondern auch in unserer Mentalität. Das ist nun Vergangenheit.

Die von den im Westen erstaunlich gleichgerichteten Medien entfachte Empörung und Russophobie könnte zum Schluss verleiten, es handle sich bei dieser Auseinandersetzung um einen wohl vorbereiteten amerikanischen Angriff auf Russland: die USA verbündet mit einem Haufen naiver Mitläufer. In alter Manier wurde destabilisiert, verunsichert und letztlich mit dem Amerikanisch-Ukrainischen Vertrag (US-Ukraine Charter on Strategic Partnership) vom 10. November 2021 der letzte Nagel in den Sarg

des Friedens getrieben. Ziel der Amerikaner ist es, dem militärisch nicht zu erobernden Riesereich einen fatalen Schlag zu versetzen, der Russland für Jahrzehnte destabilisieren oder wenigstens so weit schwächen soll, dass China keinen starken Partner mehr hat. Dann können sich die USA China zuwenden – *divide et impera*. Die Amerikaner, die ihre Interessen regelmässig mit Waffengewalt wahren, haben es fertiggebracht, Westeuropa davon zu überzeugen, dass es den USA vorbehalten sei, militärisch tätig zu sein, und somit Russland durch sein jetziges militärisches Eingreifen automatisch zum Kriegsverbrecher wird. Diese Marketingleistung verdient Anerkennung. Es waren ja vor knapp 250 Jahren ein Haufen frömmelnder Sklavenhalter, die in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung niederschrieben, alle Menschen seien gleich.

Dass die Rechnung dieser westlichen Empörungsbündel gegen Russland nicht aufzugehen scheint, lässt sich bereits erahnen. China

Verehrung und Verachtung gehören nicht zum Instrumentarium eines Aussenpolitikers.

macht bei diesem Spiel nicht mit, sehr zur Betrübnis der USA, die als Folge der chinesischen Absage in alter Manier neue Sanktionen gegen Peking erliessen, wieder einmal mit der Begründung des Uiguren-Problems, da sich nicht einmal die USA getrauen, China offiziell wegen fehlenden Kadavergehorsams zu bestrafen. Indien, der im Westen oft vergessene andere Riese im Osten, hat diese Woche nicht nur eine britische Delegation eingeladen, sondern Russlands Aussenminister Lawrow auf Anfang April eingeladen. Pakistan, ein weiteres aus westlicher Optik unbedeutendes Land, dessen Premier letzte Woche Präsident Putin besuchte, steht zu Russland. Der grosse Rest Asiens verzichtet darauf, sich gross zum Thema zu äussern, da die Haltung dieser Gruppe gegenüber Russland klar zu sein scheint. Diese These wird jedenfalls mit einem Blick in die Presse dieser Länder bestätigt – kein Russland-Bashing weit und breit.

Dieser Rest der Welt bezeichnet Russland übrigens nicht als Freund. Ein solcher Wortgebrauch ist eine naive und unehrliche Mode des Westens: Kluge Aussenpolitiker und Diplomaten sehen sich verpflichtet, die Interessen ihrer jeweiligen Heimatstaaten zu vertreten. Freundschaften, Feindschaften, Empörung, Verehrung und Verachtung sind Hindernisse bei der Ausübung dieser Pflicht und gehören nicht zum Instrumentarium eines Aussenpolitikers. Die Mitglieder des Bundesrats scheinen bei dieser Einführung in Geopolitik nicht aufgepasst zu haben, wenn sie überhaupt dabei waren.

Mehr als ein Marketing-Gag

Mit dem kopflosen Entscheid unserer Landesmütter und -väter, die EU-Sanktionen *tel quel* zu übernehmen, hat die Schweiz nicht nur die Neutralität aufgegeben, sondern den jahrhundertealten Nimbus der Zuverlässigkeit und Rechtssicherheit mit auf die berühmte Müllhalde geworfen. Es passt ins Bild, dass sich die kopflose Berner Elite, ihr eigenes Versagen wohl ahnend, das Gegenteil einredet. Aber die Fakten, die man im Bundeshaus ausblendet, sprechen eine überdeutliche Sprache. Wir befinden uns nun erstmals in der Geschichte der schweizerisch-russischen Beziehungen auf einer Liste «unfreundlicher Staaten» in ungesunder Gesellschaft mit Weltmächten wie den USA samt ihren Verbündeten in Westeuropa.

Hochmütige Vertreter von Finanz und Industrie werden argumentieren, man könne durchaus auf Russland als Partner verzichten. Das ist jedoch ein weiterer Trugschluss. Die Schweiz hat nicht nur Russland, sondern der ganzen Welt gezeigt, dass wir keine zuverlässigen Partner mehr sind und dass die in unserer Verfassung verankerte Neutralität nicht mehr war als ein Marketing-Gag, der offensichtlich weniger Bestand hat als das Schoggi-Heidi-Image.

Es ist die Welt und nicht die Schweiz, die dieses Urteil abgeben und Konsequenzen ziehen wird. Unsere Regierung hat es innert Wochen fertiggebracht, dem Renommee dieses schönen kleinen Landes mehr zu schaden als alle Banken in den letzten zwanzig Jahren zusammen.

Sprung in sibirisch-kaltes Wasser

Jasmin Kosubek moderierte sechs Jahre lang eine Sendung für Russia Today Deutschland. Sie sei in dieser Zeit «komplett unabhängig» von der Moskauer Zentrale gewesen.

Roman Zeller

Sie war «Putins schönes Gesicht für Deutschland» (*Münchener Merkur*), das «optisch auffälligste Merkmal dieser publizistischen Offensive aus Moskau» (*Die Welt*). Was heute üblicherweise eine Sexismus-Debatte zur Folge hätte, war in ihrem Fall okay. Schliesslich richteten sich die Zeilen gegen das Aushängeschild des deutschen Ablegers von RT (früher: Russia Today), des «Propagandakanals der russischen Regierung» (*Spiegel*).

Jasmin Kosubek, das Ziel dieses chauvinistischen Spotts, zuckt nur mit den Schultern, als wir sie in einem Berliner Restaurant darauf ansprechen. Sie beschreibt RT, für den sie von 2014 bis 2021 tätig war, schlicht als «russisch-staatlichen Auslandsender», vergleichbar mit der Deutschen Welle oder Al-Dschasira, die beide relativ unumstritten sind.

Nicht so das russische Format: Seit Anfang März ist RT in der EU verboten. Die Videoplattform Youtube sperrte aufgrund des Krieges alle RT-Kanäle und löschte alle Inhalte des Senders. Davon betroffen ist auch «Der fehlende Part», die Sendung, die Kosubek sechs Jahre lang verantwortete. Sogar der Schweizer Bundesrat war kurz davor, auf der Zensurwelle mit zu reiten.

Suche nach etwas Aufregendem

Jasmin Kosubek hat eine wohltuend differenzierte Sicht auf diese Vorgänge. Wenn russische Medien von einem «Sondereinsatz» sprechen, könne sie nur den Kopf schütteln. «Selbstverständlich ist das ein Angriffskrieg, was denn sonst?» Dass die EU den Menschen nicht zutraue, selber zu entscheiden, was sie lesen, will ihr trotzdem nicht einleuchten. Und dass die deutschen Medien das RT-Verbot gutheissen, findet sie völlig falsch.

Sie bezeichnet Offenheit und Unvoreingenommenheit als oberste Maximen ihrer Arbeit. Der sogenannte Haltungsjournalismus missfällt ihr. «Mit dem Erhabenen komme ich nicht klar.» Ständig in Gut und Böse zu unter-

teilen, in Schwarzweiss, ohne Grautöne, das sei ihr zu einfach. Wer die Pressefreiheit wie eine heilige Kuh behandle, dann aber selbst einen Sender, der einem nicht passt, verbiete, sei ein Heuchler.

Kosubek sagt, sie sei von der Zentrale in Moskau «komplett unabhängig» gewesen. Ihr Team habe mehrheitlich aus «libertären Anti-Etatisten» bestanden, «keine Putinisten, keine



Haltungsjournalismus, nein danke:
Moderatorin Kosubek.

Kommunisten». Die redaktionellen Themen habe sie frei setzen können, «zu 100 Prozent». Einzige Vorgabe: Der Name («Der fehlende Part») war Programm.

Will heissen: Themen, die in Deutschland ausgeklammert wurden, waren aufzugreifen. Kosubek präsentierte dem Publikum erst Euro-, dann Migrations- und schliesslich Corona-kritische Stimmen. Nato-kritische Themen habe sie auch behandelt, atürlich aus der russischen Perspektive. «Aber», fügt sie an, «was ist schlimm daran? Das ist Pressefreiheit, der Rest ist Geschmackssache.»

Eigentlich war Kosubek nach dem Master in Wirtschaft nur auf der Suche nach etwas Auf-

regendem. Der traditionelle Weg, zur Bank, in die Beratung, schien ihr zu langweilig. Deshalb bewarb sie sich bei Ruptly, der RT-Videoplattform.

Nach dem Bewerbungsgespräch mit Ivan Rodionov, «Putins bestem Talkshow-Vertreter» (*Tagesspiegel*) und Kosubeks künftigen Chef, begann sie als Moderatorin – mit täglichen Live-Sendungen. Ein Sprung ins sibirisch-kalte Wasser.

Die Devise habe gelautet: «Sink or swim», erinnert sie sich. In Russland sei es üblich, jungen Menschen sehr schnell sehr viel Verantwortung zu übertragen. Eine russisch-kulturelle Eigenheit, die sie auch aus Brasilien kenne, wie die gebürtige Deutschbrasilianerin erklärt.

«Spätestens jetzt wäre ich gegangen»

Im Oktober 2021 kündigte sie ihre Stelle wegen einer «riesigen Umstrukturierung, nicht aus ideologischen Gründen». «Das neue Moskau-Management wollte uns kommerzialisieren und dem Mainstream annähern.» Ihre Sendung habe sie deswegen selbst bereits im Juli 2020 abgesetzt. Bei der nachfolgenden Social-Media-Leitung «ging es nur noch um Klicks», nicht erfüllend für Kosubek.

Ihren Entscheid bedauert sie keineswegs. «Spätestens jetzt wäre ich gegangen.»

Wegen der Kriegsberichterstattung, den Sprachregelungen, den Kollegen, von denen viele sehr eng mit den Kriegsparteien verwoben seien – auf beiden Seiten. «Ich kenne viele, die tatsächlich betroffen sind», sagt sie. Manche hätten Familie in der Ukraine, andere in Russland. «Die ganze Situation ist unglaublich hart.»

Kosubek startete in der Folge ihren eigenen Youtube-Kanal und arbeitet heute bei Odysee, einem Blockchain-basierten Videoportal aus Amerika. Der Star-Intellektuelle Jordan Peterson veröffentlicht dort seine Videos. Was ist bei Odysee besser als anderswo? «Man ist unabhängig von der Zensur auf Youtube», sagt Kosubek.

Der russische Bär

Kleine Mythologie eines Raubtiers.

Wolfgang Koydl

Plötzlich ist er wieder zurück, als ob Moskaus Einmarsch in der Ukraine ihn vorzeitig aus dem Winterschlaf geweckt hätte: der Bär als Symbol Russlands – aggressiv, blutrünstig, verschlagen. Wie eh und je sind sein bevorzugtes Habitat die Meinungsseiten der angelsächsischen Medien, deren Karikaturisten sich in immer neuen Einfällen übertreffen, in irgendeiner Form einen Bären darzustellen.

Mal sind die Zeichnungen witzig, mal intelligent, manchmal aber auch nur widerlich wie das jüngste Beispiel von Chris Ridell im britischen *Observer*: Mit räudigem Fell und tiefenden Lefzen beugt sich ein riesiger Bär über ein schutzlos daliegenes Kiew. In einer Tatze hält er einen Hammer mit der Aufschrift «Krieg», in der anderen eine Sichel mit dem Wort «Lügen». Dass es die Sowjetunion, die diese Utensilien in der Flagge führte, seit mehr als dreissig Jahren nicht mehr gibt, ist wohl noch nicht in allen britischen Redaktionsstuben angekommen.

Kuschelteddy Mischa

Aber warum sollte man auf liebgewordene Klischees verzichten, und zu denen gehört auch der Bär. In Russland spielt der in Märchen, Mythen und im Volksglauben eine wichtige Rolle, doch zum Wappentier hat er es dort – anders als etwa in den angeblich nach dem braunen Raubtier benannten Städten Bern und Berlin – nie gebracht. Symbol der staatlichen Macht ist nach dem Ende des Kommunismus abermals, wie während der Zarenzeit, der doppelköpfige Adler.

Eine Ausnahme bildete Mischa, der knopf-ägige Kuschelteddy, den die Kremlführung zum Maskottchen für die Olympischen Spiele 1980 in Moskau machte. Das war damals ein kleiner Geniestreich, den man dem verkarsteten Sowjetsystem gar nicht mehr zugetraut hätte: Denn Mischa nahm das gängige westliche Vorurteil vom raublüsternden russischen Bären auf und verkehrte es in ein harmloses Gegenteil.

Doch woher kommt das Klischee vom russischen Bären, wie ist es entstanden? Der Urheber kann ziemlich genau nachgewiesen wer-



König des Waldes.

den. Es war Sigismund von Herberstein, den man wohl als den Begründer der Kreml-Astrologie, den Stammvater aller Ost-Experten bezeichnen kann. Der Adlige aus dem heutigen Slowenien diente dem Habsburger Kaiser Ma-

In England verdächtigte man die Bärenführer pauschal der Spionage.

ximilian I. als Spitzendiplomat. Als Dreissigjähriger besuchte er 1516 erstmals das Grossfürstentum Moskau, zehn Jahre später folgte ein zweiter, längerer Aufenthalt.

Seine Beobachtungen hielt er in den «Rerum Moscovitarum Commentarii» fest, dem ersten Sachbuch über das unbekannte Reich im Osten. Fatalerweise beschrieb Herberstein darin auch einen aussergewöhnlich harten Winter, der die Bären in die Dörfer trieb, so dass die Einwohner in Panik flüchteten und

jämmerlich erfroren. Die Passage wurde von anderen Autoren aufgegriffen und verbreitete sich so rasch, dass sie im Westen bald zum russischen Normalfall wurde: In diesem Land übernahm eben der Bär im Winter die Strassen. In einer der ersten Landkarten Russlands platzierte Olav Magnus 1539 denn auch einen Bären auf das Territorium Moskowiens.

Wundermittel gegen Haarausfall

Aber auch anderweitig wurde Russland mit dem Bären assoziiert. Die Händler der englischen Muscovy Company importierten nicht nur Bärenfelle aus dem Osten, sondern vor allem teures Bärenfett, das als Wundermittel gegen Haarausfall angepriesen wurde. Zudem wurde am englischen Königshof der Blutsport des *bear-baiting* populär. Dabei wurde ein Bär in einer Grube angepflockt, bevor mehrere Bluthunde auf ihn gehetzt wurden. Die Bären stammten vornehmlich aus dem Osten Europas. In der sogenannten Bären-Akademie in

der ehemals litauischen Stadt Smorgon wurden zudem Tanzbären dressiert, die als Volksbelustigung durch Europa tourten. In England – immer schon ein wenig paranoid, wenn es um Russland geht – verdächtigte man die Bärenführer pauschal der Spionage für den Moskauer Grossfürsten.

Als im 18. Jahrhundert politische Karikaturen aufkamen, lag es daher nahe, Russland als Bären darzustellen, wobei die früheste Illustration der Druck «The European Race» von 1737 war. In einer Zeichnung von 1791 trägt der Bär den Kopf von Zarin Katharina der Grossen, die sich britischen Truppen entgegenstellt. Bald übernahm man in den Vereinigten Staaten dieses Bild. Der Bär – immer hungrig, immer ag-

Er gilt als Mittler zwischen den Welten von Leben und Tod.

gressiv, immer auf Landraub aus – war aus der westlichen Terminologie nicht mehr wegzudenken. Er überlebte die Zarenherrschaft, die Bolschewiken und die UdSSR.

Wiederkehr aus dem Winterschlaf

Wie tief verankert im Denken dieses Bild mittlerweile geworden war, belegt eine 2009 durchgeführte Studie. Darin wurden US-Bürger und Russen gefragt, wie sie den Bären als Symbol Russlands wahrnahmen. Die Amerikaner platzierten ihn als das Wahrzeichen des Landes mit 41,6 Prozent auf den ersten Platz, noch vor dem Roten Platz, dem Kreml und der Kalaschnikow. Doch nur 20 Prozent der Russen sahen im Bären ein Symbol des Landes. Vor ihm rangierten der Adler, der Kreml und die Birke.

Auch in den Eigenschaften, die sie einem Bären zuwiesen, unterschieden sich Russen und Amerikaner deutlich. Mehr als drei Viertel der US-Bürger bewerteten das Tier als aggressiv, die Hälfte gar als grausam. Bei den Russen symbolisierte der Bär hingegen in erster Linie Stärke (58 Prozent), sodann Rückständigkeit (43 Prozent) und Ungeschicklichkeit (37 Prozent). Für aggressiv hielt ihn nur ein Viertel der befragten Russen.

Dies entspricht dem Bild, das der Bär traditionellerweise bei Russen (und anderen slawischen Völkern) hat. Als stärkstes Raubtier der heimischen Fauna, als «König des Waldes» und «Zar der Taiga» beschützt er die Schwachen. Seine Wiederkehr aus dem Winterschlaf symbolisiert einerseits den Wechsel der Jahreszeiten, andererseits die Auferstehung Christi. Er gilt als Mittler zwischen den Welten von Leben und Tod und als Glücksbringer: Seine Tatze ist ein starker Talisman. Und manchmal werden ihm gar gottähnliche Qualitäten zugeschrieben. Sogar der Teufel und unreine Geister fürchteten ihn, behauptet der Volksglaube.

WAPPENKUNDE

Ältestes Machtsymbol

Er ist der majestätischste aller Vögel, und deshalb war es nur natürlich, dass er zum Attribut der mächtigsten aller Götter wurde: Der Adler war der Vogel des griechischen Zeus und des römischen Jupiter. Er war ihr Bote, Kundschafter, Symbol der Allmacht.

Doch was ist mächtiger als dieser Greif? Der Adler mit den zwei Köpfen. Daher stand er stets für starke Reiche. Oder zumindest für solche, die sich dafür hielten. Zu letzteren dürfte wohl, nach neuester Einschätzung, Russland gehören. Aber auch kleine Staaten führen den Vogel im Wappen, so auch ausgerechnet die Erbfeinde Serbien und Albanien. Der älteste verbürgte Doppeladler wurde vor mehr als 4000 Jahren in Babylonien in ein Rollsiegel gestanzt. In Stein gemesselt findet er sich in einer hethitischen Siedlung in Anatolien, und aus dem Nahen Osten nahm er seinen Weg nach Europa.

Byzanz übernahm den Wappenvogel von den benachbarten seldschukischen Türken, mit denen die oströmischen Kaiser ihre Töchter verheirateten. Denn die beiden Köpfe standen für die weltliche und die religiöse Macht, die die Herrscher ausübten. Später wurde das doppelte Haupt als Symbol für Macht und Recht gedeutet, die ein Kaiser zu gleichen und gerechten Teilen auszuüben hat.

Die Kreuzfahrer brachten den Wappenvogel ins lateinische Westeuropa. Hier wurde er erstmals 1180 im Regensburger Kloster St. Emmeran abgebildet. Doch schon 1365



Was ist mächtiger als der Greif? Russlands Doppeladler.

verwendeten ihn die Habsburger auf ihrem Petschaft. Wenig später, 1433, wurde er Bestandteil des Wappens des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation.

Nach dessen Auflösung behielten die Habsburger das Emblem und machten es nach der Ausrufung ihres eigenen, österreichischen Kaiserreiches zum Staatssymbol. Bis zu ihrem Ende 1918 wurde die österreichisch-ungarische Doppelmonarchie unter dem Doppeladler geführt.

In Russland trat Zar Iwan III. nach dem Fall Konstantinopels an die Türken 1453 in die Rolle des Verteidigers des orthodoxen Glaubens. Moskau wurde zum dritten Rom, der Doppeladler zum Bestandteil des kaiserlichen und staatlichen Wappens.

Das blieb er bis zum Ende des Zarenreiches im bolschewistischen Umsturz im Oktober 1917. Erst nach dem Ende der Sowjetunion wurde der Doppeladler erneut zum Symbol des neuen, aus den Trümmern des Kommunismus auferstandenen Russlands. Schon damals fragten manche, wie das wohl zusammenpasste: Über den Kremlmauern weht der Doppeladler, vor den Kremlmauern liegt der einbalsamierte Leichnam Lenins.

Wolfgang Koydl

Deshalb nennt man ihn im Russischen auch nicht bei seinem Namen, sondern verwendet den Euphemismus *medwed* – Honigfresser. Er ist nicht nur die Wurzel für den weitverbreiteten russischen Familiennamen Medwedew, sondern auch verwandt mit dem nordischen Beowulf, hinter dem sich ein «Bienenwolf» verbirgt. Wenn es ursprünglich ein altslawisches Wort für Bär gab, so ist es vergessen. Heute tabuisieren Jäger sogar das Tabuwort *medwed* und sprechen lieber von *kosolapyj* (Klumpfuss), *toptygin* (Tollpatsch) oder *burji* (der Braune).

Er wird die Taiga an niemanden abtreten

Hinter diesen Namen steckt freilich das andere Bild des Bären in Russland: das des einfältigen Riesen, der leichtsinnig und täppisch klügeren Tieren auf den Leim geht. Derart geringschätzig hatte ihn schon der deutsche Zoologe Alfred Brehm in seinem «Tierleben» charakterisiert – als «tölpelhaften und geistlosen

Gesellen»: «Alle Katzen und Hunde sind gescheiter als er. Seine Guthmütigkeit ist einzig und allein in seiner geringen Raubfertigkeit begründet, sein drolliges Wesen vorzugsweise durch seine Gestalt bedingt.»

Dies ist aber sicher nicht die Art von Bär, die des Kremls Staatspartei «Einiges Russland», im Sinne hatte, als sie ihn zum Symbol erkör. Staatschef Wladimir Putin erläuterte in einer Rede vor dem Think-Tank Waldai im Jahr 2014, wie er den russischen Bären sieht: «Die alten Römer sagten <Quod licet Iovi, non licet bovi> – was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht gestattet. Nun, vielleicht ist es dem Ochsen nicht erlaubt, aber ich möchte Ihnen sagen, dass der Bär niemanden um Erlaubnis fragen wird. Er gilt als Herr unserer Taiga, und er wird nicht in andere Klimazonen umziehen, da er sich dort nicht wohl fühlt. Aber er wird seine Taiga an niemanden abtreten.»

Murren der Zugpferde

Selbst Schwergewichte wie Eric Nussbaumer äussern Kritik am Führungsduo Meyer/Wermuth. Wann kommt in der gebeutelten SP die Stunde der Abrechnung?

Marcel Odermatt

Die nationalen Wahlen rücken näher. Am 22. Oktober 2023 entscheiden die Stimmbürger, wer für die kommende Legislatur im Parlament sitzen soll. In einer der Parteien macht sich allmählich Unruhe breit: in der SP. Keine Gruppierung schnitt in den vergangenen zweieinhalb Jahren schlechter ab als die Genossen, die seit Monaten eine Schlappe an die andere reihen. Innerhalb eines Jahres fuhren die Sozialdemokraten in den Kantonen Solothurn, Neuenburg, Freiburg, Nidwalden, Obwalden, Waadt und am Wochenende nun in Bern eine nicht endende Serie von Niederlagen ein. Dieser Trend ist für viele SP-Volksvertreter alarmierend. Kann er nicht gewendet werden, müssen auch bei den Nationalratswahlen einige Ratsmitglieder über die Klinge springen.

Nach eineinhalb Jahren unter der Führung von Mattea Meyer und Cédric Wermuth macht sich in der Partei Ernüchterung breit. Einerseits verliert die Truppe weiter Terrain, vor allem an die Grünen, die in Umwelt- und Klimafragen von den Wählern trotz aller Anstrengungen der SP als glaubwürdiger und attraktiver taxiert werden.

Gleichzeitig hat die Parteibindung in jüngerer Zeit abgenommen. Einmal stimmt man für die Grünen, das nächste Mal für die SP und umgekehrt. Tatsächlich gehörten die Sozialdemokraten vor vier Jahren in Bern noch zu den Siegern. Die kantonale Sektion legte im Grossen Rat um fünf Sitze zu. Diesen Sonntag nun gingen sechs Mandate verloren.

«Uns fehlen klare Botschaften»

Die Situation wird für die Genossen immer ungemütlicher. Jetzt kommt erstmals Kritik aus den eigenen Reihen am eingeschlagenen Kurs auf. «Uns fehlen insbesondere in der Europapolitik die klaren Botschaften. Dieses Defizit schadet uns bei den Wahlen», sagt Eric Nuss-

baumer. Der Baselbieter SP-Nationalrat und Aussenpolitiker spricht hier die Politik seiner Partei beim Rahmenabkommen an. Während die SP zusammen mit den Gewerkschaften und der SVP den EU-Vertrag ablehnte, profilierten sich die Grünliberalen als einzige proeuropäische Kraft. Wer heute eine Annäherung an den europäischen Staatenbund begrüsst und als notwendig einstuft, wählt immer öfters die



Zeit der Durchhalteparolen:
Meyer, Wermuth (l.).

GLP. Diese Partei ist die grösste Gewinnerin der jüngsten Parlamentswahlen. Sie konnte in allen Kantonen, in denen die Sozialdemokraten an Boden verloren, deutlich zulegen.

Wie die SP wieder den Anschluss finden kann, ist völlig offen. Die GLP geht derweil weiter zielstrebig voran. Während die Bundesratsparteien weiter zaudern, fordert die GLP ein Rahmenabkommen 2.0 oder den EWR. In der Europapolitik ist die trendige Truppe den anderen Parteien meilenweit enteilt. Logischerweise ist sie für Europafreunde mittlerweile erste Wahl. In der Bredouille steckt die SP auch bei der Abstimmung über die Grenzschutzorganisation Frontex. Linksaktivisten ergriffen

das Referendum gegen die Aufstockung der Gelder für diese Agentur. Offensichtlich ohne sich genau zu überlegen, wie ein Nein der Partei zu begründen ist, versprach die Parteispitze den radikalen Organisationen ihre Unterstützung.

Dabei bedeutet ein Nein zur Vorlage, dass ein Mitmachen der Schweiz bei Schengen in Frage gestellt wird. Ausgerechnet die Internationalisten der SP gefährden eine Mitgliedschaft bei einer EU-Organisation. Nirgends ist die Eidgenossenschaft enger mit der EU verbunden als, dank Schengen-Abkommen, auf diesem Gebiet. Mit ihrer Haltung stösst die SP die vielen Proeuropäer in den eigenen Reihen vor den Kopf. Wenig überraschend spricht sich die GLP klar für ein Ja bei der Abstimmung am 15. Mai aus.

Furcht vor der Abwahl

Die anhaltende Baisse an der Urne wirkt sich laut Fraktionsmitgliedern auf die Stimmung in der Partei aus. Schlecht sei sie, wird berichtet. Zudem heisst es, die Führung handle oft eigenmächtig. Die Parlamentarier – selbst Schwergewichte – würden vor vollendete Tatsachen gestellt und ungenügend in die Entscheidungsfindung einbezogen. Das sorgt für Unverständnis und Kritik.

Gut möglich, dass es bald zu faustdicken Überraschungen kommt. Denn einige Aushängeschilder überlegen sich ernsthaft, ob sie nochmals zur Wahl antreten sollen. Viele Sitze wackeln bedenklich. Und das Schlimmste, was einem verdienten Politiker passieren kann, ist, eine Abwahl zu kassieren.

Die Zeit der Durchhalteparolen von Meyer und Wermuth dürfte noch eine Weile andauern. Denn allen in der Partei ist bewusst: Bis zum Oktober 2023 lässt man die beiden jungen Fundis gewähren – das ist der Deal. Scheitern sie aber, schlägt die Stunde der Abrechnung.

HERODOT



Der Ukraine-Krieg hat Europa aus seinem rosa-grünen Energie-Traum aufgeweckt. Selbst in Deutschland sind trotz Milliardensubventionen bloss 16 Prozent der Energie «grün», und von der fossilen Energie stammt fast die Hälfte aus Russland. Da sich die Erneuerbaren nicht so schnell versechsfachen lassen, müssen feierlich verkündete Prinzipien eben zurückstehen. So bettelte der grüne Wirtschaftsminister Habeck letzte Woche in Katar devot um Flüssiggas. Details wie für die Fussball-WM zu Tode geschuftete Gastarbeiter, gesteinigte Schwule und ins Gefängnis gesperrte vergewaltigte Frauen halten «wertebasierte feministische grüne Aussenpolitik» nicht von solchen Bücklingen ab.

Auch die USA sind daran gewöhnt, den Teufel mit dem Beelzebub zu bekämpfen. Gegen Hitler verbündeten sie sich mit Stalin, danach mit Mao und Osama Bin Laden gegen die Sowjetunion, und immer gerne mit reaktionären, menschenverachtenden Diktatoren. In ruhigeren Zeiten signalisieren vor allem demokratische Präsidenten den letzteren sporadisch ihre Verachtung, aber bei Bedarf wird rasch signalisiert, dass sie es damit nicht so ernst meinten.

So wird nun Venezuelas Diktator Maduro «entsanktioniert» und um die Lieferung von möglichst viel Öl ersucht. Gleiches erhofft man sich vom Iran. Dafür will man die Revolutionsgarden von der Terrorliste streichen. Stattdessen kommen die jemenitischen Huthis wieder drauf. Biden hatte sie gestrichen, weil dies Hilfslieferungen erschwert und zum Tod Tausender Zivilisten führt und weil er den völkermörderischen Jemen-Krieg der Saudis und Emiratis beenden

wollte. Doch nun muss er vor diesen zu Kreuzekriechen, um sie zu höherer Ölproduktion zu bewegen. Die Emirate dürfen deshalb doch die von Trump versprochenen F-35 nun doch kaufen. Im Mai will Biden gar nach Riad reisen, weil der von ihm zuvor geschnittene saudische Kronprinz (der politische Gegner mit der Kettensäge zerteilen lässt) seine Telefonanrufe nicht beantwortet. Vorausgeschickt hat er schon mal den britischen Premier. Am Vorabend des Besuchs wurden 81 Menschen nach Geständnissen unter Folter hingerichtet. Obwohl Johnson darob nicht mit der Wimper zuckte, erwirkte er keine substantielle Ölproduktionserhöhung

Zu neuer Kohäsion verhalf Putin auch Nato und EU; der Konflikt mit Polen und Ungarn ist überwunden.

(der bauernschlaue Ueli Maurer reiste viel früher zum Kronprinzen, als es dafür noch handfeste Gegenleistungen gab).

Vielleicht wird Putin Biden den Canossa-Gang zum Kettensäge-Prinzen ersparen, indem er rechtzeitig den Krieg einstellt und das Erreichen seiner Kriegsziele proklamiert. Diese hat er kürzlich auf die «vollständige Befreiung» des ostukrainischen Donbass heruntergeschraubt. Dies weckte Hoffnung, dass Putin aus seiner Hybris erwacht ist und das Terrain für einen Waffenstillstand und Friedensgespräche vorbereitet. Doch statt dem Kremelchef eine goldene Brücke zu bauen, drängte Biden ihn mit seinem Warschauer Appell zum Regime-Wechsel an die Wand; auch wenn US-Vertreter danach versicherten, so sei die Aussage «dieser Mann darf nicht an der Macht bleiben» nicht gemeint – wie denn?, möchte man fragen!

Die Rückkehr zur Vernunft unter Gesichtswahrung hüben und drüben wird Zeit brauchen. Die Ukraine wird den Verlust der Krim und des Donbass nicht ohne weiteres unterschreiben und der Westen all die Sanktionen nicht so rasch aufheben. Wahrscheinlich sind langwierige Verhandlungen, allenfalls mit russischen Teilrückzügen im Austausch gegen teilweise Aufhebung von Sanktionen. Immerhin würde ein solches Szenario Deutschland und Europa ersparen, «für die Freiheit zu frieren» (Ex-Präsident Gauck) und einen Grossteil seiner Industrie stillzulegen.

Für Putin wird der Ausgang bitter sein. Selbst wenn ihm die Ukraine ein paar Konzessionen machen muss, ist seine Stellung in der Welt geschwächt und die Abhängigkeit von China enorm gewachsen. Sogar seine iranischen und venezolanischen Freunde haben ihm die USA abspenstig gemacht. Seine Gegner hat er zusammengeschweisst. Die Ukraine hat ihre interne Spaltung überwunden, ist eine geeinte Nation und wohl bald EU-Beitrittskandidatin. Zu neuer Kohäsion verhalf er auch Nato und EU; der EU-interne Konflikt mit Polen und Ungarn ist überwunden.

Freuen sollte uns dies aber nicht. Die Vereinnahmung Russlands durch China kann nicht in unserem Interesse liegen. Und ein noch stärker isoliertes Russland wird sich auch geistig weiter von Europa entfernen und seinem Hang zu antiliberaler Singularität fröhnen, wie sie nicht nur Putins Mentor Alexander Dugin unter Berufung auf italienische und deutsche Vordenker des Faschismus vertritt.

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

Gender-Wahn im Dählhölzli

Es gibt nichts, was es im Tierreich nicht gibt: Homosexualität, Zwitter und Arten, die ihr Geschlecht umwandeln. Gewisse Schnecken sind gar autogam: Sie genügen sich selbst, kein Stress bei der Fortpflanzung.

Das ist Vielfalt, das ist Natur, das ist Leben.

Aber muss ein Tierpark eine LGBTQ-Erlebniswelt schaffen? Für Kinder? Braucht es Genderpolitik im Zoo?

Sozusagen: Oh, schau mal, die süssen Lesbenlöwinnen! Und da: die bisexuellen Bären!

Der Berner Tierpark Dählhölzli macht's möglich: Seit fast einem Jahr gibt's den Rundgang «Queere Tiere live erleben». Eintauchen in die Welt der «Queerness».



«Queere Tiere live erleben.»

Am 10. April endet, was die Tierpark-Sprecherin als einen Ort bezeichnet, um die «Vielfältigkeit der Natur» zu erleben. «Geschlechtsumwandlungen und Homosexualität kommen in der Tierwelt häufig vor», sagt sie gegenüber der *Weltwoche*.

Von politischen Motiven will sie nichts wissen: «Der Rundgang zeigt die Thematik Geschlecht oder Sexualität bei lebenden Tieren.»

Dennoch ist die Sache hochpolitisch: Schliesslich findet der queere Tierrundgang im Rahmen der Sonderausstellung «Queer – Vielfalt ist unsere Natur» des Nationalhistorischen Museums Bern statt.

Die Veranstalter geben selber zu, dass sie «eine Brücke zwischen biologischen Erkenntnissen und gesellschaftlich aktuellen Themen» schlagen. Der Besucher kann sogar die «eigene Identität erforschen».

Sogar beim Anblick eines schwulen Seepferdchens?

Roman Zeller

Mauchs teures Theater

Das Schauspielhaus Zürich leidet an Zuschauerschwund. Dafür lässt es die Stadtpräsidentin den Angestellten gutgehen.

Beni Frenkel

Ein Monat nach ihrer glanzvollen Wiederwahl kassierte die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) ihre bisher grösste Niederlage. Der Gemeinderat erteilte den Umbauplänen des Zürcher Schauspielhauses für den Pfauensaal eine Abfuhr.

115 Millionen Franken hätte die Renovation gekostet. Sie hätte die historische Bühne zerstört. Nun soll der Saal mit kleineren Eingriffen umgebaut werden. Der Stadtrat veranschlagt dafür 126 Millionen Franken. Warum ein moderater Eingriff teurer ausfällt als eine totale Entkernung, wird in der Präsentation nicht schlüssig erklärt.

Der Verdacht drängt sich auf, dass die Stadtregierung ihre eigene Präferenz bewusst günstiger als die anderen drei Varianten skizziert hatte. Mitglieder aus der eigenen Partei haben sich gegen Mauch gestellt. Nach den Querelen rund ums Kunsthaus sorgt die Stadtpräsidentin zum zweiten Mal innert kurzer Zeit für negative internationale Schlagzeilen. Und das ausgerechnet in ihrem Kernbereich.

Milliarde Franken Subventionen

Seit Frühling 2009 ist Mauch Stadtpräsidentin. Im Präsidialdepartement fällt die Kultur in ihren Verantwortungsbereich. Das Präsidium von Zürich liegt seit 32 Jahren in SP-Hand. Der letzte grosse Wurf gelang 2000 mit der Einweihung des Schiffbaus im Escher-Wyss-Quartier, der zweiten Spielstätte des Schauspielhauses.



Die Kosten für das städtische Theater sind immens. Innerhalb der letzten dreissig Jahre floss eine Milliarde Franken an Subventionen. Dem Renommee der Kunststadt Zürich half das viele Geld wenig. In der Saison 1990/91 strömten fast 193 000 Besucher ins Schauspielhaus. In der Saison 2018/19 waren es gerade noch 136 000. Die Bevölkerung der Stadt Zürich ist in diesem Zeitraum um 75 000 Menschen gewachsen.

Dass Kunststätten subventioniert werden, ist überall zwingend. Beim Schauspielhaus sind die staatlichen Zuschüsse aber frappant. In der Sai-

Da gibt es einen Chauffeur, zwei Antirassismus-Coaches und einen Intimitätskoordinator.

son 2018/19 erhielt es von der Stadt Zürich, dem Lotteriefonds und weiteren Trägern über vierzig Millionen Franken. Die Vorstellungseinnahmen selber betragen knapp fünf Millionen.

Als Erklärung der horrenden Kosten dient ein Blick auf die Mitarbeiterliste. Da gibt es einen Hausgrafiker, eine Schulbeauftragte, eine Übersetzerin, einen Archivar, einen Chauffeur. Dann zwei Antirassismus-Coaches und einen Intimitätskoordinator auf Mandatsbasis. Geld scheint kaum eine Rolle zu spielen. Die deutsche Intendanz flog sogar einen Haarschneider aus Deutschland ein. Das Schauspielhaus ging auf die entsprechende Frage nicht ein, sondern schrieb: «Derzeit beschäftigen wir acht Maskenbildner*innen, die sich sechs Vollzeitstellen teilen.»

Zürchs Spielstätte beschreibt sich gerne als bedeutende Kulturanstalt im deutschsprachigen Raum. Das war einmal. Zweimal wurde das Schauspielhaus als «Theater des Jahres» ausgezeichnet. Das war 2000 und 2001 mit Christoph Marthaler als künstlerischer Direktor. Ausländische Touristen besuchen Zürich wegen des Sees, aber nicht mehr wegen des Schauspielhauses. Von Tripadvisor wird es als Nummer 129 der Aktivitäten in Zürich gelistet. Die letzte Wertung stammt von September 2020: «Solides Mittelmaß».

Amour fou der Weltpolitik

Die *Weltwoche* forderte jüngst «Gerechtigkeit für Gerhard Schröder». Nichts dagegen. Aber man muss schon seine ganze Geschichte mit Putin erzählen.

Sibylle Krause-Burger

Stuttgart

Fast wäre dieses erste Interview mit Gerhard Schröder, damals Ministerpräsident in Niedersachsen, nicht zustande gekommen. Auf zwölf Uhr mittags hatten mich seine Presseleute einbestellt, erst anderthalb Stunden später erschien er – ich wollte gerade gehen. Ein Geburtstagsumtrunk zu Ehren von Ehefrau Hillu – der dritten in der mittlerweile eindrucksvoll angewachsenen Reihe – hatte ihn aufgehalten. Doch nun, vom Champagner nachsichtig gestimmt, beugte er sich herab, reparierte mein Tonbandgerät, das peinlicherweise ausgerechnet in diesem Augenblick streikte, und sprach dann so klar, so präzise und so offen in mein Mikrofon, wie ich es selten bei einem Politiker erlebt habe. Vom Schmerz seiner Niederlagen erzählte er, von der allerärmsten Herkunft, die er nie vergessen werde, von den Kränkungen seiner Kindheit und Jugend wie überhaupt von «erlittener Unbill», die er von allem Anfang an habe ausgleichen wollen. Das sei gelungen. Im Beruf wie in der Politik. Er müsse sich «nichts mehr beweisen».

Von gleichem Schrot und Korn

Nein, musste er nicht, wollte er dann aber doch, schaffte es ins Kanzleramt der Bundesrepublik Deutschland, liess alle Rivalen hinter sich – den blassen Rudolf Scharping ebenso wie Oskar Lafontaine, den Jago der SPD. Doch während um das Haupt dieses Heimtückischen lange Zeit der Heiligenschein eines Willy-Brandt-Enkels leuchtete, galt Gerhard Schröder als Enfant terrible seiner Partei: einer, der mit der Wirtschaft konnte, der Genosse der Bosse, einer, der nach Macht strebte, der Basta-Kanzler im Brioni-Anzug, Cohiba-Zigarren rauchend. Pfui. Vollends in Acht und Bann geriet er, als er die deutsche Wirtschaft mit der «Agenda 2010» von den Fesseln des überbordenden Sozialstaates befreite. Was blieb, war der Abschein dieses Mutes, der Deutschland einen ungeahnten Wohlstandsschub bescherte, Angela Merkels Regieren unverdient vergoldete, den Erfinder der Reform aber das Amt kostete.



Gefährten in den Kältezonen der Macht:
Putin, Schröder, 2005.

Inzwischen ist es natürlich ganz aus mit dem Ex-Kanzler und seiner SPD. Es war schon schlimm genug, dass er die lukrativen Ämter von Putins Gnaden angenommen hat, sehr viel schlimmer ist, dass er sie nach dem russischen Überfall auf die Ukraine nicht abgibt. Die Parteiführung und der Kanzler haben ihn zum Verzicht aufgefordert. Etliche Verbände wollen ihn aus der SPD ausschliessen. Wie konnte es so weit kommen? Was ist mit Gerhard Schröder passiert?

Es ist ja auch zu schrecklich, plötzlich ins Nichts zu fallen, jede Bedeutsamkeit zu verlieren.

Etwas Alltägliches. Er hat sich zu einer Mesalliance verführen lassen, hat sich in Wladimir Putin verguckt. Weiss der Himmel, was er in dem Russen gesehen hat und sieht, wahrscheinlich einen Kerl vom gleichen Schrot und Korn wie er selbst, von ganz unten nach ganz oben gekommen, einen Gefährten in den Kältezonen der Macht. Also feiert man die runden Geburtstage zusammen, hilft bei der Adoption von Kindern, lässt sich – kling, Glöckchen, kling – mit Ehefrau Doris, der nunmehr vierten, zu einer weihnachtlichen Schlittenfahrt

in die ehemalige Zarenresidenz Kolomenskoje einladen. Spätestens da, im Jahr des Herrn 2001, war's um ihn geschehen. Seither sah man Gerhard Schröder, wie er dem russischen Präsidenten um den Hals fiel, wie er ihn bei den Schultern packte und an sich zog, wie er ihn anstrahlte und seine Hand tätschelte. Es war Liebe, eine Amour fou, und die macht bekanntlich blind. So nahm das Unglück seinen Lauf, so kam das Wort vom lupenreinen Demokraten aus dem Mund des intelligenten Mannes, so liess er sich nach dem Ende seiner Regierungszeit verleiten, in die Dienste eines Despoten einzutreten.

Und nun das!

Es ist ja auch zu schrecklich, nach den Jahren an der Macht plötzlich ins Nichts zu fallen, jede Bedeutsamkeit zu verlieren. Vorher war man stündlich gefragt, was wichtig, kam nicht zum Luftholen – und nun plötzlich keine Termine mehr, niemand macht den Kotau, du bist ein *has-been*. Grauenhaft. Neue Aufgaben müssen her. Gerhard Schröder hat sie auch in der Schweiz gefunden. Wie schön für ihn. Doch bei den Deals mit den Russen, im Aufsichtsrat von Rosneft und im Engagement bei Nord Stream 1 und 2, konnte er sich immerhin vorkaukeln, nicht nur sich selbst und Wladimir Putin einen Gefallen zu tun, sondern auch der energiebedürftigen Bundesrepublik zu dienen. Und nun das! Der vorgeblich Lupenreine ein menschenverachtender Aggressor, ein Kriegsverbrecher.

Konnte es da ausreichen, diesen Krieg zu verdammen? Hätte Gerhard Schröder nicht auf der Stelle seinem falschen Freund den ganzen russischen Bettel vor die Füsse werfen müssen? Ja, hätte er. Tat er aber nicht. Weniger wegen des Geldes, wie so viele meinen, wohl aber um noch einmal etwas Grosses zu bewegen, den besonderen Kontakt zu nutzen. Der Altkanzler wollte den Altfreund auf den Weg des Friedens zurückführen. Es misslang. Nun wird es allerhöchste Zeit, der Liebe Valet zu sagen. Denn wer sich vom Teufel den Kopf verdrehen lässt, hat den Weg zur Hölle schon beschritten.



DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

Im Sumpf linker Bevormundung

Wenn Dreadlocks zum Problem werden.



Carola Rackete trägt sie, Rapper Raf Camora trug sie. Und selbst Popstars wie Justin Bieber oder Miley Cyrus schmückten sich damit. Die Rede ist von Dreadlocks, der verfilzten Haarpracht. Genauer geht es um Dreadlocks von weissen Menschen. Dieser kleine, aber feine Unterschied scheint im woken Kosmos geradezu ein Verbrechen zu sein.

Was in den Achtzigern für den Anarcho-Linken der bunte Irokese war, sind Dreadlocks für die neue Generation umweltbewusster Linker. Ich sah sie deshalb lange als Erkennungsmerkmal für Menschen, die in ihrer Freizeit ihren Namen tanzen, Entwicklungshilfe in Afrika leisten oder, wie das jüngste Beispiel zeigt, mit der Gitarre Lieder über den Weltfrieden singen.

Weil aber die Musikerin Ronja Maltzahn Dreadlocks trägt, luden sie «Fridays for Future»-Aktivisten von ihrer Klimademo aus. «Kulturelle Aneignung», lautet der Vorwurf. Trage eine weisse Person Dreadlocks, übernehme sie nicht nur einen Teil der schwarzen Kultur, sondern auch die positiven Zuschreibungen, die diese Frisur heute mit sich bringt, ohne das gestrige Leid erfahren zu haben, welche die schwarze Bevölkerung erlebt hat.

Folgt man dieser Logik, verpufft jedes Gegenargument: Entscheidend ist – wie auch in der gesamten Rassismusdebatte – die Hierarchie zwischen den betroffenen Ethnien. Und da People of Colour im linken Kosmos per se als unterdrückt gelten, ist es für Linke nicht dasselbe, ob sich eine schwarze Person die Haare glättet oder sich eine weisse Person Rastazöpfe oder Dreadlocks machen lässt. Es ist dieselbe Argumenta-

tion, mit der begründet wird, weshalb es angeblich keinen Rassismus gegen Weisse geben kann.

Wenigstens sind die Klima-Kids fair und unterscheiden zwischen «kultureller Aneignung» und «kultureller Anerkennung», bei

Entscheidend ist – wie in der ganzen Rassismusdebatte – die Hierarchie zwischen den betroffenen Ethnien.

der man sich über eine Kultur informiert und «sich ihr respektvoll nähert». Es kommt also auf die Intention und Herangehensweise an. Schade nur, dass man dem Dreadlocks-Träger die «richtige» Intention nicht ansehen kann.

Statt Musikerinnen wie Ronja Maltzahn schroff von Kundgebungen auszuladen oder ihren Auftritt an die Bedingung zu knüpfen, sich die Haare abzuschneiden, könnte man einfach einen Gesinnungstest durchführen, um zu ergründen, ob sich jemand im Vorfeld der Haarverfilzung angemessen über die schwarze Kultur informiert und «sich ihr respektvoll genähert hat». Oder nicht?

Nein, vielleicht kann man den «Klimaaktivisten» nicht vorwerfen, dass sie die Übernahme kultureller Gepflogenheiten unterschiedlich bewerten. Was man ihnen vorwerfen kann, ist die totalitäre Attitüde, mit der weisse privilegierte Kids selbst über jene Gruppen walzen, die sie damit zu schützen glauben. Was man ihnen vorwerfen kann, ist die Anmassung, die jedes Mal mitschwingt, wenn sie anderen sagen, wie sie zu leben haben. Ganz gleich, ob es um die

Wahl des Autos oder der Frisur geht. Und vor allem kann man einen Grossteil der deutschen Presse dafür kritisieren, dass sie diese im Kern zutiefst intolerante, ja linksradikale Bewegung nie als solche benannt hat und seit je eine völlige Distanzlosigkeit zu Luisa Neubauer und ihren Freunden pflegt.

Wer sich mit den öffentlichen Äusserungen von «Fridays for Future» auf Social Media auseinandersetzt, weiss, dass bei den Anhängern dieser Bewegung Klimaschutz, identitätspolitischer «Antirassismus» und Antikapitalismus Hand in Hand gehen. Das Ziel ist nichts anderes als der Umsturz des bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftssystems. Nur die Medien sprechen weiterhin von «Klimaaktivisten» und harmlosen «Schülern», während jeder, der nur schon in der Nähe eines AfD-Politikers stand, sein Leben lang mit dem Zusatz «rechts» verteufelt wird.

Und dann wundert sich ausgerechnet jene protegierende Presse plötzlich darüber, wenn diese «Aktivisten» in ihrem Grössenwahn nicht mehr nur über das Leben von SUV-Fahrern bestimmen wollen, sondern auch über die Frisuren ihrer Anhänger. Als entstamme nicht beides demselben ideologischen Sumpf linker Bevormundung. Aber so ist das halt in Gesellschaften, in denen «die grösste Gefahr vom Rechtsextremismus ausgeht» und in der eine Bundesinnenministerin vor ihrer Amtszeit für ein Antifa-Blättchen schrieb. Oder die Grünen, das parteipolitische Ebenbild von «Fridays for Future», den Kanzler stellen dürften, wenn es nach den Journalisten ginge.

Deutschlands Versagen vor der Geschichte

Die Eskalationsgefahr ist das Hauptargument für eine Politik des Heraushaltens in der Ukraine. Es ist ein verführerisches Argument, weil es so vernünftig klingt. Aber es ist nicht zu Ende gedacht.

Mathias Döpfner

Berlin

Ich schämte mich, ein Deutscher zu sein. Der Fernsehfilm «Holocaust» zeigte mir – als ich sechzehn Jahre alt war – zum ersten Mal die deutsche Schande. Die Bilder aus den Konzentrationslagern, die abgemagerten KZ-Insassen, Leichenberge und das so berührende Schicksal der Familie Weiss: Ich verstand nicht, wie «die Deutschen» das tun konnten, das wollen konnten, das zulassen konnten.

Verstärkt wurde dieses Gefühl der kollektiven Scham durch meinen Vater. Er lebte ein Leben in den traumatischen Ruinen der eigenen Kriegserinnerungen als Kind. Und wiederholte immer wieder: «Die Deutschen haben diesen Krieg angefangen, Krieg ist das Schrecklichste, es darf nie wieder Krieg geben.»

Mut der Menschen auf der Strasse

Ich wurde als Pazifist erzogen. Ich bin aber kein richtiger Pazifist geworden. Denn schon bei der ersten Beschäftigung mit der Geschichte des Dritten Reiches wurde ja klar, dass man mit Diplomatie, Zurückhaltung und Friedensbotschaften bei einem Diktator wie Hitler nichts erreicht hatte. Die Politik des Appeasements von Chamberlain wurde mir zum abschreckend opportunistischen Beispiel. Wie konnte man versuchen, sich mit jemandem wie Hitler zu arrangieren? Warum haben die Alliierten nicht noch viel früher viel entschiedener eingegriffen? Millionen von Juden hätten vielleicht gerettet werden können. Millionen Soldaten hätten wahrscheinlich nicht sterben müssen. Die Bombardierung Dresdens und vieler anderer Städte hätte es wohl so nie geben müssen. Das war meine Lektion aus dem Zweiten Weltkrieg: nie wieder Rassismus, nie wieder Völkermord, nie wieder Toleranz für die Intoleranz, nie wieder Appeasement.

Diese Überzeugung verstärkte sich am Ende des Kalten Krieges. Nicht Friedensreden in Moskau und die Anerkennung und Verklärung der DDR hatten den Eisernen Vorhang und die Mauer zu Fall gebracht. Sondern die durch militärische Stärke und Projekte wie SDI [«Strategic Defense Initiative»] unterlegte

Abschreckung durch die Amerikaner und den Doppelbeschluss der Nato. Und der Mut der Menschen auf der Strasse.

Es hatte etwas Befreiendes, als ausgerechnet der grüne Aussenminister Joschka Fischer – angesichts der Blamage des Westens, das Massaker von Srebrenica 1995 nicht verhindert zu haben – den Einsatz deutscher Soldaten im Kosovo-Krieg durchsetzte. Es war – endlich – ein



Meine Lektion aus dem Zweiten Weltkrieg:
Autor Döpfner.

neues, reiferes Kapitel deutscher Aussenpolitik. Fischers Begründung war so klar wie kurz: «Ich habe nicht nur gelernt: Nie wieder Krieg. Ich habe auch gelernt: Nie wieder Auschwitz.»

Unter deutscher Beteiligung wurden ein Konflikt und barbarisches Morden nicht durch Passivität, sondern durch beherztes militärisches Eingreifen beendet. Spät zwar, aber wirksam schien die Lektion aus der deutschen Geschichte gelebt zu werden: keine Toleranz für Völkermord.

Nun ist wieder von Völkermord die Rede. Auch wenn die Situation in der Ukraine nicht mit dem Zweiten Weltkrieg gleichzusetzen ist: Angesehene Staatsrechtler wie Otto Luch-

terhandt oder Christian Tomuschat melden sich zu Wort. Tomuschat, der lange Jahre Mitglied im Uno-Menschenrechtsausschuss war, sieht im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg viele Anzeichen von Völkermord. Insbesondere im Vorgehen der russischen Armee in Mariupol sieht er das Ziel, «im Zuge der Eroberung der Stadt diesen Teil der ukrainischen Bevölkerung auszulöschen. Das wäre Völkermord.» Dass der eigentlich für solche Fälle zuständige Uno-Sicherheitsrat diesen Zivilisationsbruch mitten in Europa beenden würde, hält allerdings auch Tomuschat für unwahrscheinlich: «Russland sitzt dort bis heute als ständiges Mitglied und hat gerade ein Veto dagegen eingelegt, verurteilt zu werden. Die Regierung ist also Richter in eigener Sache.»

«Kriegstreiberei»

Als in den vergangenen Wochen von verschiedener Seite Forderungen laut wurden, Nato-Mitglieder sollten mit Waffenlieferungen oder Truppenbewegungen in den Krieg eingreifen, möglicherweise sogar eine Flugverbotszone einrichten, um Angriffe auf die Ukraine abzuwehren und das Morden schneller zu beenden, fielen die Reaktionen auf aufschlussreiche Weise unterschiedlich aus. Grosse Unterstützung, ja Erleichterung besonders in Ostmitteleuropa, von russischen Regime-Gegnern, natürlich aus der Ukraine und aus Amerika. Aus Israel kam der Kommentar: «Endlich wird Deutschland erwachsen.» In Deutschland und der Schweiz dagegen war das Entsetzen gross. Als ich einen Kommentar in *Bild* schrieb, der die militärische Unterstützung der Ukraine durch Nato-Mitglieder vorschlug, war von «Kriegstreiberei» die Rede; Deniz Yücel, der die Schliessung des Luftraums über der Ukraine befürwortete, wurde sogar aufgefordert, sein Amt als Präsident der Schriftstellervereinigung PEN niederzulegen.

Aufschlussreich ist dabei, entlang welcher Linie die uralte Diskussion um den richtigen Weg der Kriegsvermeidung oder -beendigung wieder aufbrach: Entsetzen kam aus den Ländern oder Milieus, die in Frieden und ge-

sichertem Wohlstand leben, wenig Erfahrung im Umgang mit dem russischen Präsidenten haben und seit Jahrzehnten totalitäre Verhaltensweisen nur aus den Geschichtsbüchern oder dem Fernsehen kennen. Aus Ländern und Milieus, die um ihre Freiheit kämpfen mussten oder immer noch müssen oder die mit Diktatoren Erfahrung haben, kam Zustimmung. Ideologie oder Parteipräferenzen spielten dabei kaum eine Rolle. Bisher sind es gefühlt mehr Politiker der Grünen als der CDU, die sich für eine Politik der militärischen Solidarität einsetzen.

Drohung und Diplomatie

Marieluise Beck war schon während des Bosnienkriegs klar: «Nie wieder Aggression ist die eine Seite. Die andere ist: Schutz derjenigen, die zu Angegriffenen werden. Aber um sie zu schützen, braucht man notfalls militärische Mittel.» Nun appelliert sie in der *Taz*: «100

Natürlich wollen die meisten lieber Tauben sein. Die jüngere Geschichte hat den Falken aber recht gegeben.

Milliarden sollen in eine neue Bundeswehr fließen. Es ist Zeit für eine Anzahlung an die, die uns die Last des Krieges abnehmen. Gebt ihnen, was sie dafür brauchen. Es geht auch um unsere Sicherheit.» Und der neue grüne Parteivorsitzende Omid Nouripour warnte auf dem Welt-Wirtschaftsgipfel vor wenigen Tagen, dass man niemals etwas ausschliessen sollte. Auch militärische Optionen nicht. Nouripour spricht aus der Flucht-Erfahrung vor iranischem Totalitarismus.

Da ist er wieder, der uralte Konflikt: «Tauben» glauben, Kriege vermeidet oder beendet man am besten mit Zurückhaltung, Heraushalten, Kompromissangeboten und Gesprächen. «Falken» glauben, Konflikte vermeidet oder beendet man am besten mit Abschreckung, Stärke und einer Mischung aus glaubwürdiger Drohung und Diplomatie.

Natürlich wollen die meisten lieber Tauben sein. Jedoch: Die jüngere Geschichte hat den Falken recht gegeben, wenn es darum geht, Frieden zu sichern oder wiederherzustellen – was ja hoffentlich jeder will, der an dieser Diskussion teilnimmt. Das war so im Zweiten Weltkrieg, der erst durch das beherzte Vorgehen der Alliierten beendet wurde, im Jom-Kippur-Krieg, bei dem erst die militärische Unterstützung Israels durch die Amerikaner zum Abschluss eines Waffenstillstandes führte, im Kosovokrieg, der nur durch das Eingreifen der Nato zu einem Ende kam.

In allen Fällen drohte weitere Eskalation. Eskalationsgefahr ist auch im Ukraine-Krieg wieder das Hauptargument für eine Politik des Heraushaltens. Es ist ein verführerisches Argu-



Da ist er wieder, der uralte Konflikt: Quadriga auf dem Brandenburger Tor.

ment, klingt so vernünftig. Aber es ist meist nicht zu Ende gedacht. Denn Eskalation droht auch ohne eine militärisch gegründete Allianz der Freiheit. Putin selbst eskaliert. Und je weniger Widerstand er bekommt, desto mehr. Oder ist es etwa keine Eskalation, wenn die Hauptstadt Kiew bombardiert wird? Wenn in Mariupol Frauen und Kinder ermordet werden? Wenn mit atomaren Schlägen gedroht wird? Zurückhaltung, Kompromissangebote, das Ausschliessen bestimmter militärischer Optionen – das sind die Komponenten, die Autokraten und Diktatoren als Schwäche deuten, also als Ermutigung, ihren aggressiven Weg fortzusetzen, kurz: als Einladung zu weiterer Eskalation.

Die Eskalationsvermeidungstheorie basiert auf der falschen Annahme, dass autokratische oder diktatorische Aggressoren sich zufrieden geben, wenn man ihnen durch Nichteingreifen

die Erreichung ihres ersten Zieles ermögliche. Dafür spricht im Falle Putins sehr wenig. Mit der gleichen Naivität hat man ihm 2014 die Annexion der Krim ermöglicht. Was für Putin nur eine Lektion nahelegte: Weitere Eskalation ist sinnvoll.

Schnelle Unterwerfung?

So wird es auch in diesem Fall sein. Wenn die Ukraine fallen sollte, könnte das nächste Ziel ins Visier genommen werden. Das Baltikum oder vielleicht sogar Polen. Dann aber wäre – durch Artikel 5 des Nato-Vertrages – eine formale Verpflichtung des Bündnisses zum Eingreifen erreicht. Aber gilt dann das Argument von der unbedingt zu vermeidenden Eskalation nicht mehr? Vielleicht gilt es dann sogar noch mehr. Denn dann hätte der Diktator im Kreml ja erst recht bewiesen, wie aggressiv, wie irrational und zu allem bereit er agiert hat. >>>

Gerade dann müsste man – und wird man vielleicht – sagen: «Das Risiko einer weiteren Eskalation ist zu hoch, wir können wegen des Baltikums keinen Atomkrieg riskieren.» Und was, wenn – wofür es zunehmend Hinweise gibt – Putin Giftgas einsetzt, wenn chemische oder biologische Waffen grausamste Opfer fordern und Bilder um die Welt gehen, die unsere Vorstellungskraft sprengen? Wird der Westen dann wirklich eingreifen? Oder weiter vorsichtig bleiben, um noch schlimmere Eskalationen zu verhindern? Das Problem dieser Strategie ist, dass mit jeder Woche des Wartens die Zahl der Opfer und die Massivität der einzusetzenden Mittel grösser werden.

Wenn man also das Argument der drohenden Eskalation ernst nähme, ist die Konsequenz eine andere: schnellstmögliche Kapitulation. Nur eine schnelle Unterwerfung könnte Abertausende Tote vermeiden, die Leben russischer und ukrainischer Soldaten und der ukrainischen Frauen und Kinder retten. Es wäre eine schreckliche, aber zumindest eine ehrliche Option.

Politik des Wegsehens

Es bleiben konkret derzeit zwei Hoffnungen auf Alternativen: Erstens, dass eine Mischung aus immer härteren Sanktionen der EU und der USA sowie immer schlimmere Bilder vom Krieg gegen das «Brudervolk» in der Ukraine die russische Bevölkerung zur Revolution gegen ihren

Die historische Rolle der USA könnte zur neuen Rolle Chinas werden: Konflikte zu lösen und zu beenden.

Tyrannen bringen. Und Putin aus den eigenen Reihen gestoppt wird. Das ist denkbar, aber nicht sehr wahrscheinlich. Zu erprobt sind die Mechanismen von Propaganda und nackter Angst vor einem autoritären Staatsapparat.

Die zweite Hoffnung gilt ausgerechnet China und seinem Präsidenten Xi. Ohne Chinas Billigung und Unterstützung kann Putin seine Vision eines neuen russischen Reiches im Geiste (und in den Grenzen) eines Peter des Grossen nicht fortsetzen. Präsident Xi könnte die Chance sehen, sich durch Abkehr von seinem Verbündeten Putin als neue Friedensweltmacht zu positionieren. Die historische Rolle der USA könnte zur neuen Rolle Chinas werden: internationale Konflikte zu lösen und zu beenden. Zumal eine Befriedung in der Ukraine vielleicht weniger Widerstand bei einer Annexion Taiwans bedeuten könnte. Sehr wahrscheinlich ist auch dieses Szenario nicht. Vor allem wäre es mit erheblichen Folgerisiken verbunden. Globale Abhängigkeit von einem nichtdemokratischen China wäre zementiert.

Bleibt die Eskalation, die mit oder ohne westliche und vor allem deutsche Unterstützung

droht. Und ich glaube: Ohne Unterstützung droht sie deutlich wahrscheinlicher und gefährlicher. Ja, es ist keine leichte Entscheidung der Politik. Und ja, die Regierung von Olaf Scholz hat in wenigen Wochen sicherheitspolitisch wesentlich mehr richtig gemacht als die Regierung von Angela Merkel in anderthalb Jahrzehnten.

«Euer «Nie wieder» ist nichts wert»

Hundert Milliarden für die Bundeswehr, Einhaltung des in der Nato vereinbarten Zwei-Prozent-Ziels und wenigstens ein paar Waffen für die Ukraine sind epochale Paradigmenwechsel. Und doch hat uns die alte deutsche Politik des Wegsehens und des «Ohne mich» in historischer Lage schnell wieder eingeholt. Am Ende geht es nicht um Friedensdemos, «Frieren für den Frieden» und ein paar Wirtschaftssanktionen. Sondern es geht um die Frage, ob wir den Menschen, die ihre und unsere Freiheit in Kiew, in Mariupol oder bald in Odessa und Lwiw verteidigen, das geben, was sie wirklich brauchen. Und das tun wir – und mit uns die EU – bisher nicht. Wir tun es mit juristischen Argumenten nicht. Ein Bündnisfall ist formal bisher nicht eingetreten. Doch unsere Haltung erinnert schon ein wenig an den Polizisten, der auf der einen Strassenseite steht und beobachtet, wie auf der anderen Strassenseite ein Mensch überfallen wird – aber da drüben beginnt ein Bezirk, für den er nicht zuständig ist, also schimpft er nur und setzt seine Patrouille fort.

In der formalen Konsequenz, mit der sich Deutschland in entscheidenden Hilfeleistungen zurückhält – und damit eben ganz anders agiert als etwa Polen –, offenbart sich eine gewisse Kälte, ja Herzlosigkeit: «Tut uns leid. Wir sind nicht zuständig. Wir können nicht helfen.»

Die Menschen in der Ukraine fühlen sich im Stich gelassen. Wie würden wir uns fühlen, wenn Putin Berlin angriffe und die Amerika-

ner sagten: «Wir können leider nichts tun, die Eskalationsgefahr ist einfach zu hoch»?

Der symbolische Moment dieser deutschen Distanziertheit war jener traurige Tag, als Wolodymyr Selenskyj im Deutschen Bundestag um konkrete Hilfe bat. Seine flehende Rede wurde ergriffen aufgenommen, danach ging man zur Tagesordnung über. Folgen? Keine. Hilfe? Nein. Verbittert brachte der mutige ukrainische Präsident die deutsche Haltung auf den Punkt: «Euer «Nie wieder» ist nichts wert.»

Man soll ein solches protokollarisches und menschliches Versagen des Parlaments nicht überbewerten. Und doch: Das war der Tag, an dem ich begonnen habe, zu fürchten, dass wir Deutschen die zweite Chance, die uns die

In Mariupol brennen Häuser, Menschen hungern, Zivilisten werden gezielt erschossen, Kinder ermordet.

Geschichte nach dem Nationalsozialismus gewährte, verspielen. In Mariupol brennen Häuser, Menschen hungern, Männer müssen sich vor russischen Soldaten demütigend ausziehen, Zivilisten werden gezielt erschossen, Kinder ermordet, Leichen liegen auf den Strassen. Und wir Deutschen sind leider nicht zuständig. Und üben uns in Gratis-Mut.

Gesten der Stärke, der Solidarität

Am meisten berühren mich Bilder wie diese: Soldaten in Odessa, die in Kampfanzügen vor einer militärischen Barrikade «Don't Worry, Be Happy» spielen. Oder als Illia Bondarenko in einem Kellerbunker in Kiew auf seiner Geige ein altes ukrainisches Volkslied anstimmt. Und Geiger aus 29 Ländern via Social Media in dieses Lied einstimmen. Es sind Gesten der Stärke – in der friedlichst denkbaren und der emotionalsten und internationalsten Sprache der Welt, der Musik. Musik schafft diese Gesten der Stärke, der Solidarität. Des Troztdems.

Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn es nicht nur 29 Geiger wären. Sondern vielleicht 26 Staatschefs, die es ihren Kollegen aus Polen, Tschechien und Slowenien gleichtäten und nach Kiew reisten. Und dortblieben. Als mächtigstes «Sit-in» der Weltgeschichte (am besten mit ein paar Waffenlieferungen im Gepäck).

Vielleicht zieht unsere Regierung doch noch die richtigen Konsequenzen aus unserer Geschichte. Damit wir uns nicht eines Tages wieder schämen müssen, Deutsche zu sein.

Meine Lektion aus dem Zweiten Weltkrieg: nie wieder Rassismus, nie wieder Völkermord, nie wieder Appeasement.



„Was soll das heißen - ich würde mich für einen Test gut eignen?!“

Mathias Döpfner ist Vorstandsvorsitzender der Axel Springer SE. Der vorliegende Essay erschien zuerst in der Welt.

Dienst ohne Bürozeiten

Was, wenn die Schweiz militärisch in den Ukraine-Krieg hineingezogen wird?

Divisionär Peter Merz hat die Herkulesaufgabe, die Luftwaffe Ernstfall-tauglich zu machen.

Marcel Odermatt

Bern

Viel Häme und Spott im In- und Ausland erntete die Schweiz vor acht Jahren. Ein entführtes Passagierflugzeug mit 202 Menschen an Bord hatte sich frühmorgens dem hiesigen Luftraum genähert. Der Co-Pilot steuerte die Boeing 767 nach Genf statt Rom. Französische Kampfflugzeuge eskortierten die Maschine. Die Schweizer Luftwaffe blieb am Boden. Für sie passierte der Ernstfall zu früh am Morgen. Sie war nur zu Bürozeiten einsatzbereit – das heisst von 8 bis 12 und von 13.30 bis 17 Uhr.

Im März 2022 herrscht Krieg in Europa. Aus der Lachnummer muss jetzt rasch wieder ein Instrument werden, das hilft, die Sicherheit der Bevölkerung zu gewährleisten. Das Erste, was die Militärs wieder auf die Höhe der Zeit bringen wollen, sind die Luftstreitkräfte. Der Mann, der dafür sorgen soll, heisst Peter «Pablo» Merz. Der 54-jährige Kommandant der Luftwaffe hat zu gewährleisten, dass der Armee die Erneuerung ihrer aviatischen Waffensysteme gelingt.

Vogel-Strauss-Politik

Einerseits werden 25 F-5-Tiger-Jets ausrangiert. 1975 und 1981 beschaffte die Schweiz 110 Geräte dieses Typs. Die Konstruktion stammt aus den späten 1950er Jahren. Andererseits kann das Militär die dreissig Kampfflugzeuge des Modells F/A-18 Hornet nur noch bis ins Jahr 2030 einsetzen. Parallel muss Divisionär Merz darüber wachen, dass die Ablösung durch den Ersatzkauf der F-35A reibungslos verläuft. Nach dem Zeitplan des Verteidigungsdepartements (VBS) dürften 2027 die ersten und 2030 die letzten Flugzeuge übernommen werden.

Als ob diese Transformation nicht schon anspruchsvoll genug wäre, versucht die Linke, die Flieger vom Himmel zu holen. Die Sammelfrist für die «Stop F-35»-Initiative läuft bis zum 1. März 2023. Die Frage, die Bürgerliche im Bundeshaus nun stellen, ist, ob das VBS die Beschaffungsverträge mit der US-Regierung



«Fähigkeitslücken»: Luftwaffenchef Merz.

trotz dieses Damoklesschwerds unterzeichnen soll. «Wenn wir nicht vor Ablauf der Frist unterschreiben, wäre die Einführung bis Ende 2030 gefährdet. Die Lieferfristen sowie die Preise müssten nochmals neu verhandelt werden», sagt Merz.

Man könnte es weniger diplomatisch ausdrücken: Unabhängig davon, ob das Volk eines Tages dem Volksbegehren zustimmt oder nicht, alleine die Lancierung des Anliegens sorgt dafür, dass die Schweiz in acht Jahren für einige Zeit ohne funktionierende Luftwaffe dastehen wird. Dafür sind im linken Lager die gleichen Leute verantwortlich, die fordern, dass sich die Schweiz dem europäischen Verteidigungsbündnis PESCO anschliesst.

Während die linke Seite ihre Vogel-Strauss-Politik zelebriert und ihre Glaubwürdigkeit in der Sicherheitspolitik endgültig verspielt, stellen sich andere Fragen. Der Entscheid, 36 Flugzeuge zu erwerben, stammt aus einer Zeit, als der Bundesrat die sicherheitspolitische Lage noch anders beurteilte. In der Armeebotschaft 2022, in der die Exekutive den Kaufentscheid begründet, heisst es: «Die Wahrscheinlichkeit, dass in Europa ein bewaffneter Grosskonflikt ausbricht, in den auch die Schweiz verwickelt wird, ist trotz gestiegener Spannungen zwischen Russland und dem Westen kurz- und mittelfristig eher gering.»

Jetzt steckt die Schweiz mit anderen westlichen Ländern in einem Wirtschaftskrieg gegen Russland. Mit ökonomischen Strafmassnahmen versucht die Eidgenossenschaft, die Atommacht von ihrem Krieg gegen die Ukraine abzuhalten und in die Knie zu zwingen. Würde sich der Konflikt ausweiten, wie viele befürchten, spricht wenig dafür, dass sich die Schweiz noch heraushalten könnte.

Schönwetterlösung?

Als sich das VBS auf 36 neue Flieger festlegte, herrschten andere Rahmenbedingungen. Ist der Kauf von 36 Maschinen eine Schönwetterlösung? Ge-

nügen die bestellten Flugzeuge angesichts der Tatsache, dass in Europa Krieg herrscht? FDP und SVP möchten das Armeebudget substanziell erhöhen – statt wie gegenwärtig fünf soll das Land künftig sieben Milliarden Franken für die Verteidigung ausgeben. Man rechne: Die Anpassung entspräche in drei Jahren gleich viel, wie die amerikanischen Flugzeuge insgesamt kosten – nämlich knapp sechs Milliarden Franken.

Trotzdem gibt sich Divisionär Merz vorsichtig: «Falls das Budget erhöht würde, braucht es eine seriöse Auslegeordnung. Verschiedene Bereiche der Armee haben Fähigkeitslücken.» Als Beispiel nennt er die Artillerie, die nur noch zwanzig Kilometer weit schießen kann. Bei der Luftwaffe ist die Zahl der Kampfflugzeuge entscheidend dafür, wie lange die Schweiz im Ernstfall Widerstand leisten könnte. «Bekommt sie mehr Mittel, würde sich das positiv auf ihre Robustheit und Durchhaltefähigkeit auswirken.»

Der Krieg in der Ukraine stellt die Sicherheitspolitik auf den Kopf. Wie die Nachbarländer muss die Schweiz versuchen, das Militär in-nerst absehbarer Zeit wieder einigermaßen auf Vordermann zu bringen. Ob das gelingen wird, dürfte sich in den nächsten Jahren weisen. Die oberste Armeespitze um Leute wie Peter Merz ist gefordert wie nie.

Russland braucht Europa

Die Erdgasverbraucher in Deutschland befürchten, dass Putin ihnen den Hahn zudrehen könnte. Die Angst ist unbegründet, der Osten ist stärker auf das Geschäft angewiesen.

Joachim Starbatty

Die Politiker in Deutschland wollen weg vom russischen Erdgas und Erdöl. Sie fürchten offensichtlich die Erpressung durch den russischen Lieferanten: Drehe Russland den Hahn zu, stehe die Industrie still, zumindest teilweise. Bevor eine Entscheidung von einer solch strategischen Tragweite getroffen wird, lohnt sich ein Blick auf den Wirkungszusammenhang – in Friedenszeiten, im Krieg und bei Abwendung vom russischen Erdgas und Erdöl.

Wenn Russland in Friedenszeiten den Hahn zudrehen sollte, kann dem über eine entsprechende Bevorratung eine Zeitlang entgegengewirkt werden. Wichtiger ist jedoch die Tatsache, dass es sich bei Erdöl und Erdgas um weitgehend homogene Produkte handelt, die durch Lieferungen aus anderen Quellen ersetzt werden können. Gewiss, das geht nicht ohne Friktionen; so werden die Energiekosten steigen, zumal Panikkäufe die Preise treiben.

Das pendelt sich aber wieder ein, auch, weil sich Russland für seine Produkte auf den Weltmärkten andere Abnehmer suchen muss. Es muss die heimische Förderung aufrechterhalten, weil es für die Versorgung der eigenen Bevölkerung und für die technologische Entwicklung seiner Wirtschaft Devisen braucht.

Der Lieferant ist auf einen stetigen Erlösstrom angewiesen. Seine Abhängigkeit ist sogar ausgeprägter, weil die Abnehmer vorenthaltene Lieferungen durch Importe aus anderen Quellen substituieren können.

Kriegsfall ändert nichts

Ist es im Kriegsfall dagegen so, dass der Lieferant am längeren Hebel sitzt? Nein – er ist dann ebenfalls auf den Zufluss von Devisen angewiesen, wenn er nicht die Versorgung seiner Bevölkerung zusammenbrechen lassen will. Diese unterschiedlichen Abhängigkeiten zeigen sich darin, dass die USA nun russisches Erdöl und Erdgas nicht mehr abnehmen wollen. Da es sich hier bloss um geringe Mengen handelt, tut ein Verzicht den Amerikanern nicht weh. In Deutschland ist es anders; hier spüren die Menschen die Rückwirkungen der Sanktionen

deutlich. Für alle, die aus dem laufenden Einkommen Gewinne erwirtschaften, sind höhere Energiekosten verkraftbar, nicht aber für diejenigen, die am Rande des Existenzminimums leben. Sie kommen wegen der höheren Energiekosten – entweder an den Tanksäulen oder beim Auffüllen der Heizöltanks – nicht mehr über die Runden.

Unsere Politiker sehen sich gezwungen, die höheren Kosten teilweise auszugleichen. Sie schrecken vor einer Verschärfung der Sanktio-

Will Putin Erdöl und Erdgas nicht gegen Devisen verkaufen, dann bleibt er eben auf seinen Vorräten sitzen.

nen zurück; auf diese Weise füllen sie Putins Kriegskasse. Aber alles in allem gilt trotzdem: Der Abnehmer sitzt auch im Kriegsfall am längeren Hebel als der Lieferant, er muss die Stressphase aber durchstehen.

Jetzt hat sich Putin den Scherz erlaubt, anzuordnen, dass unliebsame Kunden russische Energie nur gegen Rubel beziehen können. Nun fragen sich unsere Politiker, wie sie an russische Rubel kommen. Die Antwort ist einfach: Will Putin Erdöl und Erdgas nicht gegen Devisen verkaufen, dann bleibt er eben auf seinen Vorräten sitzen. Er wird rasch merken, dass der Schuss nach hinten losgeht und dass er doch wieder gegen ausländische Devisen verkaufen muss.

Da Deutschland um jeden Preis vom russischen Erdöl und Erdgas wegkommen soll,

geht die starke Stellung des Bezügers etwas vergessen. Der grüne Wirtschafts- und Energieminister, Robert Habeck, ist mit einer Wirtschaftsdelegation in die Vereinigten Arabischen Emirate gepilgert, um hier über den Ersatz russischer Lieferungen zu verhandeln. Dabei wirft er alles über Bord, was die Grünen zuvor an Auflagen zu Menschenrechten, fairen Löhnen und Emanzipation für unverzichtbar gehalten haben.

Es ist auch aufgefallen, dass Habeck in der Vorstellungsrunde bei seinen arabischen Gastgebern devot den Kopf geneigt hat, eine ungewöhnliche Geste, wenn von Gleich zu Gleich verhandelt wird. Sein Auftreten war das eines Bittstellers. Er wird sich davon wohl eine Vorzugsbehandlung versprochen haben. Hohe Beamte aus der EU-Kommission sehen es ungern, dass einzelne EU-Regierungen in einen Überbietungswettbewerb eintreten, um russisches Gas durch Bezüge aus arabischen Quellen zu ersetzen.

Arglose Politiker

Warum bedenken unsere Politiker nicht sorgfältig einen solchen Schritt? Muss man denn nicht damit rechnen, dass die Scheichs ihre Augenbrauen hochziehen werden, wenn sie meinen, ihre Glaubensbrüder würden in der westlichen Gesellschaft nicht gebührend geachtet, und entsprechende Forderungen anmahnen? Müssten wir, als Erdgaskunden, dann nicht darauf Rücksicht nehmen? Herr Habeck und die deutsche Regierung ahnen wohl nicht, dass sie mit der Hinwendung zu Arabien vom Regen in die Traufe kommen.

Die Politiker dürfen nicht aus den Augen verlieren, dass es wieder eine Normalisierung der Beziehungen mit Russland geben wird – mit oder nach Putin. Dann ist es besser, Russland in Europa zu wissen, als dass es sich China zum Partner wählt und weltwirtschaftlich als dessen Vasall auftritt.



Joachim Starbatty ist emeritierter Professor für Volkswirtschaftslehre der Universität Tübingen. Bis 2019 war er Mitglied des Europäischen Parlaments.

Eklat um die falsche Frisur

Wie sich die Klima-Aktivisten von Fridays for Future verrennen.



Wir erinnern uns: Das Ziel der Bewegung Fridays for Future (FFF) ist die Einhaltung des Pariser Klimaabkommens und die globale Erwärmung auf unter 1,5 Grad zu begrenzen. Das ist sinnvoll. Der Klimawandel ist ein dringendes Problem, und darum sind den Aktivisten die Sympathien breiter Teile der Bevölkerung anfangs rasch zugeflogen. Auch meine: Junge Leute, die sich für ihre Anliegen engagieren, das finde ich grossartig.

Es dauerte nicht lange, und die FFF vermischte sich mit extremeren Bewegungen wie etwa Extinction Rebellion. Auf der Agenda stand Strassen besetzen, Städte lahmlegen. Man bekam eine Vorahnung der sich radikalierenden Entwicklung. Dann haben sich die FFF-Aktivisten vermehrt auch anderen Themen verschrieben: Antikolonialismus, Antikapitalismus. Auf ihrem Twitter-Account posten sie Dinge wie: «Dein <Klimaschutz> ist halt nichts wert, wenn er nicht antikapitalistisch, antirassistisch, antikolonial und antifaschistisch ist.» Oder: «Gibt es grünen Kapitalismus? Ich glaube nicht. Natürlich ist die Klimabewegung antikapitalistisch.»

Bei ihrem Streik-Aufruf vom vergangenen September schrieben sie auf ihrer Webseite von der «Gier» der Eliten, die verantwortlich seien für die Erwärmung des Planeten, fordern Reparationszahlungen der «reichsten Elite» und Schuldenerlass. «Uproot the system!» Sie wollen das System entwurzeln. Die deutsche Klimaaktivistin Luisa Neubauer äusserte bei Watson: «Die Wurzeln der Klimakrise liegen in Macht-hierarchien von Männern über Frauen, von weisen Menschen über *people of colour*, von Männern über die Natur.» Wie kann man auch annehmen, sie lägen in der Industrialisierung – *shame on me!* Vergangene Woche hat FFF eine Musikerin von ihrem Event eingeladen, weil sie «als weisser Mensch Dreadlocks» trägt. Das sei kulturelle An-

eignung. Sollte sie sich jedoch bis Freitag dazu entscheiden, ihre Haare abzuschneiden, würde man sie «auf der Demo spielen lassen».

Filtern wir das Wichtigste heraus: Jung sein ist toll, älter sein ist entspannend. Und naiv sein ist nichts Tragisches, ich bin in manchen Dingen schrecklich naiv. Klimaschutz geht einzig durch Abschaffen des Kapitalismus? Verzwickt nur, dass sie selbst den Instagram-Lifestyle mit all seinen modernen Annehmlichkeiten führen. Reisen, neuste Apple-Produkte, im grossen, elterlichen Stadthaus leben. Beobachte ich junge Klimaaktivisten, wüsste ich nicht, auf welche ihren Lifestyle einschränkenden Dinge sie verzichten – so, wie sie es ja von den anderen fordern. Sie profitieren von allem, was das Leben im 21. Jahrhundert zu bieten hat. Und das ist auch okay. Es demonstriert eben zugleich, wie ohnmächtig wir sind; einen Lebensstil kann man nicht so einfach aufgeben. Ich würde Leon-Finn also mit sanfter Miene sagen: Schau, *digga*, du bist das Sinnbild des Kapitalismus, du konsumierst von morgens bis abends. Wohne auf einem Hof, züchte Hühner, lebe wirklich nachhaltig. Dann kannst du die Gesellschaft und den Kapitalismus anklagen.

Kulturelle Aneignung? Gemäss dieser Logik dürfte auch niemand mathematische Formeln der Babylonier verwenden. Dürften nur Schwarze rappen. Bluejeans wurden ursprünglich hergestellt für Minenarbeiter. Und sollen wir jetzt alle nur noch Jodelmusik hören und Trachten tragen? Es ist eine Denkweise auf Irrwegen, denn damit gesellt man sich zu der Reihe von Leuten, denen kulturelle Vermischung gänzlich widerstrebt, die alles strikt nach Rassen trennen wollen. Alles verschmilzt doch miteinander, alle «borgen» von anderen. Indem man Produkte von anderen Kulturen be-

nützt, zollt man ihnen ja gerade das Ansehen, das sie dafür verdienen. Die Ironie daran: Oft sind die Aktivisten gar nicht Teil der Kultur, von der sie behaupten, sie werde angeeignet.

Die FFF ist von einem achtbaren Schulstreik fürs Klima zu einer fragwürdigen Botschafterin für sehr linke, teils radikale Anliegen mutiert. Oder anders formuliert: Einige ihrer Aushängeschilder haben die Bewegung gekidnappt. Natürlich sprechen wir nicht pauschal von allen Aktivisten; in jeder grossen Gruppe vermengen sich unterschiedliche Haltungen. Aber die prominenten Gesichter geben ja den Ton an. Vielleicht kann man sich darum die Frage stellen, ob sie den Klimawandel etwa (mit)benützen, um ihre Vorstellungen einer neuen Gesellschaft durchzusetzen.

Diese Entwicklung finde ich schade. Nichts gegen linke Anliegen, einige sind durchaus sinnvoll. Aber dieser unbändige Drang, die Apokalypse heraufzubeschwören, mit überheblichem Ton Forderungen stellen, die für viele realitätsfern sind, das permanente Anklagen, die Begeisterung für einen Systemumbruch, Leute ausladen wegen der falschen Frisur – natürlich ist das eine Simplifizierung, aber eigentlich ist es das: Da gehen viele Menschen nicht mehr mit. Für ihre Klimaziele ist das alles kontraproduktiv. Denn will man etwas erreichen, ist es von Vorteil, möglichst die ganze Gesellschaft bei seinem Anliegen mit einzubeziehen. Das funktioniert mit Kompromissen, moderatem Ton und indem man Leute nicht ausgrenzt. Ist vielleicht nicht so *swag* wie Streiks und Auftritte in TV-Shows. Aber hey *bro*, nur wer *hustled*, hat Erfolg AF.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

Rausch der Rechthaberei

Nr. 12 – «Mehr Pazifismus wagen»
Alexander Grau über Krieg und Frieden

Orthodoxer Pazifismus ist blauäugig. Und ein von blindem Idealismus und dem Rausch moralischer Rechthaberei getriebener Bellizismus ist brandgefährlich. Wie immer, so gilt auch hier: Differenziert zu denken, kann nicht schaden. Wehrhaft sein ist gut. Doch im richtigen Moment muss man auch den Mut haben, mehr Pazifismus zu wagen. *Alex Schneider, Küttigen*

Gut und Böse

Nr. 12 – «Beendet diesen Bruderkrieg!»
Irina Beller über den Krieg in der Ukraine

Der Krieg in der Ukraine wirkt auf den friedliebenden Westen wie das abgeschnittene Ohr im Kleingarten mit roten Rosen hinter weissem Zaun unter strahlend blauem Himmel in «Blue Velvet» von David Lynch, welches den heimgekehrten Sohn auf die Spur unmenschlichen Verbrechens im kleinstädtisch-spiessigen Amerika einer Postkartenidylle führt.

Martin Bode, Wald

Der Artikel von Irina Beller ist das Beste, das bis anhin in der *Weltwoche* zum Konflikt in der Ukraine zu lesen war. *Roland Roth, Leutwil*

Wir brauchen Könner

Nr. 11 – «Mit Notrecht gegen Gasheizungen»
Hubert Mooser zur Energiepolitik

Jetzt, in der Krise, haben unsere links-grünen Politiker in Bern erkannt, wie abhängig wir von Energielieferungen aus dem Ausland sind. Wer abhängig ist, ist auch erpressbar. Kann man

ernsthaft glauben, dass jemand in Krisenzeiten etwas abgibt, wenn bei ihm selbst Mangel herrscht? Die einzige gangbare Lösung wäre der Ausbau unserer eigenen Wasserkraftkapazitäten. Blockaden durch übertriebene Forderungen von Naturschutz, Heimatschutz und vielen anderen verhindern die Produktionssteigerung der umweltfreundlichsten Energie, die es überhaupt gibt. Mit unserem gegenwärtigen Parlament, in dem jede politische Seite auf ihren Maximalforderungen beharrt, ist eine eigenständige Energieproduktion nicht machbar. Wir brauchen Könner und Macher im Parlament, welche die links-grünen Populisten ablösen. *Wilhelm Zimmermann, Embrach*

Chance verspielt

Nr. 11 – «Neutralitätsmüde Schweiz»
Editorial von Roger Köppel

Neutral ist man nicht nach Gutdünken einmal schon und einmal nicht. Die immerwährende bewaffnete Neutralität ist die wichtigste sicherheitspolitische Säule der Schweiz, und sie ist in keinem Fall verhandelbar. Und auch was die Befriedung in Europa betrifft, wäre es wohl wertvoller gewesen, wenn die Schweiz in ihrer Rolle als weltweit anerkannt neutraler Staat ihre Guten Dienste hätte leisten können, indem sie den Konfliktparteien auf neutralem Boden die Möglichkeit zur diplomatischen Beilegung des Konfliktes geboten hätte. Diese Chance hat die Schweiz nun endgültig vertan.

Mario Cortesi, SVP-Gemeinderat, Chur

Der Bruch mit dem Neutralitätsprinzip ist unverzeihlich und sollte rückgängig gemacht werden. Beteiligung an einem umfassenden Wirtschaftskrieg, der mindestens so sinnlos wie

ein militärischer Krieg ist, widerspricht jedem Neutralitätspolitischen Grundsatz. Wenn schon, dann sollte diese Frage dem Volk vorgelegt werden, um einen breit gefassten Diskurs zu ermöglichen. *Ernst Bösch, Steckborn*

Die Haltung des Bundesrats hat auch einen retrospektiven Aspekt: Wenn man heute sanktioniert, dies aber bei diversen vergleichbaren Aktionen der USA und ihrer Vasallen unterlassen hat, bedeutet das nichts anderes als eine nachträgliche klare Guttheissung dieser Aktionen. *Urs Niklaus, Bolligen*

Einfache Lösungen

Nr. 12 – «Anti-Solar-U-Boot Z'graggen»
Kolumne von Peter Bodenmann

Die Kolumnen von Christoph Mörgeli und Peter Bodenmann gehören zu meinen Lieblingsspalten in der *Weltwoche*; beide schreiben brillant. Oft präsentiert der Walliser Hotelier für komplizierte Probleme ganz einfache Lösungen, und man kommt fast in Versuchung, ihm zu glauben – wie diesmal bei der Riesensolaranlage im Saffischtal. Vielleicht wäre es gut, jeweils noch Stellungnahmen von Fachleuten zu hören, um sich anhand von Zweitmeinungen ein Urteil bilden zu können. Und nur im Fall: Die Routen von Grengiols über die Römerbrücke nach Binn sowie von Rosswald über den Saffischpass nach Heiligkreuz habe ich längst absolviert und kürzlich auch die neue Bahnstation von Grengiols bewundert.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Madeleine Albright (1937–2022)



Immer und überall ein Falke: frühere US-Aussenministerin Albright.

Meine Denkweise ist von München geprägt, für die meisten meiner Generation ist es Vietnam», sagte sie 1997 kurz vor ihrer Ernennung zur ersten Aussenministerin der amerikanischen Geschichte. Madeleine Albright sah weit mehr die Gefahren der Passivität in der Aussenpolitik als jene der Aktion. So wurde sie zur Hauptantreiberin in der Administration Clinton für ein militärisches Eingreifen auf dem Balkan, als Slobodan Milosevic zu ethnischen Säuberungen ansetzte.

Diese unbedingte Handlungsbereitschaft rührte von ihrer Herkunft aus der Tschechoslowakei her. Sie wurde als Marie Jana Körbelová in Prag geboren. Nur zwei Jahre nach ihrer Geburt marschierte die deutsche Wehrmacht ein, und die Nazis besetzten die «Rest-Tschechei». Ihre Familie floh zweimal vor Diktaturen – jener Hitlers 1939, dann jener der Kommunisten 1948. Diese Erfahrung prägte sie zeitlebens.

Mit dem Schutzbedürfnis gegenüber Gewaltherrschern im Kopf trat sie für eine amerikanische Supermacht ein («the indispensable nation»), die ihre Macht nutzte. Sie war für einen muskelstarken Internationalismus in der Zeit nach dem Kalten Krieg.

Allerdings sah sie früh die Notwendigkeit, zwischen den Vorstellungen Amerikas und Russlands über die Sicherheit Europas eine Brücke zu bauen. Sie pflegte freundschaftliche Beziehungen mit Jewgeni Primakow, dem damaligen russischen Aussenminister, mit dem sie auch die «Nato-Russia-Charter» ausarbeitete.

Mit ihm trat sie an einem legendären Asean-Ministertreffen auf – mit einer gesungenen Parodie auf die «West Side Story», für die sie gemeinsam das Libretto geschrieben und mit viel Wodka eingeübt hatten. Primakow sei ein harter Verfechter der russischen nationalen Interessen gewesen, aber auch ein Pragmatiker, der in schwierigen Phasen das Gespräch suchte.

Albright war nicht immer und überall ein Falke und hatte stets ihr politisches Umfeld im Blick. Sie machte Karriere in der Demokratischen Partei und unterstützte die wenig erfolgreichen Kandidaten Walter Mondale 1984 und Michael Dukakis vier Jahre später. Sie kritisierte die amerikanische Grossaktion zur Befreiung Kuwaits 1991, räumte indes danach ein, das sei falsch gewesen. Als sie 2016 für Hillary Clinton Wahlkampf machte, benützte sie ihren bekannten Leitspruch: «There's a special place in hell for women who don't help other women». Sie musste dann erläutern, sie unterstütze Clinton nicht nur deshalb, weil sie eine Frau sei.

Vor kurzem diskutierte sie mit ihrem früheren Chef Bill Clinton den Krieg um die Ukraine. Aus ihrem Herz machte sie keine Mördergrube: Die Ukrainer hätten klar bewiesen, dass sie nicht Teil von Russland sein wollten. Putins Behauptung, ein Land mit einem jüdischen Präsidenten sei von Nazis regiert, sei offenkundig absurd. Man kann sich gut vorstellen, dass die Einwohner Kiews in ihren Schutzkellern lieber eine energische Madeleine Albright im Staatsdepartement hätten. Sie ist letzte Woche im Alter von 84 Jahren in Washington an einer Krebserkrankung gestorben.

Hansrudolf Kamer



FOKUSKMU
Alle sind Wirtschaft.

**Versorgungssicherheit:
So agil sind unsere KMU**

Ab Montag, 4. April, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 11. April, täglich ab 17.20 auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



Vorbild Milton Friedman

Die Nachhaltigkeitsregulierung drängt Unternehmen zu menschenfeindlichem Verhalten.



Der Nahrungsmittelkonzern Nestlé ist wegen seiner Geschäfte in Russland unter starken Druck geraten, kritisiert, gescholten, von höchsten Politikern wie Selenskyj angeschwärzt worden, weil er Menschen in Russland Lebensmittel verkauft. Oder verkaufte, muss man eher sagen, denn jetzt hat die Unternehmensführung um Mark Schneider dem sozialen Druck, das heisst vor allem dem Druck aus den sozialen Medien, nachgegeben und das Russlandgeschäft praktisch geschlossen.

Das ist im Sinne der Sanktionspolitik der EU, der sich die Schweizer Regierung und die meisten grossen Schweizer Unternehmen pauschal angeschlossen haben. Aus Sicht der Massenpolitiker und Massenmedien in Westeuropa und den USA ist es eine gute Tat, wenn eine Schweizer oder eine deutsche Firma keine Russen mehr bedient.

Leistungen vorenthalten, zur Schau gestellte Diskriminierung politisch unerwünschter Kunden als Teil der Unternehmensaktivität – das gilt als sogenannt nachhaltiges, sozial verantwortliches Verhalten vorbildlicher Manager.

Die politisch korrekten Amerikaner gingen voran, Apple, Netflix, McDonald's, Kreditkartenfirmen, Ikea, Ford, VW, Boeing, Heineken, Carlsberg und so schlossen die Russen aus, auch die Pensionskasse des Bundes meldete, sie werfe ihre Russland-Engagements aus dem Portefeuille – die Lasten trägt ja letztlich der Staat –, irgendwann zog Lindt & Sprüngli die Schlüssel ab, jüngst auch der Sanitärtechnik-Konzern Geberit, ABB auch praktisch.

All die Unternehmen wollen dastehen als jene, die eben auch soziale Verantwortung

wahrnehmen. Heisst sozial heute also: sich dem Kampf gegen Russland anschliessen, Kriegsaufrufe unterstützen? Sich als Unternehmen quasi dem Einsatz auf der einen Front des Krieges verschreiben, wenn auch passiv? Es scheint so zu sein.

Aber es gab früher einmal eine klare Antwort auf die Frage, worin die soziale Verantwortung von Unternehmen bestehe: Gewinn machen, rentabel und effizient arbeiten – immer unter Beachtung der gesetzlichen Vorgaben. So hat es der amerikanische Ökonom Milton Friedman in einem aufsehenerregenden Aufsatz in der *New York Times* 1970 formuliert. Schlagwortartig ausgedrückt: *The business of business is business*. Das ist alles.

Anders gesagt: Das Management eines Unternehmens soll für die Eigentümer, die das Ganze finanzieren, das Beste herausholen. Sich voll einsetzen fürs Geschäft. Dann ist allen am besten gedient. Denn dann geben sich die Firmen grösste Mühe, die Produkte herzustellen, die bei den Kunden am besten Anklang finden und am besten honoriert werden. Dann verzetteln sich die Manager nicht mit Liebhabereien oder mit Sachen, von denen sie nichts verstehen.

Friedman ist allerdings seit langem in Verruf. Gewinnorientierung gilt als kalt, engstirnig, verwerflich, ja zerstörerisch. Vor langem hat sich deshalb der Stakeholder-Ansatz in Wirtschaft und Politik durchgesetzt: Dies macht den Managern mehr Spass, nimmt Leistungsdruck weg, ermöglicht Seitentätigkeiten. Man schaut nicht nur auf den Gewinn, sondern auf Diversität, Minderheitenförderung, auf Klimaverbesserung, auf Kunstförderung und jetzt

eben auf Zugehörigkeit zum politisch richtigen Lager – alles auf Kosten der Hauptaufgabe und damit des Ertrags und der Eigentümer.

Würde man Friedmans Linie folgen, hiesse das im Ukraine-Konflikt: neutral sein. Nestlé würde wohl weiterhin die Produktionsanlagen in Russland betreiben, die Netze von Landwirten, Verarbeitern und Verkaufskanälen arbeiten lassen, den Menschen Lebensmittel verkaufen, die Grundnachfrage decken. Eine Lösung, die eher zu Frieden als zu Krieg passt. So wie es im Moment der Uzwiler Mühlenbetreiber Bühler (Weltmarktanteil zwei Drittel) weiterhin praktiziert. Friedman folgen heisst eigentlich: Hand bieten zum Frieden. Markt und Ökonomie können als humanitäre Kräfte Gegenpole bilden zu den Kampf-Appellen der politisierten Unternehmen. Im Dienst der Kunden und des Ausgleichs der Interessen.

Globalisierung am Ende?

Jetzt wird eine Art Ende der Globalisierung herbeigeschrieben, etwa von Black-Rock-Chef Larry Fink, da mit dem Ukrainekrieg Russland praktisch aus dem globalen wirtschaftlichen Austausch falle. Ähnliches wurde vorher schon im Zusammenhang mit den durch Corona zerrissenen Lieferketten gesagt: Die komplexen weltweiten Beziehungen würden ersetzt durch kleinräumige Bekanntschaften. Aber was ist denn mit dem Internet, das die ganze Welt durchdringt und alle miteinander verbindet? Das Netz wird immer mächtiger, und es wäre erstaunlich, wenn bei Bedarf nicht neue Geschäftsbeziehungen wachsen würden, welche die Globalisierung auf neue Höhen bringen.

LEADER

Ungarn und Europa



Neues Selbstbewusstsein.

«Bei Ungarn, sagen die Ungarn, entscheiden wir Ungarn allein.»

Kurt W. Zimmermann, Seite 56

«Wie oft mussten wir lesen, dass Ungarn ein repressiver Staat sei?»

Tucker Carlson, Seite 59

«Wir weichen keinem Konflikt aus, und das wird so bleiben.»

Balázs Orbán, Seite 68

Mein Leben im wilden Osten

Vor drei Jahren habe ich mir ein Haus in Budapest gekauft. Für mich ist Ungarn das interessanteste Land Europas.

Kurt W. Zimmermann

Budapest

Wenn man als Autofahrer in Zürich sozialisiert wurde, so wie ich, dann ist Budapest eine Art Vergnügungspark. Die Strassen in der Innenstadt sind hier beiderseits und lückenlos von Parkplätzen gesäumt.

Auf allen Strassen der City gibt es massenhaft Parkplätze, bei schmalen Strassen auf einer Seite, bei etwas breiteren Strassen auf beiden Seiten. Sogar auf Budapests Prunk-Boulevard, dem Andrassy út, gibt es links und rechts Parkplätze ohne Ende.

Auf Zürich übertragen hiesse dies, dass an der Bahnhofstrasse beidseitig und durchgehend Parkplätze angelegt wären. Und dazwischen staute sich der Verkehr.

Geist von Eigenwilligkeit

Es ist ein alltägliches Beispiel, aber es zeigt ganz gut, was Ungarn ausmacht. Ungarn funktioniert gegen den Strich. Man könnte auch sagen: Der europäische Mainstream des richtigen Denkens und Handelns fliesst an Ungarn vorbei, wie die Donau hier vorbeizieht.

Die grossen und links-grünen Mainstream-Themen Westeuropas plätschern hier weitgehend spurlos vorbei. Es gibt kaum Applaus für das Gender-Gebot, das Energiewende-Gebot, das Gebot der offenen Grenzen, das Gebot der politischen Korrektheit und kaum Applaus für Skepsis gegenüber Patriotismus, Konservatismus, Religion und Tradition.

Ungarn hat etwas Archaisches. In der Luft liegt nicht der moderne Zeitgeist der schrankenlosen Toleranz, sondern der Geist von Eigenwilligkeit, Trotz und nationalem Stolz.

Ich habe mir vor drei Jahren ein Haus in Budapest gekauft, etwas ausserhalb, auf einem Hügel im Stadtteil Csillaghegy. Seitdem bin ich häufig in Ungarn und blicke mit Faszination wie Verwunderung auf diese Nation. Ich glaube, es gibt derzeit kaum ein anders Land in Europa, das so interessant ist, politisch wie kulturell.

Gestern war ich unten in der City. In einem Strassencafé habe ich einen Flüchtling aus der Ukraine kennengelernt. Er hatte seinen kleinen Foxterrier dabei. Er erzählte mir, wie seine Woh-



Stolzer Sonderfall: Markthalle von Budapest.

nung zerbombt wurde und sich sein Hund dabei das Bein verletzte. Er trug seinen Foxterrier dann sechs Kilometer weit zum Haus seiner Schwester. Dort nahmen sie das Auto und entkamen nach Budapest.

Er wohnt nun bei einer ungarischen Familie, die den beiden ein Zimmer zur Verfügung stellt. Tausende haben das Gleiche getan.

Über eine halbe Million Flüchtlinge sind bisher gekommen. Manche meiner Freunde in der Schweiz haben sich gewundert, wie grossherzig die Ungarn auf die Flüchtlingskatastrophe in der Ukraine reagierten. Sie hatten aufgrund ihrer früheren Migrationspolitik etwas anderes erwartet.

Der Unterschied ist schnell erklärt und geht auf diesen ungarischen Charakterzug der Auflehnung zurück. Wenn man den Ungarn sagt, was sie gefälligst zu tun haben, dann schalten sie in den Modus der Rebellion. 2015 war Ungarn für die EU «die Schande Europas», weil Ungarn die Grenzen für muslimische Wirtschaftsmigranten dicht machte. Ministerpräsident Viktor Orbán war nie populärer als damals, weil er sich von aussen nicht auf die Kappe scheissen liess.

Bei Ungarn, sagen die Ungarn, entscheiden wir Ungarn allein.

Derselbe Reflex zeigte sich auch zuletzt. Mehrere EU-Staaten forderten Ungarn auf, Waffentransporte durch sein Land in die Ukraine zu erlauben. Nicht euer Bier, nicht unser nationales Interesse, kam sofort die Absage. Am EU-Gipfel von letzter Woche kämpfte Orbán am heftigsten von allen gegen Sanktionen von russischem Gas und Öl. Nicht im nationalen Interesse.

Richtige Haltung in Sexfragen?

Ein besonders typisches Beispiel für ihre trotzig-zeitgeistverweigerung lieferte die ungarische Regierung mit ihrem Gesetz zum Jugendschutz. Es verbietet Magazine, Videos und Werbung zu Homo- und Transsexualität in Schulen und anderen Bereichen, die für Minderjährige leicht zugänglich sind. Wer älter als achtzehn ist, kann hingegen problemlos als lesbisch, gay, bisexuell, trans und queer auftreten und dazu jede Menge an LGBTQ-Anschauungsunterricht konsumieren.

Die EU-Kommission griff natürlich sofort auf ihren üblichen Wortschatz zurück und bezeichnete das Gesetz als «Schande». Es diskriminiere die Homosexualität.

Am nächsten Sonntag finden in Ungarn nicht nur die Parlamentswahlen statt. Es gibt gleich-

zeitig auch eine Volksabstimmung über dieses sogenannte Homosexuellen-Gesetz. Es braucht nicht viel Fantasie, um den Ausgang des Referendums vorherzusagen. Wenn sie in Brüssel und Berlin den Ungarn vorschreiben wollen, was die richtige Haltung in Sexfragen ist, dann spielt der ungarische Autonomie-Reflex: Ihr könnt uns mal.

Kernkraftwerke und Autobahnen

Ungarn erinnert mich in vielem an die Schweiz der sechziger Jahre, in der ich aufgewachsen bin. Die Schweiz war damals eine sehr selbstbewusste Nation. Sie war stolz darauf, dass sie anders war.

Das Bankgeheimnis war heilig. Die bürgerlichen Parteien kamen auf über 70 Prozent der Stimmen. Die Staatsquote war halb so hoch wie heute. Die Armee war eine der grössten in Euro-

Die Ungarn sind, vom kleinen Alltag bis in die grosse Politik, eine konfliktfreudige Spezies.

pa. Die Neutralität war unantastbar. Man fühlte sich mit Stolz als Sonderfall.

In Ungarn ist es heute ähnlich. Auch hier sieht man sich als stolzen Sonderfall, auch wenn dessen Prioritäten etwas anders liegen.

Man baut hier zum Beispiel zwei neue Kernkraftwerke, während sie anderswo den Atomausstieg vorantreiben. Man baut hier neue Autobahnen, während sie anderswo Velowege finanzieren. Man fördert hier Familien mit viel Geld, und die Geburtenquote steigt, während anderswo Babyflaute herrscht. Man führt hier eine Flat Tax von 15 Prozent auf allen Einkommen ein, während anderswo Steuererhöhungen üblich sind.

Wir machen es anders, sagen viele Ungarn, so, wie es früher die Schweizer sagten, aber wir machen es richtig.

Dieses Selbstbewusstsein der Ungarn ist relativ neu. Lange litten sie, als Spätfolge des Kommunismus, unter Minderwertigkeitsgefühlen. Vor allem ökonomisch ging es überhaupt nicht voran. Hunderttausende von Ungarn, darunter viele Akademiker, wanderten in Länder wie Deutschland und Grossbritannien aus. Noch 2009 musste die Europäische Zentralbank ein Hilfspaket für das marode Ungarn schnüren.

Inzwischen boomt das Land. Im letzten Jahr wuchs das Inlandprodukt um gewaltige 7,1 Prozent. Die Löhne steigen stetig, die Immobilienpreise explodieren. Das grösste Problem der ungarischen Wirtschaft ist der Arbeitskräftemangel.

Ich erlebe das dauernd. Wenn ich in Budapest einen Sanitär oder einen Elektriker brauche, weil die Dusche oder die Gartenbeleuchtung defekt ist, dann klappere ich ein Dutzend Unter-

nehmen ab. Ich bin schon froh, wenn dann endlich einer sagt: «Okay, in zwei Monaten kommen wir vorbei.»

Mehr noch als der wirtschaftliche Aufschwung hat Orbáns Migrationspolitik das neue Selbstbewusstsein der Magyaren gestärkt. Als sie 2015 die Balkanroute mit ihrem Zaun abriegelten, waren sie für die EU ein unmenschliches Verbrecherregime. Heute sind sich die Ungarn sicher, dass sie damit Europa gerettet haben. Sie sehen sich seitdem als geistige Führungsnation. Um das Richtige zu tun, sagen sie, darf man auch heftige Konflikte nicht scheuen.

Die Ungarn, ich kann es bestätigen, sind, vom kleinen Alltag bis in die grosse Politik, tatsächlich eine konfliktfreudige Spezies.

Ich erlebe das täglich hier. Wenn ich mich mit dem Blinker in eine fahrende Autokolonne einreihen möchte, wird diese territoriale Attacke mit wilden Hupkonzerten und wilden Drohgebärden zurückgeschlagen. Das Anstehen an der Ladenkasse ist ebenfalls eine Fortsetzung eines Guerillakriegs mit anderen Mitteln.

Im Parlament fliegen die Fetzen genauso. Ausdrücke wie «Behinderter» oder «Vollidiot» oder «Faschist» oder «Pädophiler» gehören zum Vokabular. Ein schönes Beispiel lieferte kürzlich auch Péter Márki-Zay, der oppositionelle Gegenkandidat von Orbán bei den bevorstehenden Wahlen. «Goebbels wäre stolz auf Viktor Orbán», sagte er.

Mär der kontrollierten Medien

Ähnlich heftig geht es in den Medien zu, die ich als Medienkolumnist natürlich mit Interesse verfolge. In unseren Blättern lese ich immer wieder, Orbán habe die Medien unter seine Kontrolle gebracht. Ich weiss auch nicht, wer diese Mär erfunden hat.

Das ziemliche Gegenteil trifft zu, wie man zuletzt auch im Wahlkampf sehen konnte. Praktisch alle grossen Medien Ungarns sind Orbán-kritisch bis Orbán-feindlich. RTL, der grösste TV-Sender des Landes, ist sehr regierungskritisch. Anti-Orbán ist auch Ringiers *Blick*, das grösste Boulevardblatt des Landes. Die grösste klassische Tageszeitung, die *Népszava*, genauso wie das grösste Newsmagazin *HVG*, feuern aus allen Rohren gegen Orbán. Das grösste ungarische Newsportal *24.hu* hasst ihn bis aufs Blut.

Natürlich hat auch Orbán seine publizistischen Truppen. Es sind vor allem die regionalen Blätter und Radios, wo sich rund fünfzig Medienhäuser zu einem Orbán-Block zusammengeschlossen haben. Hier auf dem Land holt sich seine Fidesz-Partei ihre Stimmen.

Der Tonfall in den Medien ist ebenso direkt wie der Tonfall in der Politik. Meine liebste Schlagzeile stammt aus dem Boulevardblatt *Blick*. Die Schlagzeile stand riesig auf der Frontseite. Sie lautete: «Orbán ist Sperma!»

So tönt Ungarn.

UNGARN FÜR ANFÄNGER

Trauma von Trianon

Manchmal kann man ein Drama am besten in Zahlen ausdrücken. Das gilt auch für das Drama von Trianon.

Die Zahlen: Am 3. Juni 1920 bestand Ungarn aus 13 000 Städten und Dörfern. Am 4. Juni 1920 bestand Ungarn noch aus 3200 Städten und Dörfern.

Am 4. Juni 1920 wurde bei Paris der Vertrag von Trianon unterzeichnet. Ungarn verlor dabei fast 70 Prozent seiner vormaligen Fläche. Das Land wurde von den Siegermächten des Ersten Weltkriegs erbarmungslos zerfleischt.

Das Staatsgebiet des Königreichs Ungarn schrumpfte im Vertrag von 325 000 auf 93 000 Quadratkilometer. Der Rest wurde aufgeteilt auf die zwölf heutigen Nationen Slowakei, Tschechien, Österreich, Italien, Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina, Ukraine, Polen, Montenegro und Rumänien. In manchen Regionen dieser Länder wird bis heute Ungarisch gesprochen.

Ungarn war von einer Grossmacht zu einem Kleinstaat geworden.

«Nie in der Geschichte hat ein Land einen solchen Blutverlust überlebt», sagte Viktor Orbán zum 100. Jahrestag des Trianon-Vertrags. Ungarn hat es zwar überlebt. Aber die Historiker geben Orbán recht. Nie zuvor und nie danach wurde ein europäisches Land so brutal zerstückelt. Es war die Rache der West-Alliierten Frankreich, Italien und Grossbritannien am Kriegsverlierer Ungarn, der im Ersten Weltkrieg an der Seite des kaiserlichen Deutschland und des habsburgischen Österreich gestanden war.

Das Lustschloss Trianon ist ein Nebengebäude von Schloss Versailles, wo der Vertrag von Versailles unterzeichnet wurde. Deutschland verlor in Versailles 17 Prozent seines Staatsgebiets, Ungarn in Trianon fast 70 Prozent. Es war ein brutales West-Ost-Gefälle.

Das «Trauma von Trianon» hat sich tief in die ungarische Seele eingegraben. Wer Trianon versteht, versteht auch den heutigen Widerstand der ungarischen Politik gegen die EU-Machtzentren in Paris, Berlin und Brüssel. Die Mächte dort im Westen, sagen sich die Ungarn, haben uns schon einmal plattgemacht. Wenn wir nicht aufpassen, werden sie es wieder tun.

Kurt W. Zimmermann

Tolstoi aus Siebenbürgen

Graf Miklós Bánffy schuf ein literarisches Jahrhundertwerk. Nebenbei war er auch noch ungarischer Aussenminister.

Sylvie-Sophie Schindler

Jeder Sommer hat diesen einen Moment, in dem man zum ersten Mal spürt, dass er bereits hereinweht, der Herbst. Mit ihm die Botschaft des Verfalls: So wie es einst gewesen, so warm und unbeschwert, wird es schon bald nicht mehr sein. Doch bisweilen will man die Zeichen der Zeit nicht erkennen, will sich fortreiben lassen von verheissungsvollen Illusionen.

Miklós Bánffy beschreibt eine Szenerie Anfang September: «Das Licht ist so strahlend, dass die eine oder andere Lerche, vom Glanz trunken, immer wieder auffliegt, hinauf in den gleissenden Himmel [...] Sie glaubt wohl, es sei immer noch Sommer.»

Mit dieser Schilderung beginnt die opulente Siebenbürgen-Trilogie; sie ist virtuose Allegorie auf das, was auf den kommenden 1800 Seiten ausgebreitet wird: der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie zwischen 1904 und 1914. Zugleich erstet sie genau dadurch wieder auf, die, mit Stefan Zweig gesprochen, «Welt von Gestern». Sich nach ihr bisweilen zu sehnen, die Neigung, Vergangenes zu glorifizieren, dürfte dem Zeitgeist entsprechen; denn wer ertappt sich inmitten zahlreicher Katastrophen nicht bei einem «Früher war alles besser».

Duelle im Morgengrauen

Im kommunistischen Ungarn verboten, wurde die Siebenbürgen-Trilogie 1989 wiederaufgelegt – der deutsche Leser kommt erst seit 2012 in den Genuss, beginnend mit der Übersetzung – Andreas Oplatka – des 1934 erschienenen ersten Teils, «Die Schrift in Flammen». Ihm schliessen sich «Verschwundene Schätze» (1937) und «In Stücke gerissen» (1940) an. Unbestritten ein Jahrhundertroman. Der seinesgleichen sucht, auch wenn Parallelen zu anderen grossen Literaten nicht von der Hand zu weisen sind, insbesondere zu Lew Tolstoi, Marcel Proust und zu Margaret Mitchells «Vom Winde verweht».

Prunkvolle Bälle, luxuriöse Landsitze, rasante Pferderennen, Duelle im Morgengrauen, gediegene Casino-Besuche: Bánffy versteht sich

meisterhaft darin, Gesellschaft und Epoche in einer atemberaubenden Scharfsinnigkeit und frappierenden Gnadenlosigkeit zu charakterisieren, und zugleich wagt er sich an die sattensten, schillerndsten Farben; so melodramatisch, so feierlich kann nur einer schreiben, der die Hingabe an die Nostalgie nicht scheut. Umso deutlicher, im Aufscheinen des alten Zaubers, wird der Schmerz des grossen Verlusts.



In sattensten, schillerndsten Farben:
Graf Bánffy.

Zu Hause in Siebenbürgen – oder Transsylvanien, wie die Region auch genannt wird –, das bedeutet, zu Hause zu sein in innerer Zerrissenheit. Zumindest wenn man wie der gebürtige Ungar Bánffy erlebt hat, dass die Ungarn Siebenbürgen im Jahr 1920, im Vertrag von Trianon, an Rumänien abtreten mussten. Die Ortsschilder sind dort bis heute auf Rumänisch und Ungarisch beschriftet.

Um seine Besitztümer nicht zu verlieren, musste Bánffy die rumänische Staatsbürgerschaft annehmen. Er entstammte dem siebenbürgischen Adel; zum Grossgrundbesitz der

Familie gehörte ein Schloss in Bontida. Bánffy, 1873 in Klausenburg geboren, ist also genau in der Umgebung aufgewachsen, in der es auch die Hauptprotagonisten seines Romans sind: Bálint Abády und László Gyeröffy.

Längst zerronnene Träume

Zwei Cousins aus Adelskreisen, tief miteinander verbunden, die in der Kindheit bereits schwere Verluste hinnehmen mussten; László ist Vollwaise, Bálint ist noch die Mutter geblieben, zu der er jeden Sommer zurückkehrt. Gleichwohl ihre Lebenswege anders verlaufen – der liberale Idealist Bálint festigt seine gesellschaftliche Stel-

Umso deutlicher, im Aufscheinen des alten Zaubers, wird der Schmerz des grossen Verlusts.

lung als Graf und Politiker, während László als passionierter Musiker und Lebemann auf den Ruin zusteuert –, haben beide dieselbe Neigung, sich unglücklich zu verlieben.

Bálint fragt sich angesichts seiner Leidenschaft für die verheiratete Adrienne: «Warum willst du gerade diese eine, gerade die, welche für dich am gefährlichsten ist?» Und László verliert sich in seinen Schwärmereien an Klára mit den «meerfarbenen Augen», deren Stiefmutter für sie eine viel bessere Partie auserkoren hat.

Beginnt die Trilogie noch unbeschwert, wird die Atmosphäre zunehmend schwermütig und steht mehr und mehr in der Vorahnung des Ersten Weltkriegs. Die Politik spielt eine wesentliche Rolle im Roman, so dass man en passant einen tiefen historischen Einblick bekommt, etwa anhand detailliert geschilderter Parlamentsdebatten.

Bánffy, der von 1912 bis 1918 die Budapester Oper und das Nationaltheater leitete und 1921/22 ungarischer Aussenminister war, stand selbst an gesellschaftlichen Schlüsselpositionen – zeit seines Lebens setzte er sich für eine ungarisch-rumänische Annäherung ein. 1950 verstarb er verarmt in Budapest. Und mit ihm zig Träume, die längst zerronnen waren.

Ich mag Viktor Orbán

Ungarns Premier findet Familien wichtiger als Banken. Die Ablehnung, die ihm entgegenschlägt, ist bizarr.

Tucker Carlson

Washington, D. C.

Von den knapp 200 Staaten der Welt hat genau ein Staat einen gewählten Premier, der sich selbst als westlich geprägten Konservativen bezeichnet. Er heisst Viktor Orbán, und er ist der Ministerpräsident von Ungarn. Ungarn ist ein kleines Land in Mitteleuropa. Es hat keine Seestreitkräfte, keine Atomwaffen. Ungarns Bruttoinlandsprodukt ist kleiner als das des Bundesstaates New York. Man würde nicht vermuten, dass die Politiker in Washington sich gross für Ungarn interessierten, doch genau das ist der Fall. Geradezu obsessiv beschäftigen sie sich mit dem Land.

Dass Viktor Orbán die Werte des Neoliberalismus ablehnt, empfinden diese Leute als persönliche Beleidigung. Sie sind empört. Welche Ansichten vertritt Orbán? Noch vor wenigen Jahren hätte man sie als moderat und konventionell bezeichnet. Er findet, dass Familien wichtiger sind als Banken. Er glaubt, dass Staaten Grenzen brauchten. Weil er diese Dinge laut ausspricht, wird er verteufelt. Linke Organisationen bezeichnen ihn als Faschisten, als Totengräber der Demokratie

Kontrast zu New York

Im Herbst 2020 bezeichnete Joe Biden ihn als totalitären Diktator. Das offizielle Washington verachtet Orbán so abgrundtief, dass viele, sogar Neokonservative im US-Aussenministerium, die offenen Antisemiten unterstützen, die bei den Wahlen gegen ihn kandidieren. Selbst wenn man weiss, dass die amerikanischen Medien lügen, so ist es doch immer wieder bestürzend, welches Ausmass ihre Unwahrheiten erreichen. Man ist einfach fassungslos. Wie oft mussten wir lesen, dass Ungarn ein repressiver Staat sei?

Freedom House, eine gemeinnützige Organisation in Washington, finanziert fast ausschliesslich von der amerikanischen Regierung, bezeichnet Ungarn als ein Land, das unfreier ist als Südafrika, mit weniger Bürgerrechten. Das ist nicht nur einfach falsch. Es ist absurd.



Schmerzhaftes Einsichten:
Autor Carlson.

Für jemanden, der in den Vereinigten Staaten lebt, ist es bitter, den Kontrast etwa zwischen Budapest und New York zu sehen. Angenommen, man lebt in einer amerikanischen Grossstadt und würde die Politik von Joe Biden laut und öffentlich kritisieren, sagen wir die Einwanderungspolitik oder die Corona-Massnahmen oder Aspekte der Transgender-Politik, so würde man höchstwahrscheinlich von Bidens Verbündeten im Silicon Valley mundtot gemacht. Wenn man trotzdem mit seiner Kritik fortführe, müsste man vielleicht bewaffnete Bodyguards anheuern. In den USA ist das Alltag. Hören Sie sich mal um!

Wo ist man also freier?

Doch in Ungarn ist derlei unbekannt. Oppositionelle müssen nicht befürchten, wegen ihrer Ansichten attackiert zu werden. Auch der Ministerpräsident nicht. Er setzt sich regelmässig selbst ans Steuer, ohne Sicherheitsleute. Wo ist man also freier? In welchem Land wird man eher seinen Job verlieren, wenn man den Ansichten der herrschenden Klasse widerspricht?

Die Antwort liegt auf der Hand – aber das einzugestehen, ist für Amerikaner schmerzhaft.

Tucker Carlson zählt zu den bekanntesten Journalisten der USA. Dieser Artikel beruht auf einem Kommentar in seiner TV-Show «Tucker Carlson Tonight».

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

UNGARN FÜR ANFÄNGER

Schweine-Filet, blutig oder rosa

Die guten Restaurants von Budapest, etwa das «Stand» oder im «Salt», bieten oft eine sehr ungarische Spezialität an: das Mangalica-Schweinchen. Wenn man Mangalica bestellt, zum Beispiel ein Stück vom Filet, fragt der Kellner: «Blutig oder rosa?»

Das ist für schweizerische Gourmets ungewöhnlich. Ob man ein Stück Fleisch blutig oder medium möchte, fragt man bei uns nur bei Rindsfilet oder Entrecôte. Schweinefleisch hingegen ist bei uns immer durchgebraten. Ein blutiges Stück von der Sau ist ziemlich exotisch.

Die Mangalica aber gehören in eine andere Kategorie. Ihr Fleisch ist marmoriert wie hochklassige Rindersteaks.

Der Grund der Fleischqualität ist ihre Lebensweise. Es sind kleine, struppige Schweinchen mit ungewöhnlich langen Haaren. Sie leben im Freien, am liebsten flitzen sie in der Steppe der Puszta herum, wo sie viel Auslauf haben.

Die Mangalica gehören in die Kategorie Hungaricum, also jene typischen und hochklassigen Besonderheiten, die es nur in Ungarn gibt. Beispiele sind daneben etwa das Ungarische Grauvieh mit seinen riesigen Hörnern, der Stierblut-Wein aus Eger, die Debrecziner Brühwurst, der Unicum-Kräuterlikör von Zwack und die königliche Gänseleber.

Vieles davon war im Kommunismus gefährdet. Auch der Bestand der Mangalica sank bis Ende der siebziger Jahre auf 200 reinrassige Tiere. Inzwischen haben sie sich explosionsartig erholt, und Budapest feiert seine nationalen Schweine jedes Jahr mit dem Mangalica-Festival.

Weil die Tiere das ganze Jahr draussen sind, ohne Stall, bauen sie eine dicke Speckschicht auf, um auch vor strenger Kälte geschützt zu sein. Bis zu 70 Prozent ihrer Körpermasse bestehen aus Fett.

Das Fett ist hocharomatisch. Man verwendet es etwa, um darin die Zwiebeln, die Tomaten und die Paprika anzubraten, die es für ein Lecsó braucht, die ungarische Form der Peperonata. Auch hier allerdings muss allerlei Hungaricum beachtet werden. Es gibt in Ungarn über hundert Paprikasorten. Für ein Lecsó eignet sich nur die Spitzpaprika, am besten sind die hellgrünen.

Dann ist es endlich so weit. Ein Mangalica-Steak mit Lecsó. Unvergleichlich.

Kurt W. Zimmermann

Duell im Schatten Putins

Viktor Orbán schien die Wahlen in Ungarn im Sack zu haben. Dann brachte ihn seine Nähe zu Wladimir Putin doch noch in die Bredouille.

Kurt W. Zimmermann

Budapest

Es war nur ein Witz, aber der Witz sorgte im ungarischen Wahlkampf für einige Aufregung.

Der Witz geht so: Stevie Wonder wird in einem Interview gefragt, wie es sei, wenn man blind ist. «Immer noch besser, als ein Neger zu sein», sagt Stevie Wonder.

Den Witz erzählte Péter Márki-Zay in einer seiner Videobotschaften, das er jeweils in die sozialen Medien stellt. Péter Márki-Zay ist der Gegenkandidat von Amtsinhaber Viktor Orbán bei Ungarns Wahlen von diesem Wochenende.

Hinter Márki-Zay stehen alle sechs wichtigen Oppositionsparteien des Landes, wie die Sozialisten, die Grünen, die Links-Grünen, die Sozialliberalen und die EU-Anhänger. Sie alle fanden den politisch wenig korrekten Witz ihres Spitzenkandidaten nicht sehr lustig.

Hinter Márki-Zay steht aber auch Jobbik, die grösste Oppositionspartei des Landes, die bei den letzten Wahlen auf fast zwanzig Prozent der Stimmen kam. Jobbik hat eine rechtsradikale und rassistische Vergangenheit. Hier fand man den Witz vermutlich nicht so schlecht.

Am besten aber fand man den Witz bei Fidesz, der Regierungspartei von Viktor Orbán. Es zeige sich wieder mal, kommentierten Parteimitglieder, was für ein «Idiot» der Gegenkandidat sei.

Damit war der Tonfall dieser ungarischen Wahl schon mal gesetzt. Es ist klar, dass bei der speziellen Ausgangslage in Ungarn ein eher ruppiger Wahlkampf zu erwarten war. Denn es heisst: Alle gegen einen.

Ministerpräsident Orbán und seine Fidesz sind seit zwölf Jahren an der Macht. Bei den letzten Wahlen erreichten sie einen Stimmenanteil von 48 Prozent. Dennoch kam Orbán im Parlament auf eine Zweidrittelmehrheit und konnte darum so ziemlich tun und lassen, was immer er wollte.

Diese Verzerrung erklärt sich aus dem ungarischen Wahlsystem. 106 der 199 Sitze im Parlament werden über Direktmandate besetzt, wobei in den 106 Wahlkreisen das



Ideologische Verrenkungen: Ungarns Präsident Orbán (r.), Kontrahent Márki-Zay.

Majorzverfahren gilt. Die restlichen 93 Sitze werden über Listenstimmen nach Proporz vergeben.

Bei dieser Ausgangslage hatten die zersplitterten Oppositionsparteien bisher kaum je eine Chance, mit ihren Kandidaten in der Majorzwahl einen Fidesz-Vertreter auszusteichen. Der Fidesz-Block räumte jeweils mehr als vier Fünftel der Direktmandate ab. Vor allem auf dem Land war die Regierungspartei unschlagbar.

Putin, Bolsonaro, Trump, Johnson

Als Lehre daraus schlossen sich für 2022 die sechs grössten Oppositionsparteien zu einer Allianz zusammen und einigten sich in jedem Wahlkreis auf nur noch einen gemeinsamen Kandidaten. Überall kam es nun zum Direktduell Opposition gegen Orbán-Partei.

Das Modell war natürlich nur mit ideologischen Verrenkungen möglich. Das Spektrum von Ungarns vereinter Opposition reicht von

strammen Altkommunisten bis zu strammen Neofaschisten und von überzeugten Wirtschaftsliberalen bis zu überzeugten Staatsmonopolisten.

Aber es war die einzige Chance, und aussichtslos war die Strategie der Sechser-Allianz nicht, wie sich andernorts schon gezeigt hatte. Auch in Israel hatte 2021 ein Acht-Parteien-Bündnis den unbezwingbar scheinenden Benjamin Netanjahu gestürzt. Auch hier reichte der Bogen von ultrarechten Traditionalisten bis zu linken Sozialisten.

Als der Wahlkampf in Ungarn dann Anfang Jahr Fahrt aufnahm, wurde schnell klar, dass es ein eher seltsamer Wahlkampf werden sollte. Inhaltliche Themen fehlten fast völlig. Die Opposition versuchte zwar, das Thema Europa etwas hochzuspielen, indem sie versprach, wieder näher an die EU heranzurücken und den Euro einzuführen. Aber das löste beim Publikum eher Gähnen aus.

Viktor Orbán wiederum verteilte grosszügige Wahlgeschenke. So fror er die steigenden Benzinpreise ein, verbilligte Schweinekeulen und Hühnerbrüste und zahlte allen Familien mit Kindern einen Teil ihrer Steuern zurück.

Die innenpolitische Frage, die wirklich brisant gewesen wäre, war ebenfalls kein Thema. Orbáns rigorose Migrationspolitik führte zu keinem Disput. Die vereinigten Oppositionsparteien machten von Anfang an klar, dass daran nicht gerüttelt werde. «Auch wenn wir die Wahl gewinnen», sagten sie, «der Grenzzaun bleibt.» Hätten sie das Gegenteil gesagt, sie hätten zu den Wahlen gar nicht erst anzutreten brauchen.

So reduzierte sich der Wahlkampf auf ein Preisboxen, Mann gegen Mann. Herausforderer Péter Márki-Zay gegen den regierenden Champion Viktor Orbán.

Titelverteidiger Orbán, der politische Routinier, inszenierte sich nun als der grosse, international erfahrene Zampano. Zwei Monate vor dem Wahltermin besuchte er in Moskau Wladimir Putin, dann empfing er in Budapest Bra-

Über Nacht pflasterte Fidesz nun die Plakatsäulen mit einer neuen Kampagne zu.

siliens Präsidenten Jair Bolsonaro, lud seinen alten Kumpel Donald Trump nach Ungarn ein und flog nach London, um Boris Johnson zu treffen. Zu Hause hielt er staatsmännische Reden, etwa am Nationalfeiertag im März, vor wogenden Fahnen- und Menschenmeeren, die von seiner hochprofessionellen PR-Brigade in bestem Hollywoodstil arrangiert worden waren.

Über den direkten Gegner Márki-Zay äusserte sich Orbán nie. Auch eine TV-Diskussion mit ihm lehnte er ab. Lieber zog er über die gesamte Opposition her. «Amateure und Dilettanten» nannte er sie.

Herausforderer Márki-Zay, der politische Anfänger, der noch nie in einem Parlament sass und bisher nur Bürgermeister eines verschlafenen Provinzstädtchens war, positionierte sich am anderen Ende der Fahnenstange. Er präsentierte sich als der freche, ungebundene Terrier, der die herrschende Nomenklatura Ungarns bellend ins Bein beisst. Über die Wähler der gegnerischen Fidesz sagte er beispielsweise: «Sie sind wie Pilze, die im Dunkeln wachsen und mit Mist gefüttert werden.»

Über den direkten Gegner Orbán, anders als umgekehrt, äusserte sich Márki-Zay unablässig. Mit Vorliebe bezeichnete er ihn als «Lügner» und als «Dieb».

So richtig verfangen diese Attacken nicht. Orbán und Fidesz waren in den Umfragen stets voraus, knapp zwar, aber aufgrund des speziellen Wahlsystems hätte das reichen müssen.

Doch dann kippte der im Duell erstarrte Wahlkampf zusehends in eine neue Richtung.

Es kam die russische Invasion. Orbán öffnete die Grenzen sperrangelweit. Über eine halbe Million Flüchtlinge strömten aus der Ukraine nach Ungarn. Im Endsprint vor dem Stichtag vom 3. April reduzierte sich die Debatte monothematisch auf den Krieg im Nachbarland.

Márki-Zays rhetorischer Blindgänger

Die grosse Frage dabei: Würde Viktor Orbán, der sich stets als der grosse Freund von Wladimir Putin aufgespielt hatte, diese Nähe nun den zuvor ziemlich sicheren Wahlsieg kosten?

Die Allianz der Opposition jedenfalls sah sich wiederbelebt. «Orbán ist Putins trojanisches Pferd», wusste Péter Jakab, der Chef der grössten Oppositionspartei Jobbik. Spitzenkandidat Márki-Zay fasste nach und bezeichnete Orbán als «ungarischen Putin», der sein Land in eine russische Kolonie verwandeln wollte. Die Opposition forderte die sofortige EU-Mitgliedschaft für die Ukraine.

Nun war Orbán zum ersten Mal stärker unter Druck. Um sich aus der Putin-Umklammerung zu befreien, schloss er sich der Idee einer ukrainischen EU-Mitgliedschaft an. Er tat es, weil es nicht mehr anders ging. Denn Orbán hat einige Vorbehalte gegen die Regierung in Kiew. Das repressive Sprachgesetz von Präsident Wolodymyr Selenskyj richtete sich nicht nur gegen die russische Minderheit im Osten, sondern genauso gegen die ungarische Minderheit, die in Transkarpatien im Westen der Ukraine lebt. Die ungarische Sprache ist ihren Schulen ab der Mittelstufe verboten. Auch Zeitungen sind auf Ungarisch verboten.

Mit dem Putin-Narrativ wuchsen auf einmal die Chancen von Orbáns Challenger Márki-Zay. Er schien im Kommen. Doch dann beging er einen Anfängerfehler. Er sagte, falls die Nato in die Ukraine mit Waffen und Soldaten einmarschiere, würde er das selbstverständlich unterstützen. Nun gab es aber weit und breit keine Absicht der Nato, der Ukraine militärisch beizustehen. Warum also sagte er das?

Orbán nutzte den rhetorischen Blindgänger seines Rivalen sofort. Den Vorbehalt «falls die Nato» kehrte er blitzschnell unter den Teppich und klagte die Opposition an, ungarische Truppen in die Ukraine entsenden zu wollen. Orbán wörtlich: «Die Ungarn haben die Wahl. Wir sind für den Frieden, die linke Opposition ist für den Krieg.»

Über Nacht pflasterte Fidesz nun die Plakatsäulen mit einer neuen Kampagne zu. «Sicherheit und Frieden», «Frieden und Sicherheit» waren nun die Kernbotschaften, gerahmt vom Porträt eines entschlossen dreinblickenden Ministerpräsidenten. In der Stunde der Weltkrise, so die Botschaft, gehöre das Land in die richtige, weil erfahrene Hand, also in Vater Viktors Hand.

Die Polls reagierten umgehend. Orbán legte in den Umfragen gleich um mehrere Prozentpunkte zu.

UNGARN FÜR ANFÄNGER

Macho-Truppe der Husaren

Auf dem Burghügel oberhalb von Budapest steht das Bronzedenkmal des Husaren-Generals András Hadik. Er balanciert in den Steigbügeln seines Hengsts. Wenn man als Mann am Denkmal vorbeikommt, ist es wichtig, die Hoden des Hengsts zu streicheln. Das steigert umgehend die eigene Potenz. Von den vielen Streicheleinheiten glänzen die Hoden des Husarenpferds inzwischen metallisch in der Sonne.

Die Husaren waren die wildeste Macho-Truppe in der ungarischen Geschichte. Sie waren die leichte Kavallerie, bewaffnet mit Lanze, Säbel und Schild sowie Pistolen in der Satteltasche. Von weitem erkennbar waren sie an ihren kunstvollen Verschnürungen auf der Uniformjacke, genannt Attila, und ihrem Husaren-Tschako mit Federbusch. Darunter trugen sie allesamt Schnauz.

Die Reputation der Husaren war, auch equinologisch betrachtet, in doppelter Hinsicht gewaltig. Sie galten als die tollkühnsten Reiter ihrer Zeit und, wie man sich in Frauenkreisen erzählte, als die tollkühnsten Liebhaber ihrer Epoche.

Für die Husaren war die Weltordnung klar gefügt. An erster Stelle kam der König. An zweiter Stelle kam der Husar. An dritter Stelle kam das Pferd des Husaren. Dann kam lange nichts. Irgendwann, viel später, kamen all die Noblen und Pfaffen, die nicht wussten, wie man ein Schwert und ein Ross richtig führt.

Ihre grösste Stunde hatten die ungarischen Husaren im Oktober 1757. Unter ihrem General András Hadik ritten sie, 5000 Mann stark, in Berlin ein, das als uneinnehmbar gegolten hatte. Sie besetzten die Stadt 24 Stunden lang. Dann zogen sie feiernd und alkoholisiert ab, nachdem sie der Stadt 225 000 Taler für ihren Rückzug abgepresst hatten.

Seitdem kennt die deutsche Sprache den Ausdruck des «Husarenstücks». Der Duden definiert ein Husarenstück als «tollkühnen Handstreich, mit grössten Risiken verbunden, aber erfolgreich durchgeführt».

Das definitive Ende der ungarischen Husaren kam nach 1945. Die Kommunisten, die nun am Ruder waren, fanden die Kultur der berittenen Raufbolde nicht amüsant. Sie ersetzten sie durch Panzer.

Kurt W. Zimmermann



Spiegel eines Landes: Festival in Bugac zu Ehren von Hunnenkönig Attila.

Ungarn, gesehen mit den Augen eines Schweizers

Der Fotograf *Michael von Graffenried* lebte von August bis November 2021 in Ungarn. Nun präsentiert er seine grossformatigen Panorama-Bilder auf öffentlichen Plakaten in Budapest. Sie zeigen ein Land von enormen Gegensätzen.



Der Deák Ferenc ter ist der beliebteste Platz in der Innenstadt von Budapest, gesäumt von Boutiquen, Bars und Restaurants. Hier werden vom 29. April bis am 15. Mai 26 grossformatige Billboards aufgestellt.

Auf den Plakaten sind die Fotografien von Michael von Graffenried zu sehen, die im letzten Sommer und Herbst in Ungarn entstanden sind. «Magyarok – The Hungarians» heisst die Ausstellung, organisiert wird sie durch die

Budapest

Stadt Budapest im Rahmen ihres jährlichen «Spring Festival».

Graffenried gehört zu den bekanntesten Fotografen des Landes. Von August bis November 2021 lebte er in Budapest und bereiste von dort aus das ganze Land.

Er tat dies auf Einladung der Landis-&-Gyr-Stiftung in Zug. Sie ermöglicht ausgewählten Künstlern Werkaufenthalte in diversen europäischen Städten wie London, Sofia oder Budapest. «Artists in residence» heisst das Programm.

«Die Bilder», sagt Graffenried, «spiegeln die enormen Gegensätze dieses Landes.» Es sind folkloristische Aufnahmen darunter, Strassenszenen, und natürlich fehlt, wie bei ihm immer, auch die Politik und damit der Wahlkampf nicht.

«Es war hochinteressant zu beobachten», sagt Graffenried, «ob die Ungarn Viktor Orbán, den autoritärsten Ministerpräsidenten der EU, nach zwölf Jahren noch loswerden können, wenn sie das denn wollen.»

Kurt W. Zimmermann

1. Arbeiterdenkmal im Budapester Memento Park; 2. Badegäste im Rudas-Bad; 3. Ankunft der Roma beim Gipsy-Treffen in Csátka.



1



2



4



5

6. Kind im Militärpark Budapest; 7. Nachtleben in der Innenstadt; 8. ungarischer Oligarch mit Bikini-Begleitung auf dem Plattensee.



6



7

9. Neonazis an der Metrostation Batthyány Tér; 10. Orbán-Anhänger bei einer Wahlkampfere in Budapest.



9



10



4. Ungarische Flagge mit ausgeschnittenem Hammer und ausgeschnittener Sichel am Gedenktag des ungarischen Aufstands von 1956; 5. Viktor Orbán an einer Wahlkampfrede auf dem Deák-Ferenc-Platz.



UNGARN FÜR ANFÄNGER

Franz Purczeld und die Goldene Elf

Die elf Namen kann auch heute noch jeder ungarische Fussballfan im Schlaf aufsagen: Grosics, Buzánszky, Lóránt, Lantos, Bozsik, Zakariás, Budai, Kocsis, Hidegkuti, Puskás, Czibor.

Es sind die Spieler der ungarischen Nationalmannschaft, die zwischen 1950 und 1956 den Weltfussball dominierten. Man nannte sie die «Goldene Elf». Von 54 Spielen verloren die Ungarn in dieser Zeit nur eine einzige Partie – dummerweise die wichtigste Partie von allen.

Ihre Glanzleistung lieferten die Ungarn am 25. November 1953 ab. Vor 105 000 Zuschauern im Wembley-Stadion fegten sie England mit 6:3 vom Platz. Es war das erste Mal, dass das englische Team auf eigenem Terrain gegen ein Team vom Kontinent verlor.

Ein halbes Jahr später kam es zur Katastrophe. Ungarn verlor 1954 in Bern das Endspiel der Fussballweltmeisterschaft mit 2:3 gegen Deutschland. Die Goldene Elf hatte sich zu sicher gefühlt, nachdem sie Deutschland in der Vorrunde noch mit 8:3 weggeputzt hatte.

Nicht besser wurde die Sache dadurch, dass die drei besten Spieler der Ungarn deutscher Abstammung waren. Sie hiessen Alexander Wagner, Ferdinand Kaltenbrunner und Franz Purczeld. Sie gehörten zu den Donauschwaben, deutschen Auswanderern, von denen es Hunderttausende in Ungarn gab. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sie enteignet und aus Ungarn vertrieben.

Manche deutschen Familien durften bleiben, zum Beispiel, wenn sie talentierte Fussballer hatten. Sie wurden magyarisiert. Alexander Wagner wurde zu Sándor Kocsis, aus Ferdinand Kaltenbrunner wurde Nándor Hidegkuti, und aus Franz Purczeld wurde Ferenc Puskás.

Franz Purczeld alias Ferenc Puskás war der Captain der Goldenen Elf. Er war ein fussballerisches Genie, vergleichbar mit einem Pelé oder einem Maradona. Zu Beginn des Volksaufstands von 1956 war er bei einem Auswärtsspiel in Spanien und kehrte nicht mehr nach Ungarn zurück. Er spielte dann für Real Madrid und gewann sechs Mal die nationale Meisterschaft und drei Mal die damalige Champions League.

Für Ungarn spielte er nie mehr.

Kurt W. Zimmermann

Meilensteine der ungarischen Geschichte

Seit Jahrhunderten behaupten sich die Ungarn in der Nachbarschaft von Grossmächten. Sie haben dabei eines gelernt: Es kann immer plötzlich etwas Furchtbares geschehen.

Boris Kálnoky



Klassische europäische Identität: Ungarn-Aufstand, 1956.

Die Magyaren sind das einzige Steppenvolk, das in Europa einen Staat errichten und behaupten konnte. Dazu gehörte Glück, Augenmass und Umsicht. Sie mussten ihren Staat immer wieder verteidigen, gegen Mongolen, Osmanen, Österreicher und Russen. Oft verloren sie, doch immer blieben sie zäh, rebellisch und überdauerten am Ende.

Bei so viel Überlebenskampf blieb selten Raum für gutes Regieren. Eine Regierung, die für Stabilität, Sicherheit, relativen Wohlstand, Fortschritt und eine kluge Zukunftsstrategie steht, hatten die Ungarn zuletzt vor 500 Jahren.

Das war unter König Matthias I. (1458–1490). In Ungarn wird er «der Gerechte» genannt. Er war Populist im dem Sinne, dass er sich gern verkleidet unters Volk mischte, um zu sehen, wie die einfachen Menschen denken. Zumindest lautet so die Legende.

Matthias setzte auf Meritokratie statt Aristokratie. Er beförderte nicht nach Rang, sondern nach Können und Loyalität. Er musste viele Kriege führen, tat das aber kunstvoll. Er verteidigte Ungarn so ziemlich gegen alle seine Nachbarn und musste auch Aufstände nieder-

Budapest

ringen. Er reformierte den Staat, schuf eine der ersten permanenten Armeen in Europa, förderte die Kultur und führte die Renaissance in Ostmitteleuropa ein. In Ungarn nennt man seine Regierungszeit «das Goldene Zeitalter».

Hinwendung zum Christentum

Das war für lange Zeit Ungarns letzte effiziente, zukunftsorientierte Regierung. Danach kamen die Türken (die Ungarn 1526 bei Mohács vernichtend schlugen), dann die Österreicher (nachdem die Osmanen 1686 geschlagen worden waren), die Nazis, die Sowjets.

1919 bis 1944 gab es ein unabhängiges Ungarn, aber es war keine glückliche Zeit. Ungarn war im Ersten Weltkrieg auf der falschen Seite der Geschichte gewesen und hatte zwei Drittel seines Staatsgebietes verloren. Der Wirtschaft ging es schlecht, die Gesellschaft war traumatisiert, die Aussenpolitik ein Minenfeld. Es gab wenig Spielraum, um gut zu regieren.

Auch die Zeit nach der Wende 1990 empfanden viele Ungarn als chaotisch. Sie gipfelte darin, dass Ungarn 2008 das erste EU-Land wurde, das ein Rettungspaket vom Weltwährungsfonds brauchte.

Stabiles Wirtschaftswachstum, Vollbeschäftigung, steigende Löhne – das sind Kennzeichen der Regierungszeit von Viktor Orbán. Für viele Ungarn hat diese darum schon jetzt historischen Stellenwert. Seine Kritiker im Westen sehen in Orbán hingegen eine hoffentlich vorübergehende Figur. Er verkörpert für sie die schlimmste Regierung Ungarns seit Hunnenkönig Attila (obwohl der kein Ungar war).

Orbán selbst spricht gerne in historischen Vergleichen – aber nicht rückwärtsgerichtet. Das Trauma des Vertrags von Trianon (1920), der Ungarn nach dem Ersten Weltkrieg zersstückelte, haben die Magyaren unter Orbán hinter sich gelassen. Statt über die Lage der ungarischen Minderheiten in den Nachbarländern zu klagen, versucht Orbán gemeinsam mit diesen Ländern ein modernes, kooperatives Mitteleuropa aufzubauen als neuen Wachstumsmotor der EU.

Ein historisches Leitmotiv hat er beibehalten: das Narrativ der rebellischen Ungarn und ihrer Freiheitskriege gegen aggressive Hegemonialmächte. Das nützt ihm, wenn es darum geht, sich gegen Druck aus Brüssel zu behaupten.

Aber zur Wahrheit gehört auch: Ungarn konnte sich letztlich nur dank anderen behaupten. Stephan I. (975–1038) ging ein Bündnis mit den Deutschen ein, heiratete Gisela von Bayern. Deutsche Ritter halfen ihm, einen radikalen Identitätswechsel durchzusetzen, um sein Volk in Europa zu verankern, einen Wechsel vom Schamanismus zum Christentum. Der Mann, der als Stephan der Heilige in die Geschichte einging, hatte nach seiner Geburt noch den türkischen Namen Vajk getragen.

Die Hinwendung zu den Deutschen und zum Christentum war der Grundstein, auf dem der ungarische Staat errichtet wurde. Mit Stephans Krönung im Jahr 1000 wurde Ungarn von Papst Silvester II. zum einzigen «apostolischen Königreich» erhoben. Auch das war Hilfe von aussen und gab dem Land eine Sonderstellung, die bis heute Identität stiftet.

Die Einsicht, dass Fremde mitunter Stärkung bedeuten, gab Stephan an seine Nachfolger

weiter. Deutsche, Juden, Slawen, gar Muslime konnten bei den Magyaren etwas werden. Ihr Erbe prägt das Land bis heute. Freilich weckten sie auch Neid, der zu antisemitischen und auch antideutschen Ressentiments führte.

Der Stern der Ungarn strahlte immer dann am hellsten, wenn sie – statt sich untereinander zu streiten – anderen halfen. Die Öffnung des Eisernen Vorhangs ist ein Beispiel, die selbstlose Hilfsbereitschaft vieler Bürger gegenüber Flüchtlingen aus der Ukraine ein anderes.

Retter des Hauses Habsburg

Es waren die Ungarn, die im österreichischen Erbfolgekrieg (1740–1748) Maria Theresias Thron retteten. Preussen, Bayern, Frankreich und Sachsen griffen sie an, weil sie eine Frau war. Schon stand der Gegner vor Wien, schon schien alles verloren. Da appellierte sie 1741 an die Ritterlichkeit der Ungarn. Das löste eine Begeisterungswelle aus, und 60 000 Magyaren zogen ins Feld, jagten die Bayern zurück bis nach München und bewahrten letztlich das Haus Habsburg vor dem Untergang.

Die dankbare Herrscherin öffnete Ungarns Aristokraten die Pforten (zumindest den Katholiken unter ihnen), und fortan kletterten Esterházy, Festetics, Széchenyi und andere Wiener die Karriereleiter hoch. Manche ihrer

*Deutsche, Juden, Slawen,
gar Muslime konnten
bei den Magyaren etwas werden.*

Nachfahren scheinen heute zu denken, dass diese Familien ihren Aufstieg habsburgischer Gnade verdanken. In Wahrheit verdankten sie ihn den militärischen Leistungen ihrer Vorfahren im Erbfolgekrieg.

Die Husarenstrieche der Ungarn in diesem und auch im nächsten, im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) schufen das bis heute bestehende Gefühl einer besonderen Zusammengehörigkeit beider Länder. Es wurde zur Grundlage für das, was ab 1867 formell Österreich-Ungarn genannt wurde. Österreicher und Ungarn verstanden, dass sie nur gemeinsam Gewicht hatten im Konzert der Grossmächte. Das Problem war, dass die Österreicher sich zum Befehlen und Zivilisieren berufen fühlten und die Ungarn davon genervt waren.

In einem gewissen Sinn nimmt heute die EU die Rolle der Habsburger ein. Ungarn weiss, dass es nur in diesem Staatenverbund gedeihen kann. In Brüssel denkt man, dass die Ungarn noch viel lernen müssen. Diese reagieren wie einst bei den Österreichern allergisch darauf.

Für die eigene Sache ständig kämpfen, zuweilen anderen helfen und sich mitunter von anderen helfen lassen: Das sind die Lehren, die die Ungarn aus ihrer Geschichte ziehen. Es ist eine klassische europäische Identität.

Panzer und Synagogen

Als Jude fühle ich mich in Budapest sicherer als in Berlin. Ausgerechnet Orbáns Gegner gefährden dieses Glück nun.

Klaus Rózsa

Und wieder rollen sie, die russischen Panzer. Diesmal in die Ukraine. Die Intention ist dieselbe wie 1956, als meine Eltern mit meiner Schwester und mir aus Budapest flüchten mussten. Unsere Familie hatte schon den Holocaust überlebt. Nun ging unsere Wohnung nach dem Beschuss des Hauses in Budapest durch Panzer in Flammen auf.

Was es heisst, wenn eine Weltmacht das Gefühl hat, «Ordnung schaffen zu müssen», habe ich erlebt, die Flucht hat mein Leben tief geprägt. Ungarn empfängt zurzeit die Hunderttausenden ukrainischen Flüchtlinge mit viel Grosszügigkeit und gut organisiert, die starke Solidarität und die Hilfsbereitschaft sind in der Erinnerung an 1956 verankert.

Ungarn steht an einem Scheidepunkt. Erstmals seit zwölf Jahren könnte sich die Opposition gegen Viktor Orbán und seine Partei, die Fidesz, durchsetzen.

Teil der Mehrheitsgesellschaft

Niemand sollte zu lange an der Macht sein. Macht korrumpiert, wie man an Orbán und erst recht an Putin sieht. Doch die Opposition in Ungarn ist in kleine Parteien zersplittert. Und um gegen Orbán zu gewinnen, wendet sie eine Strategie an, die eine sehr grosse Gefahr für das Land bedeutet: Sie hat sich endlich zu einem breiten Bündnis durchringen können, aber mit einem entscheidenden Haken, indem sie um des Sieges willen mit der rechtsextremen, antisemitischen Jobbik-Partei zusammenspannt – mit der zu arbeiten sich Fidesz stets geweigert hat. Damit riskiert die linksliberale Opposition vieles, nein, sogar alles.

Unter den heutigen Verhältnissen ist die zahlenmässig grosse jüdische Bevölkerung in Ungarn, die selbstverständlicher Teil der Mehrheitsgesellschaft ist und ein intensives kulturelles Leben führt, sicherer als in den meisten europäischen Ländern. Die in Westeuropa verbreitete Meinung, in Ungarn würde die jüdische Minderheit verfolgt und unterdrückt, ist falsch.

Als Jude fühle ich mich etwa in Berlin und in Frankreich nicht mehr sicher. Budapest aber ist

heute wohl die grösste jüdische Stadt in Europa, wo Jüdinnen und Juden ein vielfältiges kulturelles und, wenn sie wollen, auch religiöses Leben führen können. Es gibt unzählige Synagogen, Kulturzentren.

Jüdische Festivals können ohne massive Sicherheitsmassnahmen durchgeführt werden, die gesellschaftliche Integration funktioniert. Die ungarische Regierung hat enorm viel Geld für die Renovierung von Synagogen und jüdischen Friedhöfen bereitgestellt und eine neue Synagoge in Budapest gebaut – die erste seit achtzig Jahren. An den regelmässigen Antirassismus- und Antisemitismus-



Friedliches Zusammenleben:
Grosse Synagoge von Budapest.

Demonstrationen stehen Zehntausende von Menschen auf der Strasse, jüdische und nicht-jüdische. Wo sieht man das sonst in Europa in solch eindeutiger Weise?

Diese Sicherheit, diese kulturelle Vielfalt werden jetzt riskiert, indem eine brandgefährliche Partei wie Jobbik als Bündnispartner akzeptiert wird. Auf dem Spiel stehen deshalb mit diesen Wahlen heute nicht nur das friedliche, soziale und religiöse Zusammenleben in Ungarn, sondern gesellschaftliche und politische Grundwerte.

Klaus Rózsa, 67, ist Fotograf und Politikaktivist in Zürich. Legendar wurden seine Auseinandersetzungen mit der Zürcher Polizei.

«Du musst auf der richtigen Seite der Geschichte stehen»

Balázs Orbán ist der Chefstrategie der ungarischen Regierung. Er erklärt, warum sein Land Hunderttausende von ukrainischen Flüchtlingen aufnimmt und trotzdem Feindbild der EU bleibt.

Kurt W. Zimmermann

Budapest

Balázs Orbán, obschon erst 36-jährig, ist der Shootingstar der ungarischen Politik. Seit einem Jahr ist er im Rang eines Staatssekretärs der «politische Direktor» des Ministerpräsidenten und damit der Chefstrategie von Viktor Orbán und seiner Regierung. Sein Buch «The Hungarian Way of Strategy», erschienen 2020, ist so etwas wie das Leit-Brevier der ungarischen Innen- und Aussenpolitik geworden. Mit Viktor Orbán ist Balázs Orbán nicht verwandt. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Weltwoche: Wenn man in diesen Tagen westliche Zeitungen liest, spürt man eine gewisse Enttäuschung über Ungarn.

Balázs Orbán: Welche Enttäuschung?

Weltwoche: Die Zeitungen haben ihre favorisierten Bösewichter verloren.

Orbán: Nein, nein, nur keine Sorge. Weder Viktor Orbán noch die ungarische Regierung haben sich in letzter Zeit geändert.

Weltwoche: Gut, wir sind beruhigt.

Orbán: Ich kann mir schon vorstellen, dass Ungarn nun manche etwas überrascht hat. Aber für uns war es keine Frage, dass wir den Einmarsch in die Ukraine verurteilen, die Sanktionen mittragen und die Grenze bedingungslos für Flüchtlinge öffnen. Wir stehen vor der grössten humanitären Katastrophe seit Jahrzehnten. Die Situation ist in keiner Weise mit der Migrationskrise von 2015 vergleichbar.

Weltwoche: Nur hat 2015 die Wahrnehmung von Ungarn bis heute geprägt.

Orbán: Das mag schon sein, aber das wäre ungerecht. 2015 kamen wahre Massen an illegalen Migranten nach Europa. Die Migrantenströme an unseren Südgrenzen waren von Schleppern und NGOs organisiert. Zum überwiegenden Teil kamen damals junge Männer in der Hoffnung auf ein besseres Leben. Wir haben damals klargemacht, dass man nicht illegal nach Europa einreisen kann. Schauen Sie sich den Kontrast zu den aktuellen Bildern an. Jetzt sehen Sie Frauen und Kinder, deren Leid man an ihren Gesichtern erahnen kann.

Weltwoche: Sie haben nun über eine halbe Million Leute aus der Ukraine aufgenommen. Das muss ja das Image von Ungarn verändert haben.

Orbán: Ich glaube nicht, dass das die Kritik uns gegenüber grundsätzlich verändern wird, weil wir uns ja nicht den progressiven Liberalen angeschlossen haben. Ganz im Gegenteil: Ungarn steht auf christlichen Grundwerten, daher sind wir aus dieser Überzeugung heraus mit den Flüchtlingen aus der Ukraine

«Wir sind ehrlich, wir sind direkt, manchmal zu direkt, wir sagen geradeheraus, was wir denken.»

solidarisch. Natürlich untergräbt das nun die Glaubwürdigkeit unserer Kritiker. Allerdings werden liberale Medien und linke Parteien auch weiterhin ihr Feindbild in uns sehen.

Weltwoche: Woher kommt diese Feindseligkeit gegenüber Ungarn in manchen westlichen Ländern?

Orbán: Wir Ungarn sind schlechte Diplomaten. Wir sind ehrlich, wir sind direkt, manchmal zu direkt, wir sagen geradeheraus, was wir denken. Das stösst auf Widerstand, weil die meisten Politiker Konflikte lieber vermeiden und verdrängen. Wir weichen keinem Konflikt aus, und das wird so bleiben. Noch dazu gefällt es den Liberalen ganz und gar nicht, dass wir Ungarn auf der Grundlage christlicher Ansichten organisieren.

Weltwoche: Nun hatte Ihre restriktive Migrationspolitik auch innenpolitische Effekte. Viele Ungarn sind stolz auf 2015. Sie sagen: Wir haben der EU gezeigt, wie man es richtig macht. Und schliesslich haben uns alle kopiert.

Orbán: Da steckt einiges an Wahrheit drin. Westeuropa haben wir zuvor mit uns immer nur in einer einzigen Dimension vergleichen können, nämlich nach dem Lebensstandard. Das führte zu Enttäuschungen, weil der Lebensstandard Ungarns nicht an den von Westeuropa herankam. Nach der Wende sind viele aus diesem Grund ausgewandert. Die



«Wir weichen keinem Konflikt aus»:

Migrationskrise hat diese Situation in der Tat verändert und war von grosser symbolischer Bedeutung.

Weltwoche: Indem Ungarn so etwas wie eine ideale Führungsrolle in Europa übernehmen wollte.

Orbán: Für diese Veränderung war es zuerst notwendig, dass die Leistung der ungarischen Volkswirtschaft und damit auch der Lebensstandard steigen konnten. Das gelang. Dadurch sind in den vergangenen Jahren bereits mehr Menschen zurückgekehrt als ausgewandert. Im Zuge der Migrationskrise stand dann endlich nicht mehr nur die Wirtschaft im Mittelpunkt, sondern unsere Identität, unsere sicheren Grenzen und auch unsere christliche Kultur.

Weltwoche: Die innenpolitische Wahrnehmung Ihrer Politik hätte sich damit von einer ökonomischen Perspektive stärker zu einer kulturellen Sichtweise gewandelt.

Orbán: Wir können heute unserer Bevölkerung sagen, dass der Lebensstandard im Westen immer noch etwas höher sein mag. Jedoch hat auch Ungarn etwas vorzuweisen, was man in den westlichen Parallelgesellschaften nicht finden wird. An jeder Ecke wird neu gebaut und renoviert, die öffentliche Sicherheit ist gut, und auch die weitreichende Familienförderung führt dazu, dass unser Land wesentlich lebenswerter ist. Und das stärkt wiederum den Stolz auf die Nation. Wissen Sie, Vertrauen und Selbstvertrauen sind enorm wichtig in der Politik. Insofern war 2015 für Ungarn wirklich ein Game-Changer.

Weltwoche: Und darum werden Viktor Orbán und seine Fidesz-Partei auch diesen Sonntag die Wahlen gewinnen?



Orbán (l.), Zimmermann.

Orbán: Ja, das denke ich. Viktor Orbán ist darum eine starke Führungspersönlichkeit, weil bei ihm die ungarischen Interessen immer an erster Stelle kommen. In der Ukraine-Krise hat sich das wieder sehr deutlich gezeigt. Wir haben die internationalen Massnahmen mitgetragen, aber wir haben stets die nationalen Interessen vorangestellt.

Weltwoche: Ich denke, einen Fehler hat Viktor Orbán zuletzt dennoch gemacht. Die Leute verstehen nicht, warum er keine Waffentransporte durch Ungarn in die Ukraine erlaubt.

Orbán: Ich bin vollkommen anderer Meinung. Was Sie sagen, mag die Meinung des internationalen Publikums sein, aber die ungarische Realität ist eine andere. Unser Ziel muss sein, den Westen der Ukraine vom Krieg freizuhalten. Im Westen der Ukraine, in Transkarpatien, leben fast 200 000 Ungarn. Wenn wir Waffentransporte zulassen, riskieren wir, dass in Transkarpatien russische Bomben auf ungarische Bürger fallen. Für uns wäre das nicht akzeptabel.

Weltwoche: Wird dieser Krieg die Rolle von Ungarn in Europa verändern? Ich kann mir vorstellen, dass Ungarn nun wieder etwas näher an die EU rückt.

Orbán: Ungarn hat sich nie von Europa entfernt, und dessen Zukunft ist uns sehr wohl eine Herzensangelegenheit. Zugleich bleiben unsere Vorbehalte gegen Brüssel nach wie vor bestehen, weil wir meinen, dass die Institutionen in Brüssel immer mehr von einer bestimmten Ideologie durchdrungen werden. Die Ausrichtung an der ideologischen Linie ist wichtiger geworden als der Zusammenhalt der EU.

Weltwoche: Zusammenhalt definierte Ungarn in der Vergangenheit allerdings immer so, dass Ungarn möglichst viele Freiheiten hat.

Orbán: Wir sind überzeugt, dass die Zukunft Europas in der Hand souveräner Nationalstaaten liegt. Ausserdem legen wir besonderen Wert auf das traditionelle Familienmodell und lehnen die Massenzuwanderung weiterhin genauso ab wie eine Zentralisierung

«Wir sind überzeugt, dass die Zukunft Europas in der Hand souveräner Nationalstaaten liegt.»

der Europäischen Union – damit sind wir für Brüssel Aussenseiter. Wenn der Krieg in dieser Hinsicht tatsächlich Folgen haben wird, dann hoffe ich, dass sie darin bestehen, dass die Vision Europas, die wir in Ungarn vertreten, in der gesamten EU massgebend sein wird.

Weltwoche: Bisher hält die EU zugesicherte Zahlungen an Ungarn zurück, weil Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit bestehen. Mit über 500 000 Flüchtlingen aus der Ukraine, die nach Ungarn kamen, ist diese Blockierung schwierig aufrechtzuerhalten.

Orbán: Das sehe ich genauso. Ganz konkret geht es um 6,8 Milliarden Euro, die uns zustehen. In der vergangenen Woche hat auch Viktor Orbán die Präsidentin der EU-Kommission angeschrieben und darauf hingewiesen, dass die europäische Solidarität ebenso für die Länder an der Front der Flüchtlingswelle gelten müsse. Wir werden für unser Recht einstehen, aber uns ist wohlbekannt, dass Brüssel einem Land in Not niemals zur Seite steht. Seit

der Migrationskrise schützt Ungarn die Südgrenzen der EU und hat dafür noch nie irgendwelche Finanzhilfen bekommen.

Weltwoche: Auf den Punkt gebracht: Was bleibt nach dem Krieg als wichtigster Unterschied zwischen der EU und Ungarn?

Orbán: Wir streiten nicht mit Europa, sondern mit den Institutionen der EU. Brüssel schliesst sich der Ideologie der offenen Gesellschaft an, wie sie auch von George Soros konzipiert wurde. Durch die offene Gesellschaft sollen sämtliche Grenzen fallen, zwischen den Ländern, den Geschlechtern und auch den Werten. Im Gegensatz dazu meinen wir, dass man Grenzen braucht, denn sie halten die Nation und all das zusammen, was diese Nation geschaffen hat und was wir lieben.

Weltwoche: Sie nennen diese Haltung Konservatismus. Es ist allerdings eine eher seltsame Definition. Klassische Konservative, von den USA bis Grossbritannien, sind für einen möglichst schlanken Staat. Sie hingegen sind für das Gegenteil, für den starken Zentralstaat.

Orbán: Da gebe ich Ihnen zum Teil recht. In Ungarn konservativ zu sein, bedeutet etwas anderes: Hier geht es vor allem um nationale Interessen. Der angelsächsische Konservatismus ist stärker an ideologische Überzeugungen geknüpft. Deshalb fordert man dort unbedingt einen schlanken Staat, wir aber wollen einen effizienten Staat, der in der Lage ist, für die nationalen Interessen einzustehen.

Weltwoche: Ihr Flair für den starken Staat ist überall sichtbar. Sie haben zum Beispiel ein verstaatlichtes Gesundheitssystem, verstaatlichte Energieproduktion, verstaatlichte Pensionskassen. Darüber würden unsere Sozialdemokraten jubeln.

Orbán: Ungarn tickt nicht so, wie es in den Lehrbüchern steht. Es gibt Aspekte, die den angelsächsischen Konservativen gefallen würden, und auch andere Aspekte, die wiederum Ihren Sozialdemokraten zusagen würden. Wir glauben, dass der Staat die Unzulänglichkeiten der Märkte korrigieren muss, wo es das Interesse der Menschen erfordert. Vor kurzem haben wir zum Beispiel die hohen Sprit- und Gaspreise staatlich reguliert und dadurch erheblich reduziert. Wir können gern über einen kleinen oder grossen, einen starken oder schwachen Staat diskutieren, wichtig ist aber, dass der Staat in der Lage sein sollte, nationale Interessen wirksam zu vertreten.

Weltwoche: Inwieweit überschneidet sich dieses Staatsverständnis mit ihrem Postulat des Illiberalismus?

Orbán: Wir stellen in Frage, dass Demokratie nur auf liberale Weise betrieben werden kann. Wir sagen, dass wir auch dann eine Demokratie sind, wenn diese Demokratie nicht liberal ist. Unsere Demokratie in Ungarn lässt sich auf vielfältige Art und Weise beschreiben: als

illiberal, postliberal oder als christlich-demokratisch. Die Diskussion darüber ist zuletzt wieder hochgekocht, weil immer mehr Menschen merken, dass Liberale in Wahrheit gar keine Demokraten sind. Für sie besteht die wichtigste Prämisse der Demokratie darin, von Liberalen getragen zu sein. Dadurch ist für sie die Entscheidungs- und Wahlfreiheit nicht wirklich wünschenswert.

Weltwoche: Sie sind der strategische Berater von Viktor Orbán. In einem Satz zusammengefasst, was ist seine Strategie?

Orbán: Du musst auf der richtigen Seite der Geschichte stehen. Und natürlich braucht man auch die Mehrheit und die Wahrheit an seiner Seite.

Weltwoche: Was ist die richtige Seite der Geschichte?

Orbán: Ungarn war seit dem 15. Jahrhundert nicht unabhängig. Wir waren von Osmanen, Habsburgern, Nazis und Sowjets besetzt. Wegen der fehlenden Souveränität konnten wir auch nicht an eine eigene Strategie denken. Erst vor wenigen Jahren ist es uns gelungen, unsere Souveränität wiederzugewinnen, und so bauen wir jetzt die neue Strategie Ungarns Schritt für Schritt auf.

Weltwoche: Der Wahlkampf in Ungarn ist ja wie ein Duell in Wildwest. Auf der einen Seite Viktor Orbán und seine Fidesz. Auf der anderen Seite die vereinigte Opposition mit ihrem Gegenkandidaten Péter Márki-Zay, ein bunter Haufen, zusammengesetzt aus sechs Parteien, von sehr links bis sehr rechts.

Orbán: Die Opposition selbst behauptet von sich, ein Bündnis zu sein, das von den Kommunisten bis zu den Faschisten reiche. Sie haben nichts gemeinsam und können daher kein echtes Programm aufsetzen. Sie haben nur ein einziges Thema im Wahlprogramm: Viktor Orbán muss gehen. Und natürlich haben sie nicht die Spur einer Idee, was anschliessend zu tun sei.

Weltwoche: Wie hat der Krieg in der Ukraine den Wahlkampf beeinflusst?

Orbán: Ich denke, in einer Krisensituation setzen die Wähler stärker als in friedlichen Zeiten auf Stabilität, auf Sicherheit und auf die Wahrnehmung der nationalen Interessen.



Wir haben darum klargemacht, dass wir uns aus diesem Krieg heraushalten und auf keinen Fall Waffen in die Ukraine senden werden. Im Gegenzug bieten wir der Ukraine und sämtlichen Flüchtlingen aus der Ukraine jede erdenkliche humanitäre Hilfestellung an. Jene, die bleiben wollen, bekommen Arbeitsmöglichkeiten angeboten. Arbeitgeber, die Flüchtlinge aus der Ukraine beschäftigen, erhalten eine Direktförderung.

Weltwoche: Nun hat sich Viktor Orbán über Jahre als guter Freund von Wladimir Putin präsentiert. Das bringt ihm heute keine Punkte – im Gegenteil.

Orbán: Die Opposition kocht nur das eigene politische Süppchen damit, Viktor Orbán in die Nähe Putins zu rücken. Ich denke aber, dass die Menschen sehr wohl verstehen, dass wir ein pragmatisches Verhältnis zu Russland gepflegt haben und dass es dabei in erster Linie um Energiefragen ging. Für die Bürgerinnen und Bürger zählen ganz einfache Dinge:

«Wenn der Krieg zu Ende geht, wird es nach wie vor ein Russland geben.»

Ungarn braucht eine sichere und preiswerte Energieversorgung, deshalb hatten wir gute und ausgeglichene Beziehungen zu Moskau.

Weltwoche: Wie wird das künftige Verhältnis zu Russland aussehen?

Orbán: Wir müssen in unseren Beziehungen politisch nüchtern bleiben. Wenn der Krieg zu Ende geht, wird es nach wie vor ein Russland geben, daher brauchen wir zum ersten Mal in der Geschichte der EU ein Beziehungsgeflecht, das wirklich strategisch angelegt ist. Ein zentrales Element ist die Energieversorgung. Ungarn ist offen für jede Investition, die der Diversifizierung der Energieträger und ihrer Beschaffung dient und damit auch die Abhängigkeit von Russland reduziert. Andererseits muss man akzeptieren, dass dies ein langwieriger Prozess ist, der Jahrzehnte dauern kann. Es gibt zurzeit keine Pipelines, die erhebliche Mengen an nichtrussischem Erdgas nach Mitteleuropa liefern können. Das liegt nicht an Ungarn, wir haben alle Initiativen in dieser Richtung auch früher schon unterstützt.

Weltwoche: Was machen Sie, wenn die EU beschliesst, Öl- und Gaslieferungen aus Russland zu boykottieren?

Orbán: Ich denke nicht, dass das passiert. Es gibt andere und grössere Nationen wie Deutschland, Frankreich oder Italien, die im selben Boot wie wir sitzen.

Weltwoche: Und wenn die EU es trotzdem beschliesst?

Orbán: Dann werden wir uns dem entgegenstellen.

UNGARN FÜR ANFÄNGER

Kommunismus wie ein Gulasch

Im Herbst 1980 wurde in Budapest das erste Einkaufszentrum Osteuropas eröffnet, das im US-Stil gebaut war, samt Plaza und riesigem Parking. Es hiess «Sugár». Auf Ungarisch bedeutet das «Strahl», doch die Anlehnung an den englischen *sugar* war gewollt. Die Shopping-Mall Sugár sollte Zucker für Ungarns Konsumenten sein.

In den Boutiquen und Läden gab es ein breites Angebot aus dem Westen: Jeans, Schallplatten, Parfüm, elektronische Geräte. Es war das bisher schönste Monument des Gulaschkommunismus.

Der Ausdruck «Gulaschkommunismus» stammt von Kremlchef Nikita Chruschtschow. Nachdem seine Panzer 1956 den ungarischen Aufstand plattgewalzt hatten, machte er später mit dem ungarischen Ministerpräsidenten János Kádár einen Deal. Kádár versicherte Moskau «die unverbrüchliche Freundschaft Ungarns mit der Sowjetunion», im Gegenzug bekam er wirtschaftliche Freiheiten, die in anderen kommunistischen Satellitenstaaten nicht erlaubt waren.

In Ungarn entstand dadurch so etwas wie eine Privatwirtschaft, wenngleich in bescheidenem Masse. Bauern konnten auf Märkten Lebensmittel verkaufen, es gab private Bäckereien, Einrichtungsgeschäfte und Bierstände. In den beiden grossen Städten Budapest und Debrecen gab es sogar ein paar Discos.

Ab den sechziger Jahren stieg der Lebensstandard in Ungarn deutlich. Die Nachbarn nannten das Land «die lustigste Baracke im sozialistischen Lager».

Der Gulaschkommunismus veränderte auch die politische Perspektive. Die Ungarn waren stets die am wenigsten linientreue Nation des Ostblocks. Es war darum nicht überraschend, dass der erste Schritt zur Öffnung in Ungarn stattfand.

Anfang Mai 1989 begannen ungarische Grenzsoldaten mit der Demontage des Zauns an der Grenze zu Österreich. Im Sommer 1989 durchtrennten die Aussenminister von Ungarn und Österreich vor den Kameras den Grenzzaun. Der Eiserne Vorhang war damit gefallen. Ungarn erlaubte dann auch 30 000 Urlaubern aus der DDR, über Österreich nach Deutschland auszureisen.

Ungarns Kommunismus war damit zu Ende. Das Gulasch hingegen blieb.

Kurt W. Zimmermann

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Hans Zimmer
ist der erfolgreichste
Filmkomponist.
Was ist sein
Geheimnis?
Tom Kummer, Seite 78



Wenn der Mensch in sein Dunkel abtaucht und dort ein Feuer entfacht.

Pablo Picasso, Guernica, 1937 – Es war ein Montag, ein 26. April vor 85 Jahren, als auf der Klaviatur des Krieges und der Vernichtung die bisher schrecklichste Melodie des Jahrhunderts gespielt wurde. Sie übertönte in ihrer Brutalität und Brachialität alle andern, jene von Verdun oder der Somme; Guernica, die heilige Stadt der Basken, es war Markttag. Die deutsche Legion Condor warf eine Fliegerbombe nach der andern, übte für später das Handwerk des flächendeckenden Bombardements, bis die Stadt nur noch ein Gerippe aus Schutt, Stein und Asche war, unter denen die Menschen lagen. Nur ein paar Wochen, kürzer als jeder Krieg fast, brauch-

te Picasso (1881–1973), um «Guernica» zu malen, diese grossflächige Manifestation des menschlichen Verlustes jeder Christlichkeit, Humanität und Empathie, die Darstellung der Grenzenlosigkeit, in die der verblendete Mensch fallen kann, dieses Fallen in einen Modus, der jedem Raubtier als unmenschlich vorkäme, diese Fähigkeit zum Blutrausch, diese Lust an der Auslöschung.

Das Bild, das Picasso malte in der Hoffnung, seine Pinselstriche könnten einen Krieg nicht nur malen und seine Seele erleichtern, sondern ein Mahnmal dafür werden, was geschieht, wenn der Mensch in sein Dunkel abtaucht und

dort ein Feuer entfacht, hängt im Museo Reina Sofía. Das Bild ist alt geworden, und es schien für ein paar Jahrzehnte, als ob auch seine Aktualität gealtert sei, und weil man einst mehr Angst hatte, das Bild könnte vielmehr als der Frieden den Kampf gegen die Zeit verlieren, hängte man es nicht mehr um, liess es an Ort und Stelle, damit nicht verblasst, brüchig wird und irgendwann verlorengelht und dann vergessen, diese, wie der französische Schriftsteller Michel Leiris schrieb, «in ein möbliertes Zimmer verwandelte Welt, [...] und die Schwarz-Weiss-Gerüche dieser sterbenden Welt [...] drohen, unser aller Leben zu repräsentieren». *Michael Bahnerth*

Abenteurer und Biedermann

Peter Balsiger, ehemaliger Kriegsreporter, Chefredaktor und Verlagsberater, ist mit achtzig Jahren Thriller-Autor geworden – inspiriert von seinen intensivsten Erlebnissen in Asien.

Peter Rothenbühler

Peter Balsiger: Der letzte Chindit.
Münster. 380 S., Fr. 26.90

Wie kommt ein achtzigjähriger Schweizer Journalist, der im Münchner Vorort Solln ein beschauliches Leben mit seiner dritten Frau und dem siebzehnjährigen Sohn führt, dazu, einen Thriller zu schreiben, dessen Handlung sich in 10 000 Kilometer Entfernung abspielt, im Goldenen Dreieck zwischen Thailand und Burma? Eine Story mit Dschungelkriegern, CIA-Agenten, Drogenschmugglern, chinesischen Mafiabossen und französischen Journalisten mit dubiosen Connections. Der Roman, der von grosser Vertrautheit mit Geografie, Sitten und Bräuchen dieser Länder zeugt, lässt keinen Zweifel aufkommen: Hier schreibt einer, der Krieg, Soldatenleben und den Umgang mit Waffen aus persönlicher Erfahrung kennen muss.

Mit der Beretta nach Saigon

«Der letzte Chindit» verdankt seine Entstehung der abenteuerlichen Lebensgeschichte des Autors. Balsiger wurde als junger *Blick*-Reporter schlagartig berühmt, als er aus dem Vietnamkrieg berichtete: «Ich war in der Hölle» waren seine Storys betitelt, über denen sein Porträt mit US-Stahlhelm auf dem Schädel prangte. Balsiger war auf eigene Rechnung nach Vietnam geflogen, was ihn seine ganzen Ersparnisse von 4200 Franken kostete. Seine Chefs wollten das Risiko nicht eingehen, ihren jüngsten Mann in den Krieg zu schicken, versprachen ihm aber, seine Berichte zu veröffentlichen. So kündigte Balsiger, kaufte sich eine Beretta (eine Waffe durfte man damals im Gepäck mitnehmen!), flog nach Saigon und liess sich als Reporter von den Amerikanern «embedden».

Später wurde er – höchst erfolgreich – Chefredaktor diverser Ringier-Publikationen, von *Sonntagsblick* über *Schweizer Illustrierte* und *L'illustré* bis *Blick*. Als einer der ersten Schweizer Chefredaktoren wurde er auch nach Deutschland gerufen, wo er *Quick*, später *Superillu* und *Bild der*

Frau (Ostausgabe) leitete; als Verlagsberater von Springer baute er schliesslich das Ostgeschäft in Polen auf und betreute als «Mediensöldner» auch Titel in Schanghai, Moskau, Budapest und Prag.

Balsiger fiel nach dem Vietnam-Abenteuer in der Schweiz kaum auf, er mied mondäne Anlässe, trat nie im Fernsehen auf, galt bei seinen Freunden eher als Langweiler, der politischen Diskussionen auswich, sich lieber zu einem Jass oder einer Wanderung verführen liess. Dass dieser biedere Familienmensch, der mit seiner zweiten Frau Françoise vier Kinder hatte, sein Leben lang auch ein verwegener Abenteurer war, wussten nur wenige. Er war nie ein Prahler.



Sehnsucht nach dem «richtigen Leben»:
Autor Balsiger.

Noch bis im Frühling 2020 flog er regelmässig nach Belgrad, um dort Zeitungen zu beraten, die er selbst nicht lesen konnte. Doch dann kam Covid. Er entschloss sich, endlich mal den Keller aufzuräumen, dabei fand er das Konzept für einen Roman, das er vor über zwanzig Jahren verfasst hatte, las den Text, fand ihn so inspirierend, dass er noch am gleichen Abend zu schreiben begann, «aus purer Lust am Schreiben», wie er sagt, und weil ihn der Stoff zurückführte in das Leben in Asien. «Der Stoff hat mich in die Zeit zurückversetzt, in der ich die intensivsten Erlebnisse hatte.»

Dass er schon als Kind von einem Leben in einer exotischen Welt träumte, vom Helden, den er gerne sein möchte, war sicher Kompensation für eine lieblose Kindheit in ärmsten Verhältnissen in Wangen an der Aare, mit Eltern, die sich stritten und sich kaum für den sensiblen Jungen interessierten, der beste Schulnoten heimbrachte, viele Bücher las, schon mit siebzehn im militärischen Vorunterricht das Pilotenbrevet erlangte und nach dem Abendgymnasium ein Jusstudium in Bern begann.

Von grossen Selbstzweifeln begleitet

Mit zwanzig verliess er, schwer enttäuscht, definitiv die Familie und wohnte fortan in Bern bei seinem besten Jugendfreund Matthias Steinmann, dem späteren Medienprofessor, Schriftsteller und Schlossbesitzer. Dessen Mutter, damals die prominenteste Bundeshausredaktorin, nahm ihn unter die Fittiche und prophezeite ihm eine Karriere als Rechtsanwalt und Offizier. Doch die Juristerei langweilte den jungen Mann, der stets von grossen Selbstzweifeln begleitet wurde – und von dieser Sehnsucht nach dem «richtigen Leben».

Die wahre Pforte zum Abenteuer wurde der Journalismus. Nach Nebenjobs als Lehrer und Sekretär eines Untersuchungsrichters schmiss der 23-Jährige Jusstudium und Militärkarriere und liess sich vom Zürcher Chef der Nachrichtenagentur United Press International (UPI), Charles La Roche, als Nachtredaktor anstellen. Als am Freitagabend, 22. November 1963, die Meldung vom Kennedy-Mord über den Ticker kam, rief Balsiger seinen Chef an, der gerade in einem Café Bridge spielte. La Roche meinte, er habe gerade «eine gute Hand», er könne nicht kommen. Das richtete Balsiger dem grossen UPI-Chef Peter Uebersax aus, der dringend La Roche sprechen wollte. La Roche wurde fristlos entlassen, ging zum *Blick* und holte später Balsiger zur Boulevardzeitung. «Er sagte mir, er brauche einen Reporter für Auslandsgeschichten. Ich dachte nicht eine Sekunde nach, sagte sofort zu.»



«Ich war in der Hölle»: Kriegsreporter Balsiger in Vietnam, 1968.

Der erste «Fronteinsatz» war der Sechstagekrieg zwischen Israel und Ägypten, Jordanien und Syrien, bei dem sich Balsiger sofort in Beirut verliebte, eine faszinierende Stadt «mit den schönsten Frauen der Welt». Doch er wusste, dass der Vietnamkrieg das grosse Thema für ihn war, dass «dort die Musik spielte», wie er sagt. Dabei war er nicht so sehr an der Kriegsjagd interessiert als vielmehr am Leben der Soldaten, er wollte wissen, «was Krieg bedeutet für diese jungen Burschen, die stundenlang durch den Dreck waten, im Reisfeld über oft verminte Dämme gehen, stets in grösster Gefahr».

Und er wollte dabei auch herausfinden, «wie ich mich verhalte, wer ich bin im Angesicht der Gefahr, ein Feigling oder ein Held». Später habe er eingesehen, dass diese Suche wohl etwas Infantiles hatte. Seine Artikelserie über das Soldatenschicksal, die er nach vier Monaten Vietnam ablieferte, kam sehr gut an, Balsiger konnte ein zweites Mal offiziell und diesmal auf Redaktionskosten nach Vietnam fliegen. Und blieb nochmals fast ein Jahr. Zu den Formalitäten gehörte die Abfassung des eigenen Nekrologs, für den Fall ...

Das Leben in Asien, wo er als Jungreporter mit den GIs zu Einsätzen im Dschungel flog – das war damals noch möglich – und mehrmals unter Feindbeschuss kam, dieses Leben hat ihn nie mehr losgelassen.

Schreibt sich da einer ein Kriegstrauma vom Leib? «Nein, überhaupt nicht, ich litt nie an

einer «post-traumatic stress disorder», aber ich entwickelte schon eine Art Sucht, ich wollte immer wieder so total nah am Leben sein wie in Vietnam.» Er habe so intensiv mit den Soldaten gelebt, dass er selbst zum Soldaten geworden sei und sich manchmal schon fragte: «Was ist bloss aus mir geworden?» Aber einen Psychiater habe

Er war wohl der einzige Chefredaktor, der in einer Büroecke einen echten Schleudersitz stehen hatte.

er nie aufgesucht. Alkoholiker ist er auch nicht geworden, nur einmal hat er in Burma kurz an einer Opiumpfeife gezogen, «das hat mir aber nichts gebracht».

Später nutzte er jede Gelegenheit, sich wieder ins Abenteuer zu stürzen. Er war bei den Verlegern, den Kollegen und der Leserschaft beliebt, purzelte buchstäblich die Karriereleiter rauf, verdiente sehr gut und konnte sich gewisse Extravaganzen leisten. Er nahm mehrmals an den Camel- und Marlboro-Trophys teil, Autorennen durch möglichst unwegsames Gelände, irgendwo in Südamerika oder Asien.

Als seine Reporter bei *L'illustré* sich weigerten, nach Beirut zu gehen, wo gerade ein Bürgerkrieg ausgebrochen war, sagte er, «dann gehe ich halt selbst», flog hin und war glücklich. Er stellte Lastwagenkolonnen zusammen für den Transport von Hilfsgütern in die Sahelzone. Er brachte Nahrungsmittel nach Sarajevo und

führte Waisenkinder aus Sarajevo raus, kam dabei unter Beschuss der Serben. Balsiger fühlte sich lebendig, sass immer im ersten Auto.

Benzinpanne und Notlandung

Als ihm der Job bei *L'illustré* langweilig wurde, überzeugte er seinen Verleger, ein Fliegermagazin herauszugeben, zog nach München und genoss es, als Inhaber mehrerer Fliegerbrevets neue Flugzeuge zu testen. Er war wohl der einzige Chefredaktor, der in einer Büroecke einen echten Schleudersitz stehen hatte. (Alle andern wussten, dass sie auf einem imaginären sitzen.)

Auf Besuch bei Filmarbeiten mit Hausi Leutenegger auf den Philippinen, fegte ein Hurrikan über die Insel, knickte Palmen und deckte Häuser ab. Die Filmcrew verkroch sich in den Keller, «nur Peter ging raus und sagte, er gehe mal dem Wetter zuschauen, dieser Wahnsinnige!», erzählt Leutenegger. Das abenteuerliche Leben in den fliegenden Kisten kulminierte in einem Flugrennen im zweimotorigen Kleinflugzeug Paris–New York–Paris, das zweimal schiefging, einmal mit Benzinpanne, ein zweites Mal mit Notlandung. Kaum je hat der Spruch «If life bores you, risk it» besser gepasst als im Fall von Balsiger. Er hat es mehrmals riskiert. Und schon schreibt er an einem zweiten Thriller, einer Fortsetzung von «Der letzte Chindit». Es darf diesem Biedermann mit der Abenteuerseele im ruhigen Vorort Solln von München auch mit achtzig nicht langweilig werden.

Geld ist alles

Wolfram Knorr

Catherine Gore: Der Geldverleiher.
Aus dem Englischen von Theodor Fontane.
Die Andere Bibliothek. 468 S., Fr. 59.90

Es beginnt wie eine Kamerafahrt aus der Vogelperspektive: Erst der Blick auf das allgemeine geschäftliche Treiben, dann näher an einen geheimnisvollen Mann namens A. O. und schliesslich über die Londoner St. James's Street hinein in die Räumlichkeiten eines Gardeoffiziersklubs und ran an den Smalltalk der selbstgefälligen Stutzer, die über jenen herziehen, der als A. O. flüchtig in den Fokus geraten war. «Die Hälfte all der feinen Herren», äussert sich da einer, «die täglich auf St. James's Street an uns vorüberziehen, sind in seinen Klauen», und ein anderer: «Er ist die letzte Zuflucht.»

Beklagenswert mag die allgemeine Lage Britanniens sein, Adel und Grossbürgertum ist das egal, sie leben lustvoll ihre Verschwendungssucht aus – wenn auch auf Pump. Die feinen Herren in Uniform mögen spotten, ihre Häme ist Verdrängung: Auch sie sind Hasardeure auf dem Marktplatz der Eitelkeiten, der einem Schlachtfeld ähnelt, wo jeder besser dastehen möchte als der andere. «Epikureischer Luxus war an der Tagesordnung», heisst es zu Beginn im wohl ungewöhnlichsten Roman des frühen Viktorianismus, der in Fortsetzungen zwischen März und Dezember 1842 in der Zeitschrift *Tait's Edinburgh Magazine* erschien: «Der Geldverleiher» von Catherine Gore, auf deren Konto rund siebzig Romane gehen. 1831 landete sie mit dem Bühnenstück «Die Schule der Gefallsüchtigen» den



Blick hinter die Fassade der Upperclass:
Autorin Gore (1799–1861).

Hit der Saison, in den Nachrufen wurde sie mit George Eliot und Charlotte und Emily Brontë verglichen.

Im deutschsprachigen Raum blieb die Kaufmannstochter (1798–1861) eine Unbekannte. Nur der junge Theodor Fontane, der in den 1840er Jahren seine Lehrjahre als Apotheker in Leipzig verbrachte und sich in den literarischen Zirkeln bewegte, lernte ihre Arbeit durch das Magazin *The German and Continental Examiner. A Journal for Lovers of the English Language and Literature* kennen. Besonders schätzte er ihren Roman «The Money-Lender» und übersetzte ihn. Einen Verleger

*Der von allen gehasste Geldverleiher
entpuppt sich als Humanist,
der auch ein Rächer ist.*

fand er nie. Es sollte «rund 180 Jahre» dauern, schreibt der Herausgeber in seiner Einleitung der deutschen Ausgabe, bis die literarische Trouvaille einen Platz erhielt, der ihr gebührt.

Denn der «Money-Lender» in der fontaneschen Eindeutschung gilt fast als sein «erster Roman» angesichts mancher Freiheiten, die er sich herausnahm. Was ihn besonders fesselte, war der Blick hinter die Fassade der Upperclass – ihr Antisemitismus, ihre Geltungssucht – im literarischen Gewand eines «Schmökers» (Fontane). Hintergrund war die Zeit, in der Grossbritannien rasant expandierte und zur Führungsmacht aufstieg und zugleich der literarische Massenmarkt mit dem sogenannten Feuilletonroman aus allen Nähten zu platzen begann. Magazine griffen nach den Stoffen, um sie zwecks Auflagensteigerung in Fortsetzungen zu publizieren.

Verlogene Grossstadt-High-Society

«Der Geldverleiher» gehört zu Gores frühen Werken, die extrem erfolgreich und jenem Genre verpflichtet waren, in dem Realismus und Kritik in Edelmut und «vergeistigtem» Weinen verpackt wurden wie in Mantelfutter. Die anti-jüdischen Kampagnen gegen das Londoner Rothschild-Bankhaus waren Hintergrund für Gores Attacke auf den Antisemitismus. Und den verwebt sie mit der sich selbst überschätzenden Grossstadt-High-Society und ihren verlogenen Ritualen und Usanzen geschickt mit der Stereotypisierung der Trivialgattung.

Im Mittelpunkt steht der moralisch durch und durch integre junge Gardeoffizier Basil Annesley, dessen Edelmut so unerschütterlich ist, dass er die Schulden eines darbenenden Künstlers auf sich nimmt, aber dafür einen Kreditgeber braucht. Der mysteriöse A. O., mit Namen Abednego Osalez, ist ein Jude, den die feine Gesellschaft verachtet, aber braucht, um ihr feudales Leben führen zu können. Fast alle stehen sie in seiner Schuld. Gores Geldverleiher ist eine raffinierte Mixtur aus Nathan, Shylock und Graf von

Monte Christo. Der von allen gehasste Geldverleiher, den selbst Basil nur mit schlechtem Gewissen aufsucht, entpuppt sich als Humanist, der nicht nur mit spöttischem Vergnügen seine geltungsgetriebene Kundschaft durchschaut, sondern auch ein Rächer ist. Ganz im Sinne des Intrigenopfers Edmond Dantès, der als Graf von Monte Christo Vergeltung übt, findet A. O. als Bankier mit Maskeraden seine Genugtuung bei all jenen, die seine Hilfe suchen. Verblüffend, dass Gores Roman noch vor Dumas' «Monte Christo» (1844–1846) erschien, aber bezeichnend für die Zeit, in der die Unterhaltungsepen wie Pilze aus dem Boden schossen.

Catherine Gore nutzte Motive von Jane Austen, versetzte sie vom Land in die Grossstadt und verschärfte, was schon Austens Figuren in ihren Liebesbeziehungen beherrschte: Einkommen, Geld. Basils Mutter, eine bigotte, hasserfüllte Frau wie aus dem Schauerroman (der bei Gore sehr wohl noch eine Rolle spielte), die verarmt auf ihrem Landsitz hockt, äussert sich aus reiner Enttäuschung antisemitisch, gesteht zugleich ihrem Filius: «Geld, mein lieber Basil, ist die Quelle allen Einflusses hier auf Erden.» Manche Figuren bleiben blass oder sind zu edel (wie Basil), aber mutig ist «Der Geldverleiher» allemal, vor allem dort, wo Gore den feinen Pinkeln aufs Maul schaut. Da wird der Fund zur Satire und empfiehlt sich dringend als TV-Serie.

Pragmatischer Pazifist

Alexander Grau

Bertrand Russell: Unpopuläre Betrachtungen.
Europa-Verlag. 207 S., Fr. 24.90

Auf den ersten Seiten des zweiten Bandes seiner Autobiografie schildert der britische Mathematiker, Logiker und Philosoph Bertrand Russell die Tage vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Manches ist von bedrückender Aktualität. So beschreibt Russell etwa den Stimmungsumschwung unter seinen Kollegen, den Wandel von ehemals überzeugten Pazifisten zu glühenden Anhängern der scheinbar gerechten Sache, die hektischen Aktivitäten der Politik, die fiebrige Stimmung der Öffentlichkeit.

Über fünfzig Jahre später erinnert er sich: «Ich hatte mir gerne vorgestellt, was die meisten Pazifisten behaupteten, nämlich dass Kriege einer widerwilligen Bevölkerung von despotischen und machiavellistischen Regierungen aufgezwungen würden. In den vergangenen Jahren war mir aufgefallen, wie sorgfältig Sir Edward Grey [britischer Aussenminister von 1905 bis 1916] log, um zu verhindern, dass die Öffentlichkeit erfuhr, mit welchen Methoden er uns im Falle eines Krieges zur Unterstützung Frankreichs ver-



Vermeiden von Leid: Philosoph Russell.

pflichtete. Ich hatte mir naiverweise vorgestellt, dass die Öffentlichkeit, wenn sie herausfindet, wie er sie belogen hat, verärgert sein würde; stattdessen war sie ihm dankbar, dass er ihr die moralische Verantwortung erspart hat.» Russell gerät in eine Mischung aus Befremden und Verzweiflung: «Obwohl ich die ganze Katastrophe des Krieges nicht voraussah, ahnte ich viel mehr als die meisten Menschen. Die Aussicht erfüllte mich mit Grauen, aber noch mehr Grauen bereitete mir die Tatsache, dass die Vorfreude auf das Gemetzel für etwa neunzig Prozent der Bevölkerung reizvoll war. Ich musste meine Ansichten über die menschliche Natur revidieren.»

Der August 1914 machte aus dem bisher in der Öffentlichkeit weniger bekannten Professor des Trinity College in Cambridge einen streitbaren Intellektuellen. Er engagierte sich für Kriegsdienstverweigerer. Wegen eines Flugblattes wurde er zu einer Geldstrafe verurteilt und von seiner Universität vom Dienst suspendiert. Doch Russell liess sich nicht einschüchtern. Wegen eines weiteren Flugblattes

landete er schliesslich für sechs Monate im Gefängnis, wo er die Zeit nutzte, um eine – überaus lesenswerte – Einführung in die Philosophie der Mathematik zu schreiben.

Die Entwicklung Europas nach dem Ende des Ersten Weltkriegs bestätigte Russells düstere Visionen. Nicht nur hatte der Krieg unendliches Leid über Millionen Menschen gebracht. Er hatte vor allem die politische Ordnung destabilisiert und in zwei grossen und mächtigen Ländern – Russland und Deutschland – Diktaturen an die Macht gebracht, die Europa in eine noch viel grössere Katastrophe steuerten.

Dass Russell kein bornierter Pazifist war, zeigte sich im Zweiten Weltkrieg. Zwar sah er sich in seiner Haltung bestätigt, dass der Krieg von 1914 eine Katastrophe war, doch Hitler musste auch aus seiner Sicht gestoppt werden. Und 1946 plädierte er für einen Präventivkrieg gegen die Sowjetunion: Stalin sei ein ähnlich aggressiver Despot wie Hitler und ein Krieg unvermeidbar, also müsse man ihn führen, bevor Stalin ebenfalls im Besitz von Atomwaffen sei.

Diese pragmatischen Erwägungen zeigen, worum es Russell im Kern ging: um das Vermeiden von Leid. Wenn ein Krieg dazu beitragen kann, mehr Leid zu verhindern, als er unvermeidbar erzeugt, ist es notwendig, ihn zu führen. Das ist aber so gut wie nie der Fall. Kriege werden nicht geführt, um Leid zu vermeiden, sondern so gut wie immer um irgendwelcher hohler Ideale willen. Sie erzeugen massloses Elend, das es ohne sie nicht gäbe. Also sind Kriege, auch Kriege für eine angeblich gute Sache, zu verurteilen.

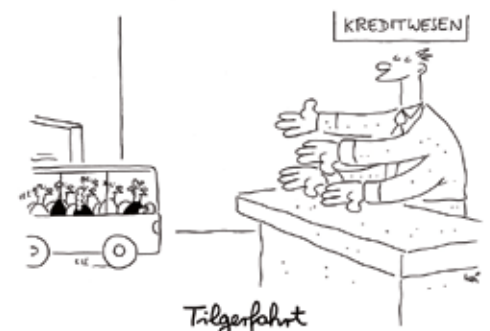
Russell steht hier ganz in der Tradition des Utilitarismus. Was vielleicht kein Zufall ist, denn sein Vater, John Russell, Viscount Amberley, war mit John Stuart Mill befreundet, einem

«Ich musste meine Ansichten über die menschliche Natur revidieren.»

der profiliertesten Denker des Utilitarismus, also jener Ethik, die das grösstmögliche Glück der grösstmöglichen Zahl zum Massstab moralischen Handelns macht.

In seinem Essay «Philosophie des Pazifismus» sieht Russell vor allem zwei Argumente gegen den Krieg: «Zunächst die ihm charakteristischen Schäden, dann die Nutzlosigkeit (vom ethischen Standpunkt betrachtet), ein Volk «bestrafen» zu wollen». Alle Argumente, die die Menschen zu dem Glauben verführen sollen, «der Krieg sei unvermeidlich oder sogar häufig eine Wohltat, sind trügerisch und falsch». Insbesondere warnt Russell vor dem in allen Nationen grassierenden Irrglauben, man selber sei friedliebend und der Krieg nur durch die «Skrupellosigkeit der Feinde aufgezwungen», woraus dann geschlossen würde, dass der Feind für seine Skrupellosigkeit bestraft werden müsse, da sonst kein Dauerfriede möglich sei.

Im Jahr 1963, im Alter von 91 Jahren, gründete Russell die nach ihm benannte Friedensorganisation und engagierte sich in der Folge gegen den Krieg der USA in Vietnam. In Zeiten, in denen es wieder modern geworden scheint, Kriege wegen irgendwelcher selbstgerechter Prinzipien zu führen, sollten wir uns erneut auf den grossen Pazifisten, Philosophen und Logiker besinnen.



Die Frau lebt nicht vom Brot allein

Sarah Pines

Laura Thompson: Heiresses –
The Lives of the Million Dollar Babies.
Head of Zeus. 384 S., Fr. 37.90

Hohes Einkommen, Reichtum, geerbte Millionen werden mit dem höchstmöglichen Lebensstandard gleichgesetzt, den sich ein Mensch nur wünschen kann, mit Glück, Sorgenfreiheit und Überfluss an Juwelen, Pelz und Schalentieren. Oder, wie Bertolt Brecht in der «Dreigroschenoper» schreibt: «Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!» Nicht ganz.

Parallel zur Geschichte des Feminismus entfaltet sich das prekäre Verhältnis der Frau zu (ihrem) Geld. Entweder hatte sie es nicht, weil sie es nicht verdienen durfte. Dann konnte sie höchstens, wie in Jane Austens Romanen, einen wohlhabenden Mann heiraten, wie Elizabeth Bennet den schönen Darcy in «Pride and Prejudice» («Stolz und Vorurteil»). Ansonsten war sie – egal, wie schön oder klug sie war – zu Bescheidenheit, Provinzialität und, wie Madame Bovary, bevor sie endlich untreu wurde, zu verschämten Träumen von Prinzen, Schlössern und feinen Kleidern verdammt. Oder eine Frau hatte Geld, hatte es vielleicht gar geerbt – doch nicht sie, sondern ihr Ehemann allein konnte frei darüber verfügen. Durfte die Frau endlich Geld haben, anhäufen, millionenfach erben, ohne dass ein Ehemann ihr gebieterisch in ihren Nachlass hineingrätschte, verfiel sie, wie jeder reiche Mensch, allzu oft der Dekadenz und dem Ennui.

Besuch im Badezimmer

Die meist angelsächsischen Erbinnen der vergangenen fünf Jahrhunderte, die Laura Thompson in ihrem neuen Buch beschreibt, leben in wunderschönen Räumen, die andere für sie eingerichtet haben. Manche heiraten, in hoffnungsloser Liebe gefangen – Liebt er mich



Atemlos-sehnsüchtig: Autorin Thompson.

nur des Geldes wegen? –, italienische Barone mit spitzen Bärten, kaufen ihnen rosa toskanische Villen, in denen sie vielleicht irgendwann mit leeren Konten, mindestens aber mit leeren Herzen zurückbleiben. Andere haben Affären, prassen mit Geld, nehmen Drogen. Oder sie wissen nichts mit sich anzufangen, führen Hummer spazieren oder tragen drei Chanel-Kleider übereinander.

Viele der Frauen in Thompsons Buch starren geldschwer und melancholisch aus goldenen Fenstern in den Regen hinaus. Einige wenige werden Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, wie Natalie Barney (Truman Capote) oder Romaine Brooks (Gabriele d'Annunzio), die erst als Erwachsene von ihrer Mutter ein Vermögen erbt. Schwerreiche Erbinnen, so suggeriert Thompson, scheinen vor allem eines zu sein: unglücklich, rastlos, unsicher, emotional ausgehöhlt, selbst wenn sie, dem Feminismus sei Dank, frei über ihr Erbe verfügen konnten.

«Heiresses» mäandert, enzyklopädisiert, macht Spass, ist aber auch an der Grenze zur Anstrengung detailreich. Es geht hierhin und dahin, Name folgt auf Name, Glitzergeschichte auf Glitzergeschichte, als hätte sich die Autorin Jahre vornehm zurückgehalten, um endlich loszulegen. Thompson, die auch die Biografien der Mitford-Schwester und der Krimiautorin Agatha Christie schrieb, klingt atemlos-sehnsüchtig wie eine Innenausstatterin, die mit zum Fest der

Reichen und Schönen darf. In den Empörungsmodus fällt das Buch, wenn Thompson die grösste Schwachstelle beschreibt, die reiche Erbinnen lange vor der Suffragettenbewegung und der Erlangung der Frauenrechte kennzeichneten: Heiraten bedeutete oft, den ererbten Besitz an

Auf Dinnerpartys servierte sie Kokain, «naughty powder», weil es so schön schlank machte.

den Mann zu verlieren. Ausserdem schwebte über vielen Erbinnen das Damoklesschwert der Entführung. Doch nicht jedes irgendwie mit geerbtem Vermögen zusammenhängende Schicksal ist rein fraulich – denken wir an Tycoon J. Paul Getty, der «alles Geld der Welt» hatte und sich zunächst weigerte, das Lösegeld von siebzehn Millionen für seinen Enkel J. Paul III zu bezahlen.

Von Party zu Party

Consuelo Vanderbilt (geb. 1877), die den Duke of Marlborough heiratete, war die letzte unglückliche Erbin, die, so Thompson, keine Schuld an ihrem Unglück trug. Dann kamen Frauen wie Daisy Fellowes, 1890 geboren, französische *socialite* und Erbin des Singer-Nähmaschinen-Vermögens, die erst einen homosexuellen französischen Prinzen heiratete, dann einen Banker und Cousin von Winston



Churchill. Sie hatte Stil, trug gerne Juwelen, war gewitzt und klug.

Auf Dinnerpartys servierte sie Kokain, «naughty powder», weil es so schön schlank machte. Badete sie, empfing sie Freunde, die sie im Badezimmer besuchten, in einem Zellophan-Cape. Sie trug surrealistisch anmutende Kleider, Federn, Pelze, wehte von Party zu Party, von Liebhaber zu Liebhaber. Als einmal ihre Juwelen geklaut wurden, kümmerte es Daisy nur wenig – wo sie herkam, gab es genug. Als sie im Alter von siebzig Jahren in ihrem *hôtel particulier* an der Rue de Lille in Paris starb, war ihr Vermögen nahezu aufgebraucht.

In der Badewanne über den Bodensee

Oliver vom Hove

Monika Helfer: Löwenherz.
Hanser. 192 S., Fr. 29.90

Diesmal also der Bruder. In vielbeachteten Roman-Rückblicken hat die Vorarlberger Autorin Monika Helfer erst das beschwerliche Leben ihrer Grossmutter («Die Bagage») und dann das ihres Vaters («Vati») geschildert. Nun erzählt sie von ihrem sechs Jahre nach ihr geborenen Bruder, der ein Träumer, ein Seiltänzer des Lebens, ein Bruder Luftikus der verweigernden Tatkraft war.

Ein *Enfant terrible* gibt es ja in nahezu jeder Familie. Hier ist es so ein ausgeflippter Typ, der einen älteren Leser schon einmal nerven kann. Nur dreissig Jahre dauerte das Leben des Eigenbrötlers, der allem Anschein nach ein begnadeter Fabulierer von Geschichten war, in denen es um viel Ausgedachtes, Unbewältigtes und wohl auch Unbewältigbares ging. Ein Fantast, der schon einmal in einer rostigen Badewanne den Bodensee durchqueren wollte, ohne schwimmen zu können.

Fast ein Idyll

«Ausser seinen Geschichten hatte mein Bruder nicht viel zu bieten», schreibt die Autorin. «Kein Geld und auch keine Ambition, jemals viel davon zu haben, keinen Ehrgeiz. Er war ein hübscher Kerl mit hübschem lockigem Haar [...]. Richard lächelte die Frauen an, zeigte seinen schiefen Schneidezahn, aber bemüht hat er sich nie um sie.» Trotzdem ist ihm eine Frau zugelaufen, noch dazu eine mit zwei Kindern unbekannter Vaterschaft. Ein von seiner Mutterschaft überfordertes Hippie-Girl, das eines seiner Kinder gleich einmal bei Richard abstellte, ehe es für lange Zeit das Weite suchte. Diese egozentrische Rabenmutter liess bei dem anfangs überforderten Ziehvater das kleine Mädchen Putzi zurück, das sich zum Lebensglück für den jungen Schriftsetzer Richard

auswuchs. Zusammen mit einem ebenfalls zugelaufenen Hund eroberten sie die Rheinauen und Uferzonen des Bodensees oder den nahen Wald. Zu Hause versuchten sie zusammen ein Kinderbuch zu zaubern. «Sie lieferte die Entwürfe, er führte sie aus.» Fast ein Idyll.

Den Namen Löwenherz hatte Richard der Vater verliehen, doch er hatte das Kosewort meist für sich behalten, weil der Sohn diesen Anspruch eines Vaters zurückwies, der sich nach dem frühen Tod der Mutter in die Einsiedelei einer Klosterzelle davongemacht und die Kinder bei Tanten untergebracht hatte. «Übersetzt in Allerweltssprache hiess «Löwenherz» für unseren Vater: Du bist mein Ein und Alles. Richard wollte niemandes Ein und Alles sein», stellt Helfer fest.



Zuletzt schnappte ihn sich noch eine gut-situierte Anwältin, die ihn liebgewann und alles tat, um ihn aufzurichten. Aber es war zu spät: Nachdem ihm die durch einen Adoptionsantrag aufgeschreckte Mutter das Ziehkind Putzi wieder entrissen hatte, liess er sich fallen. So war der Tod des fürs Leben wenig Gerüsteten wohl ein selbstbestimmter Ausweg aus tiefer innerer Verstörung und Ziellosigkeit.

Monika Helfer verführt den Leser auch hier mit einem frischen, unsentimentalen Erzählstil, den sie zuweilen durch Autorenkommentare oder Rücksprachen mit ihrem Mann Michael Köhlmeier geschickt zu unterbrechen weiss. «Wer bin ich, dass ich so etwas schreibe?», fragt sie sich, wenn sie meint, sich in ihrer Bruderdeutung allzu weit vorgewagt zu haben. Aber «Ich lass es trotzdem stehen» folgt gleich darauf. So stampft eine Autorin auf, die sich mit starken literarischen Kräften dem Schlusswort des Todes widersetzt.



Die Bibel Militarismus, Pazifismus

Wer einen Geldbeutel hat, nehme ihn mit, wer einen Sack hat, desgleichen. Und wer nichts hat, verkaufe seinen Mantel und kaufe ein Schwert (Lukas 22,36). Sie sagten: Herr, hier sind zwei Schwerter! Er aber sagte zu ihnen: Das ist genug! (Lukas 22,38). – Für die Verkündigung des Evangeliums benötigen die Jünger den Geldbeutel, eine Tasche und ein Schwert. Das Schwert könnte vermuten lassen, sie seien als militante Zeloten unterwegs. Deshalb folgt die Beschränkung: «Genug!» Jesus will weder Maximalbewaffnung noch Wehrlosigkeit. Weder Pazifismus noch Militarismus. Das Wort «Krieg» und seine Komposita kommen in der Bibel über 300 Mal vor. Zuerst tötet Kain seinen Bruder Abel. Dass nicht der Krieg, sondern der Friede das Erstaunliche ist, haben viele Zeitgenossen vergessen.

Es gibt zwei Friedenskonzepte. Die lateinische *pax* hängt mit dem Wort für «einschlagen, befestigen» zusammen und meint das Schweigen der Waffen. Das ist der Friede, den die Pazifisten meinen und wie er etwa in Nordkorea herrscht. Der biblische Friede heisst hingegen *Schalom* und bedeutet «Ausgleich schaffen». Weil der Krieg das Primäre ist, ist jede Gesellschaft zunächst nichts anderes als eine Einrichtung, um den Krieg, der jederzeit entbrennen kann, zu beherrschen. Dazu braucht es Abschreckung in Form von angemessener Bewaffnung. Der Militarist will mehr, nämlich Waffenüberlegenheit, um den Feind zum Frieden zu zwingen. Der Pazifist seinerseits appelliert an den guten Willen und überlässt dem hochgerüsteten Gegenspieler das Feld. Beide nehmen den Frieden als stetigen Ausgleichsprozess nicht ernst und sind daher wesensverwandt.

Frei nach Pascal: Die Militaristen lieben den Tod mehr als den Frieden; die Pazifisten lieben den Tod mehr als den Krieg. Die beiden passen verhängnisvoll zusammen. Jesus zeigt die Alternative.

Peter Ruch

Walzer zu blutigsten Schlachten

Hans Zimmer ist der erfolgreichste Filmkomponist der Gegenwart. Was ist das Geheimnis grossen Musik?

Tom Kummer

Hans Zimmer Live. Europe Tour 2022.
Samstag, 2. April, Sonntag, 3. April, jeweils
19 Uhr, Hallenstadion, Zürich.

Berlin

Das Interview findet über den Dächern von Berlin statt, in einer leeren Rooftop-Bar mit Blick auf die East Side Gallery. Ich traf Hans Zimmer zuletzt in Los Angeles, nachdem er für die Filmmusik von «The Lion King» den Oscar gewonnen hatte. Das war 1995. Nun, siebenundzwanzig Jahre später, holt er die Trophäe zum zweiten Mal («Dune»).

Niemand hat den Soundtrack des Blockbuster-Kinos in den letzten Jahrzehnten stärker geprägt als «Hollywood Hans». Der gewaltige Zimmer-Stil ist untrennbar verbunden mit den grossen Filmproduktionen unserer Zeit. Dieser Tage ist der Deutsche, der schon lange in den USA lebt, auf Europa-Tournee und besucht mit seinem neuen Konzertprogramm auch die Schweiz.

Tom Kummer: Herr Zimmer, vor unserem Interviewtermin musste ich Zeit totschlagen. Ich sass eine Weile am Berliner Hauptbahnhof, ass eine Currywurst und beobachtete die ankommenden Flüchtlinge. Dazu hörte ich einen Hans-Zimmer-Soundtrack über Kopfhörer.

Hans Zimmer: Vielleicht wäre es sinnvoller gewesen, Sie hätten den Leuten geholfen, statt meine Musik zu hören.

Kummer: Da mögen Sie recht haben. Ihr Sound wirkte aber wie die perfekte Droge gegen die Schrecken der Wirklichkeit. Nichts erzeugt so grosse Bilder im Kopf wie Musik. Nichts hilft gegen die Realität besser als ein perfekter Soundteppich aus Hollywood.

Zimmer: Was haben Sie sich denn angehört?

Kummer: Die Kernmelodie aus «Interstellar». Ein Sound zwischen Romantik des 19. Jahrhunderts und Minimalismus des 20. Jahrhunderts – voll Spiritualität und Hollywood-Kitsch. Auch wegen einer Kirchenorgel aus dem 12. Jahrhundert. Wahnsinn!

Zimmer: Freut mich, wenn es Ihnen gefallen hat. Ja, die Orgel! Allein ihre physische Erscheinung erinnerte mich an Nachbrenner von Raumschiffen. Und die Luftigkeit des Klangs, der durch Rohre gleitet, repliziert die Erfahrung von Astronauten, bei denen jeder Atemzug kostbar ist.

Kummer: Kult-Regisseur Ridley Scott, für dessen «Gladiator» Sie die Musik geschrieben haben, sagte kürzlich, die Hälfte der Wirkung eines Films hänge heute von der Musik ab.

Zimmer: Regisseure brauchen uns als Kollaborateure. Wir helfen ihnen, den richtigen Stil des Films, die passende Erzählform zu finden. Film und Musik können in meiner Welt

«Dann legt das Orchester dicke Stricke ums Herz des Hörers und zieht langsam zu.»

eine perfekte Symbiose eingehen. Ich bringe das zueinander, was Film und Musik einzeln nicht leisten können. Dabei stütze ich mich beim Komponieren fast nie auf Bilder. In den meisten Fällen schreibe ich die Musik parallel zum Dreh, ohne eine Szene gesehen zu haben.

Kummer: Wie soll das gehen?

Zimmer: Ich spreche mich vorher einzig mit dem Kameramann ab. Ich muss wissen, wie er den Film ausleuchtet, welche Farben er nutzt, was der Look sein soll. Alles Weitere ist Umgebung. Jedes neue Projekt ist am Anfang ein unlösbares Puzzle. Soundteppiche besitzen



die Fähigkeit, eigene Geschichten zu erzählen, Verstecktes zum Vorschein zu bringen, Querverbindungen zu schaffen.

Kummer: Das ist alles?

Zimmer: (Lacht) Töne dringen weit in die Tiefen der menschlichen Seele vor und rufen verschiedene Stimmungen hervor, Freude, Trauer, Bedrohung. Nicht umsonst gilt Musik als universelle Sprache. Neurowissenschaftler erklären sich dies damit, dass einige Töne zuallererst den sogenannten Hirnstamm ansprechen, noch bevor sich das Bewusstsein einschaltet. Diese Hirnregion besaßen schon die Urmenschen. Reiner Überlebenstrieb!

Kummer: So etwas interessiert Sie?

Zimmer: Klar! Der Hirnstamm steuert so wichtige Funktionen wie Reflexe und den Blutdruck. Laute Klänge wie Geschrei, überraschende Paukenschläge oder eine dissonant aufheulende Melodie assoziieren wir unmittelbar mit etwas Bedrohlichem. Sie erhöhen den Herzschlag, noch bevor wir bewusst darüber nachdenken. Meine Musik soll auf die im Gedächtnis gespeicherten Erinnerungen wirken.

Kummer: Ich habe mir am Hauptbahnhof auch Ihren Soundtrack zur Batman-Filmreihe «The Dark Knight» angehört. Da wollten Sie einen echten Bruch mit der Vergangenheit: keine Gothic- oder märchenhaften Töne, sondern ein echtes musikalisches Thema, das dem Protagonisten gehört, korrekt?

Zimmer: Ja, korrekt. Das Batman-Hauptthema beginnt absichtlich am Ende von «Batman Begins» und wird dann in der Fortsetzung mit der Entwicklung des Charakters ausgebaut.

Kummer: Im alten Hollywood schienen die Regeln des Soundtracks viel schlichter: Moll-Akkorde machen traurig, Trommeln beschleunigen den Puls, und wenn es romantisch wird, kommen Geigen zum Einsatz. Und dann kamen Alfred Hitchcock und Bernard Herrmann, und nichts war mehr wie vorher.

Zimmer: Richtig. Was wäre «Psycho» ohne die fieseren hohen Violin-Töne während der Dusch-Szene? Es ist eine komplexe Anordnung aus fünfzig teilweise wahnsinnig schnell folgenden Schnitten, gemeinsam mit den krei-



Reiner Überlebenstrieb: Hollywood Hans in Prag, 2017.

schenden Streichinstrumenten, die den Mord an Janet Leighs Charakter an die Spitze aller bis dato gesehenen Schock-Effekte katapultierte. Das war unerreicht, bis fünfzehn Jahre später John Williams kam. Was wäre «Der Weisse Hai» ohne das beängstigende Bass-Ostinato vor den Attacken gewesen? Kaum denkbar.

Kummer: Aber niemand manipuliert subtiler und anspruchsvoller als Sie. Für jede Traumbene im Psychedelic-Thriller «Inception» wählten Sie ein eigenes Musikthema als Wegweiser, um das Publikum durch die verwirrende Handlung zu führen. Klangteppiche als Orientierungspunkte...

Zimmer: Schön, wie Sie das formulieren.

Kummer: Trotz anspruchsvollen Soundteppichen: Fühlen sich Filmkomponisten nicht irgendwie als Komponisten zweiter Klasse?

Zimmer: (Lacht) Wie sieht denn die erste Klasse aus?

Kummer: Die klassische Konzertmusik steht für Bildung, Zivilisation, Geschmack.

Zimmer: Ach, wissen Sie, ich bin Autodidakt und sehr entspannt, wenn es um solche Labels geht. Ich bin stolz, ein Filmkomponist zu sein. Und haben nicht auch klassische Komponisten in Bildern gedacht? Haydns «Schöpfung» zum Beispiel: Cineastischer geht es doch nicht! Und was den Unterhaltungsfaktor angeht: Mozart hat auch zahllose Divertimenti geschrieben, Begleitmusik für beim Abendessen plaudernde Leute. Eine Beleidigung für so wundervolle Musik! Aber das war nun einmal sein Job.

Kummer: Sie nutzen die Klassiker ganz konkret für Ihr raffiniertes Sampling. Da machen Sie es Ihrem grossen Vorbild nach: Ennio Morricone.

Zimmer: Sie sprechen sicher von Beethovens Klavierstück «Für Elise». E-Dis-E-Dis-E, eine unverwüstliche Tonfolge, wie eine Schleife.

Kummer: Und was macht Morricone damit?

Zimmer: Ennio kreiert aus Beethovens Melancholie und Unschuld den perfekten Hauch des Todes. Diese Mundharmonika! Charles Bronson! «Spiel mir das Lied vom Tod»!

Kummer: Vielleicht der wichtigste Moment in der Geschichte der Filmmusik?

Zimmer: Vielleicht. Die Szene hat etwas Surreales, Sonnenflimmerndes. Aber sie hat auch eine Pointe: Die Schleife steht in der Tonart

«Ennio kreierte aus Beethovens Melancholie und Unschuld den perfekten Hauch des Todes.»

a-Moll. Und welches Intervall ist es von A zu Dis? Eine übermässige Quarte, der sogenannte Tritonus, auch «diabolus in musica» genannt. Das Lied vom Tod mit der Musik vom Teufel. Mit solchen Details hat Ennio gespielt.

Kummer: Kann solche Filmmusik auch ohne Bilder funktionieren?

Zimmer: Natürlich! Schauen Sie sich bei Youtube ein von Ennio dirigiertes Konzert zu seiner Musik für den Film «Cinema Paradiso» an. Anfangs stimmt das Klavier eine einsame Ballade an, in fast scheuem B-Dur. Dann legt das Orchester dicke Stricke ums Herz des Hörers und zieht langsam zu.

Kummer: Zurück zu Ihrer Karriere. Im London der New-Wave-Ära spielten Sie mit Anfang zwanzig in der Popband The Buggles. Mit dem Song «Video Killed the Radio Star» – der übrigens schwer nach Abba klingt – landete Ihre Gruppe einen Hit. Popstar wollten Sie dennoch nie werden?

Zimmer: Nein, die Popsache war auf Dauer langweilig. Da geht's nur darum, den einen Hit ständig zu wiederholen. In der Filmmusik kann ich im selben Monat «Inception» und «Megamind» machen. Komödien, Kriegsdramen, Animation und Zeichentrick, alles ist möglich. Mehr Abwechslung geht nicht.

Kummer: Sie werden bald 65. Andere gehen in dem Alter in Pension, Sie gehen auf Tournee. Was ist Ihr Antrieb? Warum machen Sie weiter? Warum brauchen wir Filmmusik?

Zimmer: Wir brauchen sie, um eine bessere Welt zu schaffen, um ein Gemeinschaftsgefühl zu spüren. Auch um zu vergessen und unsere weltlichen Probleme zu verdrängen.

Kummer: Vielleicht höre ich mir am Hauptbahnhof nochmals Ihren Soundtrack zu «Gladiator» an. Da lassen Sie Walzer zu den blutigsten Schlachten erklingen. Das hilft bestimmt beim Verdrängen der Wirklichkeit.

Zimmer: Wiener Walzer ist die gutmütigste Musik, die es gibt. Die habe ich auseinandergenommen und roh und wild gemacht. Und es hat funktioniert. Aber das war auch ein Witz. Das müssen Sie verstehen: Das war auch einfach ein Hollywood-Witz!

TV-Kritik

Blick ins Gefühlsleben

Anton Beck

ZIB 2: Montag bis Freitag 22.00 Uhr.
Sonntag 21.50 Uhr. ORF 2.

Die meisten Politik- und Nachrichtensendungen sind von viel Ernst und wenig Humor geprägt. Klar, denn Sendungen wie das «Heute-Journal» oder die «Tagesschau» sollen ja vor allem informieren, was die politische Welt bewegt. Natürlich kann sich die österreichische Nachrichtensendung «ZIB 2» dem Weltgeschehen auch nicht entziehen, aber was Moderator Armin Wolf und seine Redaktion Abend für Abend auf die Beine stellen, hat noch ganz andere Qualitäten. Gleich einem nestroyschen Theaterstück lädt Wolf immer wieder das Who's who der österreichischen Politik zu sich ein und verstrickt die Gäste in Dialoge, die jene von «House of Cards» geradezu flauschig aussehen lassen.

Da kommen selbst Polit-Profis aus Regierung und Opposition regelmässig ins Stocken oder sind auf Wolfs Schlagfertigkeit unvorbereitet. Als die SPÖ-Politikerin Pamela Rendi-Wagner beim Interview nach einer Wahlniederlage selbstsicher lächelte, meinte Wolf kühl: «Ich weiss jetzt ehrlich gesagt nicht genau, warum Sie lachen.»

Zugegeben, die österreichische Politik hat in den letzten Jahren medial besonders attraktive Situationen erzeugt. Das macht es der «ZIB 2» auch einfach, Interviews zu führen, bei denen die Politiker sich auch mal aufs Glatteis wagen müssen. Der Grund, warum die Sendung selbst nach einem harten Tag genossen werden kann, ist aber, dass die «ZIB 2» Raum für das Menschliche in der Politik lässt. Ein, zwei Fragen zur Befindlichkeit nach Wahlniederlagen oder Korruptionsvorwürfen haben immer Platz. Und was gibt es Sehenswerteres als einen Blick ins fremde Gefühlsleben?



„Das kommt davon, wenn du immer Wrestling mit 3-D-Brille fuchst...“



Reigen der Triebe: Tanzkompanie Cie. La Ronde.

Tanz

Vier Choreografen, ein Wagnis

Lilo Weber

Cie. La Ronde: 8. Premiere im Theater Winterthur, 7.–10. April. Weitere Aufführungen: L'Octogone, Théâtre de Pully, 30. April; Lokremise, Theater St. Gallen, 4. Mai; Phönix-Theater, Steckborn, 6. Mai; Luzerner Theater, 7. Mai; Stadttheater Langenthal, 13. Mai; Dampfzentrale Bern, 15. Mai; Bühne Aarau, 18. Mai; Cinema Teatro, Chiasso, 21. Mai

Es begann während der Covid-19-Pandemie. Die Schweiz verordnete sich einen Gesundheitsschlaf, viele Länder machten die Grenzen dicht, und die Flugzeuge blieben am Boden. Da taten Cathy Marston und Ihsan Rustem das, was Herr und Frau Schweizer auch taten: Sie besannen sich auf die Schönheiten der Schweiz. Doch während Herr und Frau Schweizer Berge erkletterten und Seeufer became, riefen die beiden britisch-schweizerischen Choreografen ausschliesslich in der Schweiz lebende Künstlerinnen und Künstler zusammen und gründeten mit ihnen eine neue Tanzkompanie: Cie. La Ronde.

Das brauchte Mut – die Theater waren geschlossen und freischaffende darstellende Künstlerinnen und Künstler arbeits- und erwerbslos. Und es schenkte zugleich Hoffnung – Cathy Marston und Ihsan Rustem wollten aus ihrem Grounding heraus etwas Neues schaffen, etwas ganz Neues. Bis dahin waren sie vielbeschäftigte Vielflieger gewesen. Ihsan Rustem wie auch Cathy Marston, die ab 2023 das Ballett Zürich leiten wird, sind international gefragte Künstler. Bis zur Covid-19-Pandemie waren sie

von Kompanie zu Kompanie geflogen, um Stücke zu kreieren. Nun sassen sie fest, also musste, was immer sie nun anpacken würden, hier geschehen, in dem Land, das sie vor vielen Jahren zu ihrer Wahlheimat erkoren hatten.

Cathy Marston kam 1996 als Tänzerin zum Zürcher Ballett. Sie tanzte danach in Luzern und Bern. Von 2007 bis 2013 war sie Ballettdirektorin in Bern und wohnt heute immer noch in der Nähe. 2007 holte sie Ihsan Rustem als Tänzer in ihre Kompanie. 2009 wurde der Brite Tänzer im Ensemble von Kathleen McNurney im Luzerner Theater; heute lebt er in Zürich.

Von unten nach oben

Nun machten sich die beiden Künstler auf einen Weg, den sie noch nie gegangen sind: gemeinsames Choreografieren mit Freunden und Freundinnen. Gleichgesinnte – und gleich Gelandete – waren schnell gefunden. Man kannte sich seit Jahren. Caroline Finn, die ehemalige künstlerische Leiterin der National Dance Company of Wales, war eben nach Zürich gezogen. Für Tanz Luzerner Theater hatte sie 2013 zusammen mit Ihsan Rustem einen zweiteiligen «Odyssee»-Abend geschaffen. Luca Signoretti hatte wie Ihsan Rustem in Luzern getanzt.

Nun kreieren die vier Künstlerinnen und Künstler miteinander ein Stück, das ihre choreografischen Handschriften tragen soll, wenn auch ohne Unterschrift. Das Stück wurde von allen gemeinsam konzipiert und choreografiert – in Zusammenarbeit mit acht Tänzerinnen und Tänzern, die alle aus der Schweiz stammen oder ebenfalls seit vielen Jahren hier wohnen. Es nennt sich «8» und nimmt den «Reigen» von Arthur Schnitzler auf.

Schnitzlers Drama, bestehend aus zehn erotischen Dialogen, ist ein Reigen der Triebe, schichtübergreifend, von unten nach oben. #Me Too war damals noch nicht geboren, aber



die Uraufführung von 1920 ein Theaterskandal. Nachfolgende Aufführungen führten zu Tumulten und antisemitischen Hetzkampagnen, so dass der Autor weitere Bühnenaufführungen untersagte. Bis 1982.

Die Struktur des Dramas – die Figuren bewegen sich im Reigen von der einen Begegnung zur nächsten – scheint geradezu ideal für das Vorhaben des Choreografen-Quartetts. Jede und jeder von ihnen hat zwei Begegnungen choreografiert, insgesamt acht. Die Übergänge gestalteten sie gemeinsam. Die Musik dazu stammt vom Schweizer Filmmusikkomponist Nicolas Rabaeus.

Die Arbeitsweise ist aussergewöhnlich. Die Pandemie hat auch andere neue und gewagte Kollaborationen von Bühnenkünstlerinnen und Bühnenkünstlern hervorgebracht. Hier hat sie vier Choreografen den Luxus beschert, gemeinsam zu forschen und zu schaffen, sich auf die Äste hinauslassen zu können, ohne fürchten zu müssen, dass diese gleich brechen – weil da Freunde sind, zusätzliche kritische Augenpaare, mindestens drei.

Folgerichtig, dass sich für so ein aussergewöhnliches Projekt einflussreiche Partner finden würden. Das Theater Winterthur bringt «8» am 7. April zur Uraufführung. Ende April geht die Kompanie im Rahmen des internationalen Tanzfestivals Steps auf Tournee durch die Schweiz. Das alle zwei Jahre stattfindende Festival des Migros-Kulturprozents bringt vom 28. April bis zum 22. Mai 71 Vorstellungen von 9 Kompanien in 34 Ortschaften der Schweiz. Da fügt sich Cie. La Ronde ein in eine Reihe von spannenden und ungewöhnlichen Kollaborationen zwischen Ähnlichem und gänzlich Ungleichem.

Cie. La Ronde trägt den französischen Titel von Schnitzlers Drama im Namen mit Anspielung auf Max Ophüls' Filmadaption von 1950. Ausgesprochen wird er als ein Wort mit S und langem «i», See La Ronde.

Pop Rückkehr des Wunderknaben *Thomas Wördehoff*

Stromae: Multitude. Universal
(CD, Vinyl, Digital)

Kein Mensch wird es sich antun, Wladimir (altslawisch: friedlicher Herrscher) Putin das neue Album von Stromae zu schenken. Wozu auch? Verdient hätte er es nicht, und vermutlich würde er es auch hassen. Denn Stromaes Selbstbewusstsein (seinen Künstlernamen hat er aus «Maestro» zusammengesetzt) gründet weniger auf der Manie zu Aggro-«Sonderoperationen» und kugelsicherem Knallhartismus. «Multitude» handelt von den verwirrenden, oft lästigen, bisweilen grausamen Widersprüchen des Lebens – und wie man sie überlebt. Also von Alltagskram.

Würde der Belgier den Zweikampf mit dem Stalin-Double bestehen? Stromae schreibt jedenfalls bessere Songs, und es fallen ihm auch deutlich anspruchsvollere Texte ein. Ausserdem ist er ein gewitzter Kommunikator (was man dem St. Petersburger nun wirklich nicht vorwerfen kann). Nicht zu vergessen: In seinen Liedern widmet er sich ausgerechnet jenen Bereichen, die Putin sträflich ignoriert: Beispielsweise singt er in «L'enfer» über die Hölle der Depressionen, die einen auch langfristig ziemlich niederknüppeln.

Oder er hebt das Glas mit einem kräftigen «Santé» auf all die dienstbaren Klofrauen, Reinigungskräfte, Kellner und auch auf Piloten («Pour une fois, j'aimerais lever mon verre à ceux qui n'en ont pas»), die anonym im Hintergrund schufteten, damit vorne der Laden läuft. Stromaes Waffen sind also eher Sprache und Musik und die Gabe der Überrumpelung, auf die er sich zwar ebenso versteht wie Putin, nur halt mit durchschlagendem Erfolg.

Hingabe ans Leben

So trat er vor einigen Wochen zur besten Sendezeit im «Journal de 20 heures» bei TF1 auf, um während eines Interviews auf die Frage nach Einsamkeit und Selbstmordgedanken während seines jahrelangen Burnouts ansatzlos die neue Single «L'enfer» im Playback-Verfahren zum Besten zu geben – ein umstrittenes Manöver, das die berechtigte Frage aufwarf, ob Depressionen tatsächlich der richtige Stoff für musikalische Werbekampagnen sind.

Stromae kommentierte den bizarren Wechsel von Interview zu Musical gelassen: «Ich bin

keine politische Figur, es geht nur um Musik und ja – es ist Werbung.» Schliesslich: «Wenn ein Schauspieler interviewt wird, ist es dasselbe. Er gibt sich nicht zu erkennen, er spielt, er erzählt nur eine Geschichte. Es ist also eine Mischung aus Schauspiel und Fiktion.»

In diesem Sinne hakenschlagend, hat Stromae auch das Album «Multitude» konzipiert. Unbekümmert überblendet er die musikalischen Idiome. Auf «La solassitude» etwa kommt die Erhu, eine chinesische Spiessgeige, zum Einsatz, und ein peruanisches Charango wird kunstvoll auf «Mauvaise journée» gezupft.

Dass Stromae auf «Invaincu» einen bulgarischen Frauenchor als Sample zu elektronischen Beats krähen lässt, könnte allerdings von Putin als Provokation missverstanden werden. Doch da ist ihm der Mann aus Etterbeek bei Brüssel voraus: Als Sohn eines ruandischen Vaters und einer flämischen Mutter reiste Paul Van Haver (so Stromaes tatsächlicher Name) viel und gerne und lernte andere Kulturen zu nutzen. Fazit: Trotz Hang zum Burnout ist Stromae international die fittere Figur.



Widersprüche des Lebens – und wie man sie überlebt: Stromae.

PS 1 — Viel vom Faszinosum dieses verspielten Wunderknaben erinnert übrigens an ein anderes belgisches Genie des Chansons, nämlich Jacques Brel, mit dem ihn die eindringliche Theatralik, das kernige Timbre und die totale Hingabe ans Leben verbindet.

PS 2 — Vielleicht sollte jemand tatsächlich den Versuch unternehmen, Putin die «Multitude»-CD in seinen neuen Aurus Senat oder auf die Jacht seiner Träume zu schmuggeln. Die Scheibe groovt und geht voll in die Hüften. Die Welt braucht das. Putin ohnehin.

Klassik

Zielstrebiges Nicht-Wunderkind

Manuel Brug

Embrace. Hensel, Liszt, Ullmann, Grieg.
Áneas Humm, Renate Rohlfing. Rondeau

Eine angenehme Stimme. Fein gerundet, sonor, mit einem karamelligen Timbre, aber auch einem sehr jugendlichen Klang. Sie kann sanft erzählerisch locken, wenn sie von den «Glocken von Marling» und ihrem «wohligen Geläut» schwärmt. Sie bleibt geradlinig zart, ohne jedes Pathos, wenn sie zum fast schon zum Klischee geronnenen «Es muss ein Wunderbares sein» ansetzt. Und sie schwillt dramatisch an, ohne zu klirren, wenn sie «Vergiftet sind meine Lieder» stöhnt.

Und das ist nur die Liszt-Sektion der neuen CD von Áneas Humm. «Embrace» – Umarmung – heisst sie und folgt so thematisch passend seinem Solo-Erstling «Awakening» – Erwachen.

Áneas. «Mit Ä! Mein Vater ist Töpfer und liebt das Feuer. Aeneas musste seinen Vater aus dem brennenden Troja tragen. Und das Ä

Er hat die Schule zwei Jahre vor dem Ende verlassen, weil er Sänger werden wollte.

fand er spannend, denn das gab es nicht auf der Schreibmaschine. So würde man mich nie wirklich schreiben können.» So erklärt der 26-jährige Schweizer Bariton aus Wädenswil am Zürichsee seinen ungewöhnlichen Vornamen. In seiner auch ungarischen Familie wird offenbar viel um die Ecke gedacht. Er selbst hat die Schule zwei Jahre vor dem Ende verlassen, weil er Sänger werden wollte. Er sprang ins kalte Wasser.

Zürcher Sängerknabe

Áneas Humm ist zielstrebig. Schon mit neunzehn, da war er eben Gesangsstudent in Bremen geworden, stand er in Bremerhaven auf der Stadttheaterbühne. Aber er ist kein Wunderkind. Auch wenn er im Schweizer Fernsehen gern als solches geführt wird, seit Jahren schon.



Geradlinig zart, ohne jedes Pathos: Bariton Humm.

«Singen wollte ich halt immer, auch als Zürcher Sängerknabe. Ich wollte das ganz allein, meine Eltern haben nichts unternommen. In der kleinen Schweiz bin ich damit offenbar aufgefallen. Und man will halt Sensationen. Ich weiss aber, dass ich kein Wunder bin.»

Immerhin, sogar über seine Heirat mit einem Düsseldorfer Anwalt wurde im Fernsehen berichtet. «Es war zwar komisch, aber es war auch toll. Denn es kam kurz vor der erfolgreichen Volksabstimmung für die Ehe für alle, und das Thema «Gleichstellung und Diversity» ist mir weiterhin ein Riesenanliegen.» Er führt freilich eine Fernbeziehung. Direkt nach dem Studium, das er bei Edith Wiens an der New Yorker Juilliard School dank eines Stipendiums abrunden konnte, war er in Weimar engagiert, jetzt singt er in Karlsruhe. «Ich würde zwar gern eine Festanstellung in Düsseldorf haben, aber das ergibt sich einfach nicht. Doch für einen Sänger ist es gut, mit sich allein zu sein, wenn neue Rollen anstehen.»

Für Áneas Humm sind alle Rollen neu, in Weimar waren das Mozarts «Cosi»-Gugliel-

mo und der «Ariadne»-Harlekin von Strauss – junge Burschen, altersgerecht. Von Thüringen wurde er vor der Zeit im Corona-Lockdown nach Württemberg wegengagiert, da kamen neu der Papageno und der Malatesta in Donizettis «Don Pasquale», den inszenierte Bayreuths neuer «Ring»-Regisseur Valentin Schwarz. «Erquickend und belebend», fand das Humm. Im kommenden Herbst wechselt er nach St. Gallen, wo er sich mit dem neuen Intendanten Jan Henric Bogen sehr gut versteht. In Karlsruhe gastiert er jedoch weiter.

Eine geradlinige, schnelle, auch durch die Pandemie nicht ausgebremste Karriere eines jungen, vielversprechenden Baritons, der offenbar alles richtig macht. Auch mit seinen zwei intelligent kombinierten Lieder-CDs. Die erzwungene Auszeit hat er mit Liedrecherchen gefüllt. Wobei er seinen oft wechselnden Pianisten dankt: «Ich arbeite gern mit verschiedenen Klavierpartnern, und die müssen besser sein als ich selbst – so kann ich profitieren und lernen.» Lieder von Fanny Hensel und Viktor Ullmann, Edvard Grieg und eben

Liszt hat er nun versammelt, fand als Motto «Umhüllt von Leben» und erfüllt das auch mit sanglicher Individualität wie nuancenreicher Gestaltungskraft.

Im Mai wird Áneas Humm erstmals international gastieren, als Handwerksbursche neben Matthias Goerne in William Kentridges «Wozzeck»-Inszenierung in Barcelona. Das sind nur drei Partiturseiten, aber das Nicht-Wunderkind will ja weiterkommen. Unbedingt.

Ausstellung

Von der Verklärung bis zur Verspottung

Rolf Hürzeler

Italia: Zwischen Sehnsucht und Massentourismus. Kunstmuseum Winterthur Reinhart am Stadtgarten. Bis 11. September

Der Künstler war in sein eigenes Werk verliebt: «Es gehen eine wunderbare Trauer und Melancholie durch das Bild», schrieb der Basler Maler Arnold Böcklin über sein Gemälde «Villa am Meer» im Jahr 1878. Im Vordergrund und dennoch etwas versteckt steht eine Schöne, die sich nach den Wonnen der Antike zu sehnen scheint. Böcklins Werk steht beispielhaft für die Verklärung des Landes, in dem die Zitronen blühen. Es lockt den Betrachter zur Flucht vor den Unbilden einer als rasant empfundenen Zeit mit ihrer Industrialisierung und Urbanisierung. Diese Malerei war nicht revolutionär. Sie war vielmehr rückwärtsgerichtet in einer Epoche, als in Frankreich Avantgardisten mit dem Impressionismus experimentierten.

Einsamkeit und Entfremdung

Die «Villa am Meer» ist eines der wichtigen Bilder in der neuen Ausstellung «Italia» im Kunstmuseum Winterthur. Die Schau versammelt Werke, die sich mit unterschiedlichen Sichten des Landes befassen. Von den Radierungen eines Claude Lorrain im frühen 17. Jahrhundert bis zu den gesellschaftskritischen Fotografien von Luigi Ghirri aus den 1980er

Die Ausstellung lebt von diesen Gegensätzen, wie sie alle Südreisenden bis heute erleben.

Jahren. Lorrain zeigt Italien als eine Projektion der Schönheit der Antike. Für den Fotokünstler Ghirri war das Land ein entseelter Ort der Einsamkeit und der Entfremdung. Die Ausstellung lebt von diesen Gegensätzen der Italien-Erfahrung, wie sie alle Südreisenden bis heute erleben.

Ein paar Schritte neben Böcklins Werk liegt der runde Teppich von Maurizio Cattelan «Il bel paese» am Boden. Der Künstler imitierte die Etikette des gleichnamigen Streichkäses, den man einmal im Leben probiert haben muss, um die gummigen Seiten der mediterranen Küche kennenzulernen. Erst in Cattelans Vergrößerung wird die Vermessenheit des Marketings dieses kleinen Produktes erkennbar: Der italienische Stiefel ist wie eine Weltkarte dargestellt mit Längen- und Breitengraden, ein grotesker kulinarischer Grossmachtanspruch. Wegweisend in dieser Ausstellung sind zwei Porträts der famosen Angelika Kauffmann (1741–1807).

Die Churer Künstlerin hatte es mit Geschick verstanden, Kunst und finanziellen Gewinn miteinander zu verbinden. Sie knüpfte in London die gesellschaftlichen Kontakte, die ihr später betuchte Besucher auf der Grand Tour

Ob Kreuzworträtsel oder Ständeraten:

Wir lieben Druck!



nach Rom brachten, wo sie sich porträtieren liessen. Ein Bild als Erinnerung an die fernen Lande also und damit die etwas aufwendigere Variante des heutigen Selfies. In dieses Kapitel gehört ihr Porträt von Isaac Jamineau, der als englischer Konsul in Neapel lebte. Der Mann mit einem markanten Hut auf dem Haupt und einem anscheinend wichtigen Papier in der Hand verkörpert das englische Gentleman-Ideal in der Zeit von König George III – mehr umsichtiger Unternehmer als feiner Pinkel.

Diese Ausstellung hilft den Besuchern, das verbreitet diffuse Italienbild zu präzisieren, indem sie die mediterrane Schwärmerei relativiert. Parallel dazu zeigt das Museum Werke von Mario Merz oder Lucio Fontana aus seiner reichen Arte-povera-Sammlung. Sie werden Positionen von Gerhard Richter oder Isa Genzken der Düsseldorfer Schule gegenübergestellt.

Jazz Kunst des Erzählens

Peter Rüedi

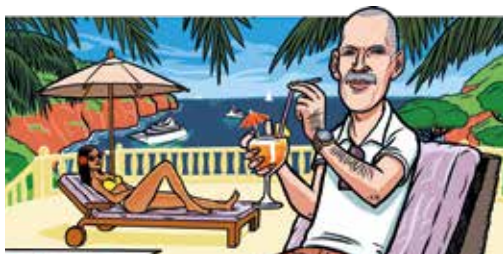
Bodo Maier Jazz Quintet: Approaching Change. OFTF 174

Die Schweizer Jazzszene ist so lebendig, dass sie aus allen Nähten platzt. Zumindest in ihrer künstlerischen Substanz. Denn wie zahlreich neugefundene Spielorte auch sind: Was die ebenso zahlreichen Fachhochschulen jedes Jahr an bestausgebildeten Talenten in die vermeintlich freie Wildbahn entlassen, kann dort in der überwiegenden Mehrzahl nicht überleben. So landen diese in einem etwas absurd kurzgeschlossenen Kreislauf unweigerlich wieder in der Musikpädagogik, unterrichten eine nächste Generation von Talenten, die dann wiederum aus Mangel an lukrativen Gigs Lehrer werden.

Da ist es schon verwunderlich, wie gross die Zahl von Schweizer Jazzern ist, die auch international den Durchbruch schaffen. Auffallend ist dabei die Menge an Spitzenschlagzeugern. Und nicht weniger die erstaunliche Anzahl von nicht nur erstklassigen, sondern ganz eigenständigen Trompetern. Nach den verstorbenen Umberto Arlati, Raymond Court und Hans Kennel haben Trompeter wie Franco Ambrosetti (zurzeit der Doyen), Peter Schärli oder Matthieu Michel eine Strahlkraft weit über die Schweiz hinaus. Bei aller unterschiedlicher Stilistik vereint sie eines: Sie sind alle grosse Geschichtenerzähler. Brillante Techniker sind sie zwar allesamt. Aber entgegen einer in der Trompetengeschichte des Jazz unübersehbaren Tendenz zum «Schneller, höher, stärker», einem Hang zum Virtuosenstum, folgen ihre Melodien immer einer dramaturgischen Logik. Sie haben (das Erbe von Clifford Brown!) einen Anfang, eine Mitte, ein Ende.

In diese Linie gehören auch ein paar Trompeter der jüngeren Generation, Matthias Spillmann zum Beispiel – oder Bodo Maier. Dessen Album «Approaching Change» sei hier spät, aber nachdrücklich empfohlen. Sein Quintett (mit Max Treutner am Tenor, Matthieu Trovato am Piano, Roberto Koch am Bass und Florian Haas an den Drums) improvisiert mit *feu sacré*, mit viel Punch, Drive, Swing und, ja, auch mit viel Folgerichtigkeit über zehn schönen Originalen von Maier. Es erfindet nicht den Jazz neu, aber die fünf finden in einer eigenen Tonlage ihre neuen, ebenso schlüssigen wie überraschenden Geschichten. Mal ausgelassen, mal poetisch, meist beides zugleich. Bodo Maier (ein Name, den man sich merken muss) schreibt Stücke, die sowohl trickreich wie mitreissend sind. Und er beherrscht zwischendurch sogar die rare Kunst der Ballade.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Antiglobalisierer

Mark van Huisseling

«Saharastaub in der Schweiz – Meteorologe: «Waschen Sie Ihr Auto erst am Samstag!», so lautete eine Überschrift beziehungsweise Empfehlung auf der SRF-Info-Website. Weshalb ihr Kolumnist am Sonntag die Autop-Waschstrasse in Zürich Tiefenbrunnen aufsuchte, nicht als Einziger, nebenbei erwähnt. Vor der Einfahrt stand der Firmengründer, begrüßte Kundinnen sowie Kunden und strahlte – «Manna vom Himmel», sagte er mir (wir sind bekannt miteinander). Und verglich den Saharastaub mit dem Himmelsbrot aus der Bibel (2. Mos, 16), das den Israeliten auf ihrer vierzigjährigen Wanderschaft durch die Wüste als Nahrung gedient haben soll.

Man könnte den Vorgang – starker Wind hatte in der Sahara viel Staub aufgewirbelt, dann kam er auch in der Schweiz an – als «gute Globalisierung» bezeichnen, jedenfalls für Unternehmer, denen er Mehreinnahmen beschert. Davon abgesehen, hat die Zunahme weltweiter Verflechtungen in Wirtschaft, Politik, Kultur, Umwelt und Kommunikation zwischen Individuen, Gesellschaften, Institutionen und Staaten seit einiger Zeit eher Gegenwind: Erst gewannen nationalistische Politiker in Amerika, Brasilien und anderswo Wahlen, dann beschlossen viele Menschen, für die Verbreitung der Pandemie sei ein fremdes Land verantwortlich. Und derzeit zeigt der Krieg in der Ukraine, dass das «Ende der Geschichte» respektive die damit einhergehende Völkerverständigung wohl eine grosse Fehleinschätzung war.

Zurückzurudern, um sich vor der «schlechten Globalisierung» zu schützen, ist bereits in der wunderbaren, kleinen Welt schwierig, die MvH normalerweise beschreibt. Von der wil-

den, weiten Welt ganz zu schweigen, so sieht's aus. Klar, Politiker versuchen, Grenzen zu schliessen oder wenigstens Mauern zu bauen. Was manchmal vergleichbar ist mit dem Plan, ein Land zu überdachen, damit der Saharastaub draussen bleibt.

In der erwähnten Waschstrasse wird sonntags keine Innenreinigung angeboten. Weil die dafür zuständigen Angestellten dann nicht arbeiten dürfen. Das haben Gewerkschafter und andere Linke durchgebracht mit der Begründung, an der Sonntagsarbeit des Vaters oder der Mutter zerbrächen Familien (sie liessen sich dabei nicht von der Tatsache beirren, dass viele Mitarbeiter aus Kulturen kommen, in denen der Sonntag kein Feiertag ist).

Egal, ich fuhr im frisch gewaschenen und danach mittels Selfservice-Sauger auch innen staubbefreiten Auto ans Zürichhorn. Wo es an sonnigen Wochenenden fast unmöglich ist, einen Parkplatz zu finden – sind alle besetzt von BMW M3, Mercedes-AMG und anderen teuren Modellen, die mehrheitlich von Auto-posern mit Migrationshintergrund und billig aussehenden Freundinnen gefahren werden (sowie vermutlich zum grossen Teil geleast sind). *Ceci n'est pas un cliché*, sage ich, und AMG steht für «Albaner mit Geld», übrigens.

Endlich erreicht man die Blatterwiese, die stellenweise eine Enklave der Dominikanischen Republik ist oder jedenfalls in den Händen von spanischsprechenden Mitmenschen, die Latin-Rap oder Reggaeton-Musik hören, Cannabis rauchen und Bier trinken. Was für

*«Ceci n'est pas un cliché,
sage ich, und AMG steht für
«Albaner mit Geld», übrigens.»*

mich in Ordnung ist, nur zum Sagen. Im Licht einer wohlmeinenden Betrachtung kann man sich von ihrer «Lebensfreude» anstecken lassen beziehungsweise die durch sie geschaffene «urbane Atmosphäre» anerkennen.

Was mich hingegen stört, ist der China-garten. Nicht das Wasserpalais, der Teich und schon gar nicht die Pflanzen et cetera. Sondern die Politik, für die das namensgebende Land steht. Ich meine, wenn die Mohren-Inschriften an städtischen Bauten im Niederdorf – Haus «Zum Mohrenkopf» am Neumarkt 13 und das «Zum Mohrentanz» an der Niederdorf-

strasse 29 – rassistisch sind und zu viel für die woken Gemüter einiger «progressiver» Entscheidungsträger, dann sollte das «China» subito weg. Nichts gegen die dankbaren Einwohner von Kunming, Zürichs Partnerstadt, doch mit Freunden wie chinesischen Spitzenfunktionären braucht man keine Feinde mehr.

Mit anderen Worten: Da haben wir den Salat. Aber nicht den russischen. Dieses Gebiet können wir nicht auch noch ansprechen, dafür ist kein Platz heute. Oder um Mani Matter frei wiederzugeben: *Me isch für die grosse Tate eifach immer echli z'chli gsy.*



UNTEN DURCH

Zeit fürs Malen

Linus Reichlin

Viele Frauen fangen zu malen an, meistens etwa zehn Jahre nach ihrer Heirat oder, wenn sie Kinder haben, nach dem Eintritt derselben in die Pubertät. Etwa fünf Jahre lang malen sie dann, so oft sie können. In der ganzen Wohnung riecht es nach Terpentin, und natürlich steht die Staffelei direkt vor dem Fenster mit dem schönsten Ausblick, so dass der Partner nicht mehr rausschauen kann. Er sieht nur noch die abstrakten farbigen Tulpen, die die Frau malt. Ihren Bildern gibt sie philosophische Namen wie «Kosmische Tulpenklänge I», «Kosmische Tulpenklänge II» und «Kosmische Tulpenklänge III». Die einst in der Ikea gekauften Andy-Warhol-Bilder werden abgehängt und durch die «Kosmischen Tulpenklänge» ersetzt.

Bald aber beherrscht die Malerei der Frau nicht nur optisch die Wohnung, sondern auch seelisch die Beziehung, da sie fast nur noch vom Malen spricht. Beim Abendessen redet sie regelmässig davon, wie gern sie ein Atelier hätte, denn dann könnte sie grossformatige «Kosmische Tulpen-

klänge» malen. «Das wäre toll», sagt der Partner. Er findet es ja auch wirklich irgendwie toll, dass seine Frau eine künstlerische Ader hat, wer hat denn schon so eine! Die meisten Frauen haben nur eine kosmetische Ader, und das ist nicht mehr zeitgemäss. Wenn der Partner bei einem Geschäftsessen gefragt wird, was seine Frau beruflich mache, sagt er: «Sie ist Key Account Managerin, aber vor allem ist sie Kunstmalerin.» Er zeigt dann dem Kunden ein Foto von «Kosmische Tulpenklänge XIV», und dieser zeigt wiederum ihm ein Foto von «Innerer Zaubergarten 38», einem Gemälde seiner Frau aus der Reihe «Zaubergärten 1–567». Die einzige Frau, die bei dem Geschäftsessen anwesend ist, sagt: «Mein Mann malt nicht.» Ist ja klar, Männer haben eben eher eine trinkerische Ader. Oder sie treiben Sport bis zur Übersäuerung. Für das Künstlerische sind sie zu grobmotorisch, auch geistig. Wenn man zu ihnen sagt: «Nun schwing mal den Pinsel!», verstehen sie es auf peinliche Weise falsch und machen die Schwingbewegung auch dann noch, wenn längst keiner mehr zuschaut.

Nein, das häusliche Malen ist eindeutig eine Domäne der Frauen, aber eben nur fünf Jahre lang. Danach bleibt das letzte Gemälde der grossangelegten «Tulpenklang»-Serie unvollendet auf der Staffelei stehen. Oft sagt die Frau beim Abendessen mit einem Seufzer: «Wenn ich doch nur mehr Zeit zum Malen hätte!» – «Das wäre toll», sagt der Partner, der inzwischen mit der Frau, die damals beim Geschäftsessen sagte: «Mein Mann malt nicht!», ein Verhältnis hat, das er aber nicht ernst nimmt. Es ist viel bequemer, eine Affäre zu haben, die man nicht ernst nimmt, als eine, für die man sein Leben komplett umkrepelt. Ehrlich gesagt, ging es der Frau mit ihrer Malerei auch so: Es war schön, aber sie war nicht bereit, deswegen ihren Beruf aufzugeben, ein Atelier zu mieten und leidenschaftlich nur noch zu malen. Nun empfindet die früher malende Frau für den Rest ihres Lebens einen kleinen, aber irgendwie auch süssen Schmerz, wenn sie seufzt: «Ach, hätte ich doch wieder mehr Zeit zum Malen!»

An ihrem 50. Geburtstag macht sie ein grosses Fest, und alle Freunde kommen und sagen beim Anblick der alten «Tulpenklang»-Bilder, die optisch immer noch die Wohnung beherrschen: «Es ist so schade, dass du aufgehört hast zu malen!» Nur eine, nämlich die Geliebte des Partners, die mit ihrem nicht malenden Mann gekommen ist, sagt: «Oh, ich wuss-

te nicht, dass das Ihre Bilder sind. Ich dachte, die sind aus der Ikea.» Ist das nun ein Kompliment oder Sarkasmus? Egal, die künstlerische Qualität der Bilder der malenden Frauen soll hier nicht Thema sein. Denn wir haben hier ja immer nur von künstlerischer «Ader» gesprochen und nicht von «Begabung». Eine solche ist nicht notwendig, um gern zu malen, und auch nicht, um keine Zeit fürs Malen zu haben.



FRAUEN

Olivia Colman, nationales Kulturgut Julie Burchill

Bei Schauspielerinnen und Schauspielern beträgt die Beschäftigungsquote um die 4 Prozent, wobei um die 2 Prozent ihren Lebensunterhalt mit anderen Jobs verdienen, weshalb es Witze gibt wie diesen: «Was sagt man einem aufstrebenden Jungschauspieler?» – «Einen doppelten Cheeseburger mit Pommes, bitte.»

Wenn also eine Schauspielerin auftaucht, die Arbeit für fünf zu bekommen scheint, dann würde man erwarten, dass sie in diesem notorisch intriganten Beruf mit böartigen Bemerkungen eingedeckt würde. Es sagt einiges über den Charakter von Olivia Colman, dass dem nicht so ist.

Obwohl sie an der Oscar-Verleihung vom 27. März, wo Colman für die Elena-Ferrante-Verfilmung «The Lost Daughter» zum zweiten Mal als beste Schauspielerin hätte ausgezeichnet werden können –, leer ausging, scheint es für sie mit Ruhm und Reichtum in perfektem Einklang immer weiterzugehen. Normalerweise dauert es von einem Oscar bis zum nächsten sieben Jahre. In Colmans Fall wären es seit demjenigen für ihre Rolle in «The Favourite» erst drei Jahre, was umso be-

eindruckender wäre, als Olivia Colman nie zu den gnadenlos ehrgeizigen Schauspielerinnen gehört hat: Sie hat erst einmal eine Ausbildung als Grundschullehrerin gemacht, ist Mutter von drei Kindern und hat ihren Lebensunterhalt lange Zeit als Sprecherin für Fernsehwerbung verdient.

Ironischerweise wurde sie zu dem, was wir Briten gern als «nationales Kulturgut» bezeichnen, indem sie in der Serie «The Crown» die Queen spielte, und zwar zu einem Zeitpunkt, da es im Leben der wirklichen Queen – des Inbegriffs unseres nationalen Kulturguts – so drunter und drüber ging wie seit Dianas Tod nicht mehr. Baut unser Land jetzt so unerschütterlich auf Colman wie einst auf unsere grösste Monarchin?

Wir leben in einer Zeit, in der Schauspielerinnen und Schauspieler, einst Verkörperungen von Glamour, Vergnügungssucht und Opportunismus, zu Priesterinnen und Priestern der neuen Woke-Religion geworden sind und von ihren *gated communities* aus predigen, man solle sich Flüchtlingen gegenüber solidarisch verhalten. Ich persönlich mag Schauspielerinnen, die eimerweise Glamour verströmen und über die Stränge hauen, aber wir müssen uns wohl damit abfinden, dass es in absehbarer Zeit keine Ava Gardners oder auch nur Sharon Stones geben wird. Jemanden zu sehen, der sich beinahe schon dafür entschuldigt, dass er (oder in Colmans Fall: sie) als Lebensunterhalt etwas tut, das er extrem gern und extrem gut macht, hat in diesen sonderbaren Zeiten dann aber wieder etwas geradezu Tröstliches.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

Rassismus

Berset: Einen Tisch für zwei Personen, bitte.

Kellner: Darf ich Ihr Zertifikat sehen?

Berset: Die Zertifikatspflicht ist aufgehoben.

Kellner: Wir bedienen hier keine Rassisten.

Berset: Ich bin doch kein Rassist.

Kellner: Haben Sie ein Antirassismus-Zertifikat?

Berset: Nein.

Kellner: Dann können wir das Risiko nicht eingehen, Sie zu bewirten.

Berset: Ich habe noch nie in meinem Leben etwas Rassistisches gesagt.

Kellner: Es gibt auch asymptomatische Rassisten.

Berset: Und wie komme ich zu einem Antirassismus-Zertifikat?

Kellner: Da drüben an der Bar können Sie sich testen lassen.

Sie müssen den Test nur bezahlen, wenn er negativ ist, denn dann ist er ungültig. Wenn Sie hingegen positiv auf Rassismus getestet werden, übernehmen wir die Kosten. Sie gehen zehn Tage in Isolation, und dann erhalten Sie ein Zertifikat, welches bestätigt, dass Sie vom Rassismus geheilt sind.

Berset: Heisst das, ein Antirassismus-Zertifikat erhält nur, wer vorher nachweislich Rassist gewesen ist?

Kellner: So ist es. Und ohne Zertifikat erhalten Sie hier keinen Tisch.

Berset: Gibt es eine Alternative?

Kellner: Sie können sich gegen Rassismus impfen lassen.

Berset: Und dann kriege ich noch heute einen Tisch?

Kellner: Nein. Die ersten zehn Tage nach der Impfung gelten Sie noch als ungeimpft.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

Idyll der Krimi-Königin

Greenway Estate inspirierte Agatha Christie, spielte aber auch im Zweiten Weltkrieg eine besondere Rolle.



Gärtnern, feiern, meucheln: Greenway House in der Nähe von Brixham.

Ganz sensible Geister spüren im Greenway-Haus von Zeit zu Zeit womöglich ein leichtes Ruckeln. Obwohl die Residenz als Tatort verschiedener Agatha-Christie-Morde diente, handelt es sich hierbei nicht etwa um Signale aus dem Jenseits, sondern um die Schwingungen der Dartmouth Steam Railway. Unter dem Landsitz hindurch führt nämlich ein Tunnel, den die restaurierte Dampfeisenbahn auf ihrem Weg von Paignton nach Kingswear durchquert. Mehr britische Nostalgie geht fast nicht.

Die weltweit am meisten übersetzte Schriftstellerin kaufte die wundervolle Liegenschaft am Ufer des River Dart in der Nähe von Brixham im Südwesten Englands kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Zusammen mit ihrem zweiten Ehemann, dem berühmten Archäologen Max Mallowan, nutzte Christie das Anwesen vor allem im Sommer. Hier machten sie es sich rund zehn Wochen pro Jahr gemütlich, widmeten sich der Gärtnerei, dem Sport und feierten grosse Feste. Geschrieben hat die «Queen of Crime» im Greenway-Haus nie. Sie nutzte den georgianischen Vorzeigebau aber als Inspiration und versetzte die Handlung einiger ihrer Kri-

mis hierhin: Unter anderem spielen «Five Little Pigs» (1942) und «Dead Man's Folly» (1956) auf Christies Sommersitz, wo 1986 auch die gleichnamige Verfilmung des Letzteren mit Peter Ustinov als Hercule Poirot gedreht wurde.

Eine besondere Rolle nahm die Anlage auch während des Zweiten Weltkriegs ein. Auf Geheiss der britischen Admiralität beschlagnahmte die US-Navy Agatha Christies geliebtes Greenway Estate 1943 und begann dort mit den Vorbereitungen für die Landung in der Normandie vom 6. Juni 1944. Danach diente es eine gewisse Zeit lang weiteren militärischen Zwecken und wurde zum Speisesaal für amerikanische Offiziere umfunktioniert.

Der einzigen Tochter vermacht

Für Agatha Christie (1890–1976) war Greenway House ganz einfach «das ideale Haus, ein Traumhaus». Sie vermachte die Liegenschaft 1959 ihrer einzigen Tochter Rosalind Hicks, die von 1967 bis zu ihrem Tod 2004 dort wohnte. Danach ging es an den National Trust über, der das Herrenhaus mit seinen prächtigen Gärten und der einmaligen nostalgischen Kraft 2009 der Öffentlichkeit zugänglich machte.

Xeno Müller

Er sagte die Olympia-Goldmedaille an und gewann sie 1996 auch. Das Schweizer Skiff-Genie lebt heute mit seiner Frau und den vier Kindern in der Nähe von Los Angeles – bald wird er fünfzig.

Weltwoche: Herr Müller, wie geht es Ihnen?

Xeno Müller: Danke, mir geht es blendend! Ich laufe jeden Tag rund 10 000 Schritte, alleine und mit den Hunden Molly, Dolly und Bumble sowie mit meiner Frau Erin. Wir machen auch täglich DDP-Yoga. Fragt man mich, wie es mir geht, denke ich eigentlich immer sofort an andere, denen es nicht so gut geht. Im Moment bricht es mir das Herz, wenn ich Bilder aus der Ukraine sehe. *Mister Putin, stop this war!* Ich habe Geld gespendet. Wir müssen zusammenhalten und füreinander schauen. Wir haben schliesslich nur eine Erde, zu der wir Sorge tragen müssen.

Weltwoche: Was bedeutet Ihnen heute Ihr grösster Erfolg, der Gewinn der Skiff-Goldmedaille an Olympia 1996 in Atlanta?

Müller: Sowohl die Gold- wie auch die Silbermedaille, die ich täglich in unserem Wohnzimmer anschau, bedeuten mir nach wie vor sehr viel. Ich weiss, wie viel ich dafür arbeiten

musste. Es macht mich schon stolz, dass ich dies geschafft habe.

Weltwoche: Was hat Sie damals besonders motiviert?

Müller: Vier Jahre vor Atlanta schiffte ich im Olympiafinal in Barcelona ab, kam nach Hause und versprach meinem krebskranken Vater Peter: «Papi, an den nächsten Spielen werde ich zuoberst stehen auf dem Podest!» Mein lieber Vater verstarb bald danach. Es war dieses Versprechen, das mich beflügelte.

Weltwoche: Sie grüssten Ihren Vater dann beim Zieleinlauf in Atlanta wie ein Admiral mit ausgestreckter Hand an der Stirn ...

Müller: Ganz genau! Ich hatte einen satten Vorsprung, konnte sogar die Ruder kurz vor dem Ziel loslassen. Mit Freudentränen in den Augen setzte ich dann ganz spontan zu diesem Gruss an. Es war sehr emotional!

Weltwoche: Ihre ersten Gratulantinnen waren – noch vor Bundesrat Adolf Ogi – Ihre

zukünftige Frau Erin und Ihre Mama Edith. Was sagten sie?

Müller: Unvergesslich, ja. Erin sagte: «I knew you could do it, still unbelievable, I love you!» Meine Mutter meinte: «Bueb, du bisch einfach de Gröscht!» Das waren ihre ersten Worte, die ich heute noch so präsent habe, als wäre es gestern gewesen.

Weltwoche: Auch Edith war in Tränen aufgelöst vor Freude.

Müller: Ja! Mama Edith, die vor drei Jahren starb, war mein grösster Fan. Sie hatte immer ihr Velo dabei, fuhr damit auf dem Land neben mir die Rennstrecke ab und feuerte mich lautstark an – einfach genial!

Weltwoche: Wer war besonders stolz auf Sie?

Müller: Natürlich meine allerliebste Erin, damals meine Freundin. Ich hatte sie erst kurz vor den Spielen in meinem Ruderklub in Newport Beach, südlich von Los Angeles, kennengelernt. Dann meine Grosseltern aus Oerlikon, und natürlich meine Mutter, die mich immer auch leiden sah.

Weltwoche: Am 31. Dezember des gleichen Jahres haben Sie Erin dann schon geheiratet. Warum so schnell?

Müller (Lacht): Weil ich immer der Schnellste sein will. Im Ernst: Weil Erin die Liebe meines Lebens ist. Ich wusste schon an der Hochzeit: Wir werden vier Kinder haben, ein Mädchen und drei Buben. Voilà: Georgia ist heute 25 Jahre alt, Xeno junior 23, Christopher 21 und Ried 13.

Weltwoche: Was ist das Geheimnis Ihrer 26-jährigen Ehe?

Müller: Ewige Liebe! Ich glaube an sie. Wir beide arbeiten aber auch jeden Tag an dieser Liebe. Dass wir gleich ticken, kommt uns entgegen. Und auch, dass wir beide ausgeprägte Familienmenschen sind. Wir vergöttern unsere Kids, sie sind unser Ein und Alles!

Weltwoche: Was machen Sie heute?

Müller: Der Rudersport ist weiterhin mein Leben. Ich unterrichte Junioren weltweit über das Internet. Das ist sehr spannend, erfüllt mich und macht mich glücklich.

André Häfliger



«Ewige Liebe!»: Sportler Müller, 1996 und heute mit seiner Familie.

Der Zürcher Xeno Müller, Jahrgang 1972, ist der erfolgreichste Schweizer Skiffier der Geschichte. 1996 holte der Ruderer an den Olympischen Spielen in Atlanta, Georgia (auch der Name seiner Tochter), als 24-jähriger Gold. Vier Jahre später war es in Sydney Silber.



«Das Schweizer System ist grossartig»

Der Schwede Peter Forsberg ist einer der höchstdekorierten Eishockeyspieler der Geschichte. Er lebt seit drei Jahren in Zug, liebt die Schweiz und blickt fassungslos in die Ukraine.

Thomas Renggli

Weltwoche: Peter Forsberg, darf man Sie schon als halben Schweizer bezeichnen?

Peter Forsberg: (Lacht) Noch nicht. Aber es gibt viele gute Gründe, weshalb wir vor dreieinhalb Jahren aus Stockholm in die Schweiz gezogen sind. Meine Verlobte Nicole hatte in Schweden ihre Hochschulstudien abgeschlossen und wollte die Erfahrung machen, im Ausland zu leben. Weil sie in der Modebranche tätig ist, dachten wir zuerst an London, Paris oder die USA. Aber als ich es mir genauer überlegte, wollte ich an einen Ort, wo es Eishockey gibt. Und weil wir vor einigen Jahren in die Schweizer Schuhmarke Inuikii investiert hatten, lag die Idee auf der Hand, näher zur Geschäftszentrale in Zürich-Binz zu ziehen. Über Martin Nordin, den Gründer der Outdoor-Firma Fjällräven, der wie ich aus Örnsköldsvik stammt, hatten wir schon von Zug gehört. Später war ich an einem Charity-Golfturnier in Crans-Montana, wo mir Daniel Giger auch von Zug vorschwärmte. So fanden wir diesen wunderbaren Ort.

Weltwoche: Wunderbar, auch was das Steuerniveau betrifft...

Forsberg: Ja, aber das war definitiv nicht der Hauptgrund, weshalb wir hierhin zogen. In der NHL werden dir die Steuern sofort vom Lohn abgezogen. Wir wollten an einem Ort leben, der nahe der Natur liegt, in dem es gutes Eishockey gibt und von dem Nicole einen kurzen Arbeitsweg hat. Und dass hier Deutsch gesprochen wird, ist kein Nachteil. Mein Weg in dieser Sprache ist zwar noch weit – aber definitiv kürzer als im Italienischen oder im Französischen.

Weltwoche: Sie sagten vor einiger Zeit in einem Interview: «Es ist langweilig mit den Schweizern.» Sind Sie noch immer dieser Meinung?

Forsberg: Das waren nicht meine Worte. Bevor wir hierhin zogen, hatte ich einmal zu Nicole gesagt, dass es Gerüchte gebe, laut denen die Schweizer ziemlich reguliert und etwas langsam seien. Ich sprach von dem, was ich von anderen Leuten gehört hatte. Das kam dann über eine schwedische Boulevardzeitung in die Schweiz – mit sinnverzerrem Inhalt. Ich sagte zu meinen Kindern, dass es gut sei, wenn man klare Re-

geln habe, dass man die Lehrerin mit «Frau» anspreche – und dass es schnell hohe Bussen gebe, wenn man zu schnell fahre. Nach dreieinhalb Jahren kann ich guten Gewissens sagen: Das Schweizer System ist grossartig.

Weltwoche: Aber Schweden ist doch ziemlich ähnlich wie die Schweiz.

Forsberg: Schweden hat sich verändert. Vor dreissig Jahren waren die beiden Länder fast gleich. Aber mittlerweile hat sich die soziale Struktur in Schweden verschoben. In der Schweiz respektiert man die traditionellen

«In der Schweiz respektiert man die Werte und Gesetze. In Schweden ist das nicht mehr so.»

Werte und Gesetze. In Schweden ist das nicht mehr so. Es ist gut, wenn man die Regeln einhält – nicht nur im Eishockey. Für irgendetwas sind die Schilder schliesslich an der Strasse.

Weltwoche: In Schweden doch ebenso.

Forsberg: Die Regeln werden nicht strikt eingehalten. Wie gut das Schweizer System ist, spürt man daran, dass die Kinder alleine in den Kindergarten gehen können. Dann realisiert man, dass hier vieles richtig läuft. Wo wir leben, ist die Welt noch in Ordnung. Ich denke, die Schweizer sind sehr verwöhnt. Sie leben in einem unglaublich schönen Land.

(Dan Tangnes, Meistercoach des EV Zug, platzt ins Gespräch)

Dan Tangnes: Hey Foppa, Gratulation für das gestrige Spiel. Grosse Klasse. Aber die Gegner hatten schon vor dem Spiel ein mulmiges Gefühl, als sie die Zusammensetzung der ersten Linie sahen: Lindemann, Forsberg, Christen.

Forsberg: (Lacht) Ja, das war nicht schlecht – ich spiele mit den Senioren. Veteranen darf man hier nicht sagen. Gestern haben wir Luzern 13:5 geschlagen – und ich habe ein Tor geschossen. Aber ich hielt mich auch ziemlich konsequent an die taktischen Weisungen des Coaches und verrichtete disziplinierte Defensivarbeit. In dieser Saison spielte ich bisher dreimal mit den EVZ-Senioren. Ins Training gehe ich jedoch regel-

mässig. Aber ich bin nicht mehr wirklich gut – vor allem nicht mehr schnell. Mein Fuss ist ziemlich havariert. Aber das gestrige Spiel verlief in meinem Tempo. Und ich liebe es weiterhin, auf dem Eis zu stehen.

Weltwoche: Sie arbeiten für die Sportvermarktungsagentur 4Sports.

Forsberg: Arbeiten kann man nicht wirklich sagen. Ich habe in die Firma investiert. Ich gehe gelegentlich vorbei und spreche mit den Kollegen.

Weltwoche: So ist Ihr Job heute, Peter Forsberg zu sein.

Forsberg: (Lacht) Ich probiere zu helfen, wo ich kann, und bei einzelnen Projekten beratend zur Seite zu stehen. Aber eine Arbeit im eigentlichen Sinne habe ich derzeit nicht. Bei 4Sports machen Dani Giger und Sandro Bertaggia einen grossartigen Job. Sie helfen jungen Spielern, sich zu entwickeln. Das macht Freude. Moritz Seider ist ein Name, den Sie sich unbedingt merken müssen. Ein zwanzigjähriger Verteidiger aus Mannheim, spielt bei den Detroit Red Wings. Er ist einer der besten, die ich in diesem Alter je gesehen habe.

Weltwoche: Weshalb sind Sie nicht Trainer geworden?

Forsberg: Bei meinem Vater sah ich, wie viel Zeit und Aufwand dieser Beruf erfordert. Ich weiss nicht, ob ich die Eigenschaften besitze, um Coach oder Führungsperson zu sein. Ich glaube, ich bin zu nett, um ein Coach zu sein.

Weltwoche: Auf dem Eis waren Sie ein Leader.

Forsberg: Aber nicht in der Garderobe. Ich war nie ein Wortführer.

Weltwoche: Wie beurteilen Sie das Niveau der Schweizer Liga?

Forsberg: Es ist gut. Und es wird sich wohl weiter steigern – unglücklicherweise auch wegen des Krieges in der Ukraine. Wenn die Liga ab nächster Saison wohl vierzehn Teams umfasst und mit bis zu sechs Ausländern pro Mannschaft gespielt wird, werden unweigerlich viele Spieler aus der russischen Liga in die Schweiz kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass noch viele Ausländer Lust auf ein Engagement in Russland verspüren. Dies wird der Schweizer



«Ich glaube, ich bin zu nett, um ein Coach zu sein»: Sportler Forsberg, 48,

Liga zu einem markanten Leistungsaufschwung verhelfen.

Weltwoche: Weshalb blieb die Nationalmannschaft zuletzt unter den Erwartungen?

Forsberg: Die Schweiz hat unglaublich starke Spieler in der National Hockey League (NHL). Die fehlen der Nationalmannschaft an den grossen Turnieren dann oft. Aber man kann auch sagen: Die Schweiz hat 2013 und 2018 den WM-Final erreicht. Das ist fantastisch. Wenn man die Anzahl Spieler mit Ländern wie Schweden, Finnland, Tschechien oder Russland vergleicht, ist die Schweiz noch immer im Rückstand. Aber die Qualität ist umso höher. Alles in allem wird das Niveau des Schweizer Eishockeys weiter steigen, auch dank der guten Infrastruktur und den hervorragenden Ausbildungsprogrammen.

Weltwoche: Derzeit fällt es schwer, sich auf den Sport zu fokussieren. Mit Russland hat ein Land einen Krieg entfacht, das auch im Eishockey eine grosse Rolle spielt. Wie denken Sie darüber?

Forsberg: Es ist schrecklich, diese Bilder zu sehen. Fürchterlich – und schwer fassbar. In der Schweiz sind wir vergleichsweise weit

entfernt, aber in Schweden befindet man sich geografisch deutlich näher bei Russland. Man weiss nicht, was noch alles passiert – schliesslich hätte man sich diese Eskalation noch vor wenigen Wochen nicht vorstellen können. Man sieht es auch im Kleinen: An der Schule meiner Kinder hat es Kinder aus Familien, die halb russisch und halb ukrainisch sind. Und nun stehen sich diese beiden Nationen im Krieg gegenüber. Aber es fühlt sich nicht an, als ob es ein Krieg der Völker wäre. Ich kann es nicht nachvollziehen, weshalb so viele Menschen wegen einer Person leiden müssen.

Weltwoche: Ist es für Sie richtig, dass die russischen Sportler von den Wettkämpfen ausgeschlossen werden?

Forsberg: Normalerweise ist Sport wohl nicht das richtige Mittel, um politischen Druck zu erzeugen. Aber in diesem Fall fühlt es sich anders an: Wir müssen alles tun, um diesen Krieg zu stoppen. Und wenn der Sport Teil der Sanktionen ist, soll er diese Verantwortung wahrnehmen – vor allem, wenn es um einen Politiker geht, für den Sport wichtig ist. Dafür muss die ganze Welt zusammenstehen.

Weltwoche: Haben Sie Wladimir Putin je persönlich getroffen?

Forsberg: Nein, nie. Aber Russland kenne ich gut. Und es fühlt sich surreal an, diese Bilder am TV zu sehen. Wirklich traurig.

Weltwoche: Auch der EV Zug ist tangiert. Er sistierte das Sponsoring durch die Nord Stream AG. Können Sie diesen Schritt nachvollziehen?

Forsberg: Inhaltlich kann ich dazu nichts sagen. Ich weiss nicht, wie diese Partnerschaft aussah. Aber es ist jetzt ganz wichtig, dass wir alles tun, um diese Kriegssituation zu

«Sport ist normalerweise nicht das richtige Mittel, um Druck zu erzeugen. In diesem Fall fühlt es sich anders an.»

entschärfen. Und wenn die Sistierung eines Sponsorenvertrags dazu beitragen kann, muss man es tun.

Weltwoche: Würden Sie Ihre Türen für Flüchtlinge öffnen?

Forsberg: Ja, definitiv. Schweden hat in dieser Beziehung eine schöne Tradition. Wir haben bei fast allen Konflikten – in Jugoslawien, Syrien, Afghanistan – die Türen weit geöffnet. Aber nun ist die Situation anders. Bei früheren Konflikten kamen vor allem junge Männer. Nun flüchten Frauen mit ihren Kindern. Es ist wohl einfacher, diese Menschen zu integrieren.

Weltwoche: Wie von Ihnen erwähnt, ist auch das russische Eishockey betroffen.

Forsberg: Dinamo Riga hat die russische KHL, die Kontinentale Hockey-Liga, verlassen, Jokerit Helsinki ebenso. Es wird für die russischen Klubs sehr schwer werden, ausländische Spieler zu verpflichten. Allein aus Schweden waren in dieser Saison 39 Spieler in der KHL engagiert. Die Mehrheit davon wird zu Klubs in Europa wechseln – und die besten werden sich wohl zwischen den Ligen in Schweden und in der Schweiz entscheiden.

Weltwoche: War es für Sie nie ein Thema, in der Schweiz zu spielen?

Forsberg: Doch, John Slettvoll bot mir 1993 einen Vertrag beim HC Lugano an. Er stammt wie mein Vater aus Umeå. So reisten wir damals ins Tessin, um uns die Stadt und das Stadion anzuschauen. Das Angebot war attraktiv. Aber ich entschied mich dagegen, weil ich vor meinem absehbaren Wechsel in die NHL weiter für Modo in meiner Heimatstadt Örnsköldsvik spielen wollte.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Forsberg: Zuerst, dass dieser Krieg zu Ende geht und wir alle wieder in Frieden und Freiheit leben können. Persönlich bin ich sehr zuversichtlich. Es ist wunderbar, die Kinder beim Aufwachsen zu begleiten. Wenn man die traurigen Dinge auf der ganzen Welt ansieht, sollte man dankbar dafür sein, was wir hier haben.

Feinheiten Mexikos

Pujol, Tennyson 133, Polanco, Miguel Hidalgo, 11550 Mexiko-Stadt. Telefon +52 55 5545 4111. Sonntags geschlossen

Kürzlich war ich für eine Woche in Mexiko-Stadt, ich sollte dort eine Reportage für das kommende *Caminada-Magazin* verfassen. Nun halte ich es für einen äusserst reizvollen Zugang, die Eigenheiten einer Stadt oder eines Landes über seine Küche zu erkunden. Dafür reicht eine Woche natürlich nicht, aber ich meine, immerhin eine Ahnung vom kulinarisch-kulturellen Reichtum Mexikos erhalten zu haben.

Auf eine sehr raffinierte Art ist dies auch die Ausgangslage im weltberühmten «Pujol», wo Enrique Olvera die Aufmerksamkeit eines breiten Publikums auf die mexikanische Küche gelenkt hat. Es gibt zwei Menüs, eines unter dem



Titel «Taco Omakase», das in lockerer Atmosphäre an der Bar serviert wird und in neun Gängen eindrücklich zeigt, wie die Spitzenküche in der Lage ist, etwas Ursprüngliches durch Verfeinerung auf eine Art Podest zu heben.

Nach einigen Kleinigkeiten und einer Auster mit Leche de Tigre gab es beispielsweise einen Taco aus blauem Mais mit einem herben, dunklen und sonnigen Geschmack. Dazu ein Stück rohe gebeizte Makrele mit einem feinen, aber

doch prominenten Fischgeschmack. Die oft in der Konsistenz eines zähen Kaugummis zubereitete Abalone, eine Meerschneckenart, war zwar bissfest, aber angenehm zu essen und in der Kombination mit Frischkäse und einer Veracruzana-Sauce ein kräftiges, fruchtiges Erlebnis. Hervorragend geschmeckt hat die Kombination aus Taco und einer geschmorten und mit Fisch-Chorizo gefüllten Zwiebel.

Eine Mischung aus Süsse, Schärfe und Tiefe offenbarte hingegen die Mole, die im «Pujol» zum Zeitpunkt des Besuchs seit 2744 Tagen immer wieder aufgefrischt und mit dem Geschmack von Chili, Nüssen, Schokolade und vermutlich einem Dutzend weiterer Zutaten zu einem unscheinbaren, aber intensiven und vielsagenden Symbol einer faszinierenden Küche wurde.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

WEIN/PETER RÜEDI

Der Rappelkopf des bunten Hundes

Bibi Graetz: Testamatta 2019.
Toscana Rosso IGT. 14 %.
Arvi, Melano. Fr. 80.80. www.arvi.ch

Ist der Winzer ein Künstler? Christian Zündel, wiewohl wie kaum einer als charismatische Figur der Tessiner Wein-szene bekannt, weist das weit von sich. Nicht einmal als «Weinmacher» (ein Ausdruck, den er ebenfalls nicht mag) sieht er sich als Künstler. Er versteht sich als Weinbauer, als Landwirt, allenfalls als Interpret einer Partitur, welche die Natur vorgibt (die Rebsorte und die wechselnden Bedingungen, denen sie unterworfen ist: ihr Terroir, die Wechselfälle der Jahrgänge).

Ob Bibi Graetz, Autor von Weinen, die nach einhelliger Meinung der gesamten Kritik die Bezeichnung «Supertuscans» verdienen, sich in seinem zweiten Beruf als Künstler versteht, weiss ich nicht, aber zweifellos ist er das im landläufigen Wort-sinn in seinem ersten: als Maler von Format, mit einem Abschluss der Accademia di Belle Arti in Florenz. Seit zwanzig Jahren ein Weinproduzent, inzwischen, wie ge-



sagt, längst in der toskanischen Spitzenklasse angelangt, ist er insofern ein «bunter Hund», als er seine Leidenschaft für den Wein als Autodidakt entdeckte und ohne zünftige Ausbildung sozusagen als One-Man-Show weiterverfolgt. Die einschlägigen Weinführer nennen nicht einmal einen der renommierten *flying winemakers* an seiner Seite; er ist, so scheint es, Besitzer, Önologe und Agronom in Personalunion. Bei einer von anfänglich fünf auf inzwischen fünfzig Hektar angewachsenen Rebfläche (inklusive Weisswein auf der Insel Giglio) muss man sich doch wundern, dass auch auf seiner Homepage nirgends von einem Team die Rede ist.

Wie auch immer: «Nur die Lumpe sind bescheiden» (heisst es bei Goethe), und so hat der witzige Querkopf und Quereinsteiger

seinen Testamatta auch schon mal als «Pé-trus der Toskana» bezeichnet (dabei ist der Testamatta noch nicht einmal sein Superlativ, der heisst Colore und kostet ein Mehrfaches).

Auch Graetz' Vater war schon Künstler. Die Familie kaufte vor rund einem halben Jahrhundert das pittoreske Castello di Vincigliata bei Fiesole neben Florenz. 2019 ist der 20. Jahrgang des «Rappelkopfs» (*testamatta*, frei übersetzt). Fabelhaft balanciert zwischen warmer Frucht (schwarze Kirschen, Weichseln, Johannisbeeren, auch etwas Getrocknetes, z.B. Aprikosen) und steinigen, erdigen, salzigen Noten, feiner Säure, feinsten Tanninen, kaum wahrnehmbarem Holz (24 Monate in gebrauchten Barriques), ist er sozusagen eine Quadratur des Kreises: imposant vielschichtig und von betörender Eleganz und Frische. Ein Wein zu langem Nachdenken und unbedenklichem Genuss. Noch sehr jugendlich, aber mit Aussicht auf ein langes Leben.

Kurz: ein toskanisches Nonplusultra. Also mit nichts, auch mit keinem Château Pétrus, zu vergleichen.

Benzin und Adrenalin

Sein Versprechen, «Freude am Fahren» zu bringen, löst BMW im neuen M3 xDrive vollständig ein.



Elektroautos sind eine wunderbare Sache, das habe ich hier schon verschiedentlich erklärt. Sie sind praktisch, ein eindrucksvolles Zeichen menschlicher Innovationsfähigkeit, und sie reduzieren die individuelle Mobilität auf eine entspannte Art auf ihre wesentlichen Grundlagen. Wahr ist aber auch, dass Elektroautos dadurch auch nicht sehr emotional sind. Ein Mercedes EQS oder ein BMW iX sind Wunder der Technik, Symbole der kühlen Perfektion.

Vielleicht bin ich schon zu alt und zu weiss oder zu rückwärtsgewandt, aber ein Hochleistungs-Benzinmotor weckt bei mir die stärkeren Gefühle als die eindrucksvoll lautlos davonziehende Elektrolimousine. In den vergangenen zwei Wochen setzte ich mich in einen dunkelblauen BMW M3, drückte den roten Knopf und musste bei jedem röhrenden Motorstart daran denken, wie der Hersteller aus Bayern seinen Kunden vor langer Zeit schon «Freude am Fahren» versprochen hatte.

Die Power-Limousine mit 509 PS und einem Allradssystem, welches sich bei Bedarf auch zum reinen Heckantrieb umkonfigurieren lässt, löst dieses Versprechen in jeder Lage ein. Freude am Fahren bereiten – jedenfalls in meiner kleinen Autowelt – nicht nur die schnellen Kurven einer Pass- oder Landstrasse. Dazwischen gibt es ja die vielleicht hundert Kilometer Überführungsstrecke auf einer Autobahn. Die Stärke des neuen M3, der erstmals mit Allradssystem angeboten wird, ist seine Vielfältigkeit.

In den schnellen Kurven ist die ziemlich schwere Limousine mit 1901 Kilogramm Leergewicht wunderbar wendig, präzise und flink. Seit einiger Zeit lassen sich viele Parameter in M-Fahrzeugen detailliert regeln: Bremsen, Fahrwerk, Motor, Lenkung und – je nach Situation – auch die Freizügigkeit des DSC-Stabilisierungssystems. Man kann sich seinen sehr persönlichen M3 auf Knopfdruck einstellen. Im besten Fall sorgt das für viel Vergnügen, Adrenalin und eine mit Benzin betriebene Freude am Leben.

Und in den Momenten dazwischen, auf der Autobahn oder sonst irgendwo, wenn man nur einfach von A nach B kommen möchte, wird der M3 auf angenehme Art zum technisch gut ausgestatteten Reisefahrzeug, in dem das erhitzte Gemüt wieder zur Ruhe findet. Dabei verbraucht das effiziente Triebwerk weniger als 8 Liter Super auf 100 Kilometer und ist eine kompakte Limousine mit Platz für vier Personen, aber dem Potenzial, jederzeit mehr bieten zu können als blosser Vernunftfahrei.

BMW M3 Competition xDrive

Motor/Antrieb: Biturbo-Benziner, M-Allradantrieb, Achtgang-Steptonic-Getriebe; Hubraum: 2993 ccm; Leistung: 510 PS (375 kW); max. Drehmoment: 650 Nm bei 2750–5500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 (optional 290) km/h; Verbrauch (WLTP): 10,1 l/100 km; Preis: Fr. 123 900.–, Testauto: Fr. 151 700.–



OBJEKT DER WOCHE

Herr des Himmels

Jupiter

Durchmesser: 143 000 Kilometer

Für Astrologie-Gläubige begann vor rund einer Woche das Jupiter-Jahr. Den «kosmischen Götterfunken-Glücksflug», wie es in den Horoskop-Spalten heisst, vermessen wir bis anhin zwar schmerzlich, doch das Jahr ist ja noch lang – und der Jupiter ein Gigant. So gross, dass er nach dem römischen Chefgott benannt wurde.

Seine Dimensionen sprengen manch weltliche Vorstellungskraft. Sein Äquatordurchmesser beträgt 143 000 Kilometer, was ihn mächtiger macht als jeden anderen Himmelskörper in unserem Sonnensystem. Nicht nur das. Seine Masse umfasst mehr als das Doppelte aller anderen Planeten zusammen. Zudem ist er hell, sehr hell. Nur der Mond und die Venus leuchten mehr am Firmament.

Sein goldgelbes Licht soll auch die Heiligen Drei Könige in seinen Bann gezogen haben. Sie folgten dem Stern von Bethlehem alias Jupiter: Seinen Schweif habe er dank einer besonderen Konstellation durch die strahlkräftige Unterstützung Saturns erhalten, vermutete der Astronom und Mathematiker Johannes Kepler im 17. Jahrhundert. Die Weisen aus dem Morgenland fanden so zum frisch geborenen Jesus.

«Himmel, Vater!» – so die genaue Übersetzung des Namens Jupiter – ist obendrauf noch der älteste Planet in unserem Sonnensystem: Der weiss-gelbbraun-rote Riese entstand vor 4,5 Milliarden Jahren.

Benjamin Bögli



Am Puls der Zeit: Ivo Kummer, Filmchef des Bundes, Actrice Anastasia Budiashkina.



Feierlich: SRF-Kulturchefin Susanne Wille mit Lea, Tochter ihres Gatten Franz Fischlin.



Preis: Schauspieler Pablo Caprez, Art Plaz, Produzentin Sonja Kilbertus («Ostrov»).



Stimmung bis zum Schluss: DJ Mike Steez.



«Mein Grossvater hatte einen Gemüseladen»: Filmexpertin Monika Schärer.

BEI DEN LEUTEN

Strahlende Nacht des Films

In Zürich wurden zum 22. Mal die Schweizer Filmpreise vergeben. Mit 700 Gästen und vielen Emotionen.

André Häfliger

Grosser Abräumer war das Filmdrama «Olga», das gleich in drei Kategorien gewann: bester Spielfilm, bestes Drehbuch und bester Ton. Das Werk von **Elie Grappe** zeigt die Schweizer Sicht auf Russland und die Ukraine. Der beste Schweizer Spielfilm handelt vom Aufstand in der Ukraine im Jahr 2014 – aus der Sicht einer Kunstturnerin in Magglingen. Hauptdarstellerin **Anastasia Budiashkina** aus Kiew, Schauspielerin und Artistin, ist an der Verleihung anwesend. Zu Tränen gerührt, sagt sie: «Mir fehlen die Worte. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, dass ich unendlich dankbar bin.» Laudatorin ist Zürichs Stadtpräsidentin **Corine Mauch**: «Die Nachrichten und die Bilder aus der Ukraine sind unerträglich. Danke, dass Sie starke Zeichen für Frieden, Freiheit und Demokratie setzen!»

Sehr bewegend ist auch die Verleihung des Ehrenpreises durch Bundesrat und Gastgeber **Alain Berset** an den genialen Filmmemacher **Fredi M. Murer**. Berset: «Sein immenses Werk zeichnet sich durch dokumentarische Präzision aus. Seine Filme sind zeitlos.» Standing

Ovations! Murer: «Bei mir kippte in 55 aktiven Filmjahren das Glück stets auf meine Seite. Auch heute: Dank meines Hochrisikoalters schätze ich diese Auszeichnung umso mehr!» Seit 53 Jahren ist Murer mit seiner Frau **Adina** verheiratet. Sie trägt die «Quarz»-Trophäe an der Feier nach der Verleihung. Ihr Mann witzelt: «Sie ist die Preisträgerin.»

Charmant führt RTS-Moderatorin **Mélanie Freymond** durch den Abend und lässt **Claudia Grob** (Lora) in «La Mif» zur besten Darstellerin sowie **Pablo Caprez** (Gabriel) in «Soul of a Beast» zum besten Darsteller küren. Der Aufwand, den das Bundesamt für Kultur betreibt, war gross: tolle Bühne, überall schöne Dekorationen. Der Caterer **Dine & Shine** ist mit sechzig Mitarbeitenden vor Ort. «An jedem der originellen Food-Stände war das Essen hervorragend», attestiert FDP-Nationalrätin **Doris Fiala**. Und erzählt: «Wie so viele im Parlament hatte auch ich Corona. Dank Impfungen aber nicht so schlimm.» Jetzt hat es ihren Partner, den früheren SRG-Generaldirektor **Armin Walpen**, erwischt. Gute Besserung!



Filmmusiker: Geschwister Diego, Nora und Lionel Baldenweg.



Hochkarätig: Zürichs Stadtpräsidentin Corine Mauch, Christian Frei, Präsident Schweizer Filmakademie, mit seinen Nachfolgern Séverine Cornamusaz und Regisseur Samir.



Charme der Romandie: SRG-Generaldirektor Marchand, Filmpreis-Moderatorin Freymond.



Elegant: TV-Moderatorin Jennifer Bosshard («Gesichter & Geschichten»).



Gut gekleidet: Comedian Michael Elsener.



Magistrat trifft Regie-Legende: Bundesrat Alain Berset, Ehefrau Muriel Zeender, Adina und Fredi M. Murer, Filmmacher und Ehrenpreisträger.



Beschwingt: Zürcher Stadtrat Filippo Leutenegger, Partnerin Manuela Gorini.

Neue Zeichen für die Solidarität



Als Symbol für den Frieden taugt die ukrainische Flagge begrenzt.

Beispiellos ist die Solidarität mit der Ukraine in der westlichen Welt. Zu Recht. Der Farbcode Himmelblau-Gold ist überall präsent. Sogar an öffentlichen Gebäuden und Fahnenstangen in der Schweiz weht die Flagge der Ukraine, die heraldisch die Kornkammer Europas darstellen soll. «Ruhm und Ehre der Ukraine» war auf einer Friedens-Demo zu lesen. Man muss fragen, ob nationale oder

nationalistische Zeichen geeignet sind, um den Frieden zu reklamieren. Gut gemeint ist nicht gut gemacht. Arthur Schopenhauer beschrieb den Nationalismus als wohlfeilste Art des Stolzes. Sinngemäss sagte er, Nationalismus sei für jene, die sonst nichts haben, auf das sie stolz sein können. Die blau-goldene Welle ist jetzt wohl wichtig, um die Abgrenzung des Westens zu Russland zu demonstrieren. Sym-

bole aber setzen ein gesellschaftliches Klima. Picasso erfand ein universelles Zeichen für den Frieden. Seine weisse Taube mit dem Ölweig wäre die Alternative zu den patriotischen Symbolen, um die Werte der liberalen Demokratie zu markieren.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

Liebe Dania, gibt es einen Sex- oder Pornofilm, den Sie vorbehaltlos empfehlen können?

A.R., Zürich

Grundsätzlich bieten Sex- und Pornofilme viele Vorteile. Natürlich kann man Pornos auch verteufeln, doch sind sie eine Realität, die unsere Gesellschaft und die Sexualität von vielen prägen. Ich würde daher vielmehr empfehlen, einen überlegten Umgang damit zu pflegen.

Pornografie kann durchaus eine super Inspirationsquelle sein. Das Tolle daran ist, dass Pornos total erregend sein können und dass sie einem Universen zeigen, die man sich nie hätte vorstellen können. Sie bieten zudem eine gute Möglichkeit, um sich

schnell selbst zu befriedigen. Und, wenn man sie zusammen als Paar schaut, ermöglichen sie vielleicht auch Gespräche über Themen, die man von sich aus mangels Mut niemals angesprochen hätte.

Nun zu Ihrer Frage: Es gibt meines Wissens noch kein allgemeingültiges Qualitätssiegel für Pornos, doch gibt es verschiedene Produzentinnen und Produzenten, die ihre Mitarbeitenden sehr gut schützen und fair bezahlen. Hier gilt es, sich gut zu informieren. Zudem gibt es verschiedene Erotikkläden in der ganzen Schweiz, die sich auf qualitativ hochwertige Filme spezialisiert haben. Das Angebot ist natürlich kunterbunt, und bestenfalls weiss man ungefähr, wonach man suchen möchte. Beispielsweise investieren

Regisseure, die sich darauf spezialisiert haben, Pornos für Frauen zu drehen, im Normalfall einiges mehr in die Storyline. Für diese Art von Pornos muss man aber auf jeden Fall etwas zahlen. Auf der Suche nach Pornografie, die mehr in Richtung Kunst geht, wird man ausserdem sehr viele spannende Dinge kennenlernen, die einem im Traum nicht in den Sinn gekommen wären. Es lohnt sich also, sich etwas Zeit zu nehmen und einzutauchen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch

Baptiste Loiseau

Der Kellermeister von Rémy Martin wacht über eines der exklusivsten Destillate der Welt, den seit 1874 produzierten «Louis XIII».

Auf seinem Gebiet ist Baptiste Loiseau so etwas wie ein Hohepriester. Als *maître de chai* (zu Deutsch in etwa Kellermeister) von Rémy Martin und des dazugehörigen Spitzenhauses Louis XIII zeichnet er für eines der besten und auch teuersten Destillate verantwortlich, die die Region hervorbringt, nämlich den «Louis XIII» – eine Reminiszenz an den Monarchen, der dem Cognac im 17. Jahrhundert seinen geschützten Status verlieh.

Vor nunmehr acht Jahren wurde Loiseau im Alter von 33 Lenzen zum jüngsten *maître de chai* in der fast fünf Jahrhunderte alten Geschichte der strikt regulierten Cognac-Produktion berufen. Wir treffen den Önologen und Agronomen im Centre d'Elaboration Produits von Rémy Martin in der Ortschaft Mersins. Auf dem weitläufigen Gelände werden alle Cognacs von Rémy Martin und Louis XIII hergestellt. Die Produktionsanlage besteht aus einem kleinen Bürogebäude und aus den eigentlichen Lagerhäusern – das Centre umfasst etwa dreissig solcher *chais* –, in denen Cognacs verschiedener Güte- und Altersklassen in Eichenfässern vor sich hin reifen.

Vergleiche mit einem Parfümeur

Das Zentrum von Loiseaus beruflicher Kraftentfaltung ist der Degustationsraum. Wir sitzen ihm gegenüber an dem Tisch, wo er die Cognacs degustiert und aus ihnen seine Assemblages kreiert. Er sei zwar in der Nähe aufgewachsen, erzählt Loiseau, «aber mit dem Destillat Cognac hatte ich ursprünglich eher wenig am Hut». Seine Passion war der Wein, dem er seine Ausbildung widmete. Cognac wird zwar aus Wein destilliert, aber die dominante Traubensorte der Gegend, Ugni blanc, gilt ohne Destillation als eher unspektakulär.

Das Erweckungserlebnis in Sachen Cognac war für Loiseau dann der aromatische Reichtum, der aus den kupfernen Brennblasen tropft, nachdem der Wein zweifach destilliert wurde. «Ich war begeistert von den aromatischen Noten dieses Baby-Cognacs», sagt er. Im Jahr 2007 heuerte er bei Rémy Martin an.

Dank seiner feinen Nase und seines gut entwickelten Gaumens wurde er bald als Talent ent-



«Gemeinsames Vokabular»: Cognac-Profi Loiseau.

deckt. Seine Vorgängerin Pierrette Trichet weihte ihn mehrere Jahre lang in die geschmackliche Welt des Cognacs ein. «Es ist sehr wichtig, dass man ein gemeinsames Vokabular pflegt, um die aromatischen Dimensionen richtig zu erfassen und zu beschreiben.» Insofern gleiche die Arbeit jener eines Parfümeurs.

Der Anspruch beim Spitzenprodukt «Louis XIII», das aus sehr lange gereiften Cognacs komponiert wird, sei es immer gewesen, jedes Jahr mit unterschiedlichen Ausgangsstoffen – denn jeder Weinjahrgang ist einzigartig – ein

identisches Geschmackserlebnis nach Destillation und Reifelagerung zu erschaffen. Es geht darum, die richtigen Destillate zum richtigen Zeitpunkt miteinander zu verheiraten, so dass die äusserst vielschichtige Charakteristik des «Louis XIII» erblüht. Diese Tradition werde von *maître de chai* zu *maître de chai* über Generationen weitergegeben – eine heute abgefüllte Flasche «Louis XIII» stamme also in direkter Linie von der ersten Ausgabe des Spitzen-Cognacs aus dem Jahr 1874 ab.

Florian Schwab

Grosse Auftritte sind ihr Metier

Für Mode-Suisse-Gründer Yannick Aellen hat die Lausannerin das Zeug zur erfolgreichen Designerin. Was macht die 31-jährige besser als andere?

Oliver Schmuki

Das Bild ging um die Welt: rotes Kleid, weisses Pferd. Am 2. Mai 1977 suchten Mick Jagger und seine damalige Frau Bianca den New Yorker Nachtclub «Studio 54» auf, um ihren 32. Geburtstag zu feiern. Das Fest organisiert hat Modedesigner Halston. Das rote, schulterfreie Kleid, das Jagger trägt, als sie auf den Schimmel steigt, ist ein Entwurf von ihm.

Es ist diese Szene, die Sarah Bounab beschreibt, wenn sie über den Effekt spricht, den ihre eigene Mode auslösen soll. «Wer in einem Outfit von mir an eine Party geht, soll sämtliche Blicke auf sich ziehen», sagt die welsche Designerin. Ihr eigener grosser Auftritt liegt nur wenige Monate zurück. Im letzten September schickte sie Models über den Laufsteg der Mode Suisse in Zürich. Sie trugen asymmetrische Jeansjacken, schritthohe Lederstiefel, feine Overalls mit schrillen Prints. Die eigentlichen Blickfänger aber waren exzentrische Accessoires: hier ein Taillengürtel, dort ein feingliedriges Ganzkörper-Cape oder eine helmartige Kopfbedeckung, alles gefertigt aus Aluminium. Ihre kühne Kollektion taufte Sarah Bounab «All They Could See Was My Digital Queen».

Mangas als Inspirationsquelle

«Nur wenige Designer fokussieren auf Abendgarderobe», sagt die Modemacherin beim Video-Interview. Für dieses inszeniert sie sich in ihrer Genfer Wohnung vor einer Bücherwand und einer Schneiderpuppe. An diesem Morgen trägt sie eine Reproduktion eines ihrer «Digital Queen»-Kleider und auffällige Aluminium-Ohringe, deren amorphe Formen sich auch Dalí hätte ausgemalt haben können. Ansonsten unterscheidet sie durchaus zwischen Kleidung, die sie tagsüber trage, und solcher, die sie trage, um auszugehen: «Ich bin ein Chamäleon.»

Sarah Bounab – Mutter Schweizerin, Vater eingebürgerter Algerier – ist in Lausanne aufgewachsen. Mit Mode kam sie früh in Berührung. Sie erinnert sich, im Alter von sieben Jahren in der Schule erste Kleiderskizzen gezeichnet zu haben. Das Nähen beigebracht hat ihr die Grossmutter. Der Grossvater wiederum, ein gelernter Schneider, war als Berater von Textilunternehmen im



«Starke Sprache»: Initiator Aellen.

Yannick Aellen gründete 2011 die Designer-Plattform Mode Suisse, eine der wichtigsten Adressen in der Schweizer Modewelt. Über Sarah Bounab sagt er: «Bei ihr stimmt das Gesamtpaket. Sie hat bereits eine eigene, starke Sprache, die keiner Norm entspricht, gerade im Bereich Accessoires und Schmuck. Zudem kann sie gut mit den Medien und Einkäuferinnen und Einkäufern kommunizieren. *Elle a la niaque*, sie hat den nötigen Biss.»

Ausland unterwegs. Heute sei er stolz auf seine Enkelin. «Meine Eltern ebenso, auch wenn sie zuerst skeptisch waren ob meines Entscheids, Mode zu studieren», sagt Bounab, die mit zwanzig nach Genf zog, um dort eine private Schule für Näherei zu besuchen. Es folgten ein Bachelor- und ein Master-Abschluss an der Haute école d'art et de design (HEAD) ebendort.

Heute werden ihre Ohringe, Sonnenbrillen und Taschen bei Mode-Shootings eingesetzt und von lokalen Musiktalenten wie La Colère oder der Rapperin Mara auf der Bühne und in Videos getragen. Das ist kein Zufall, arbeitet Bounab doch selbst als Stylistin und ist in die Produktion von Musikvideos involviert. Man findet ihre Stücke aber auch in Concept-Stores wie dem

L Store im Genfer Saint-Gervais-Quartier. Angesprochen auf ihre Inspirationsquellen, erwähnt die Jungdesignerin die japanischen Manga-Comics, die sie als Teenager verschlungen habe, ihre Faszination für Science-Fiction-Filme wie «The Matrix» und natürlich die sozialen Medien. «Auf Instagram bewege ich mich täglich, doch ich aktiviere auch immer wieder mal den Nachtmodus und bin dann ein, zwei Tage gar nicht zu erreichen», sagt Sarah Bounab. Neben der Arbeit an der neuen Kollektion sei sie gerade daran, Platon zu lesen und sich mittels Online-Tutorials das 3-D-Zeichnen beizubringen. Modische Vorbilder nennt sie deren zwei: die britische Designerin und Erfinderin der Punk-Mode, Vivienne Westwood, und den Franzosen Thierry Mugler, dessen Tod im Dezember sie sehr berührt habe.

«Ich liebe Leder»

Ihre Stoffe wählt Sarah Bounab sehr bewusst aus, Themen wie Upcycling und Zero Waste sind ihr wichtig. Allzu dogmatisch ist sie jedoch nicht. Für gewisse Details komme auch mal Lycra zum Einsatz oder Mesh, ein Netzstoff, den man aus der sportiven Mode kennt. Ansonsten verwende sie natürliche Materialien wie Baumwolle, Seide und Leinen. «Und ich liebe Leder, weil es so langlebig ist», sagt sie. Beziehen würde sie dieses ausschliesslich aus Lagerrestbeständen.

Eben wurde Bounab von einem Coaching-Programm für Alumni aufgenommen, das junge Unternehmerinnen fördert. Das erlaubt ihr, einen eigenen Brand aufzubauen, der ihren Namen trägt. Unterstützt wird sie auch von ihrem Freund, der sich um den administrativen Part kümmert. «Mein grosser Traum wäre, meine Schweizer Mode überall zeigen zu können, erst in Europa und eines Tages dann vielleicht in Tokio», sagt Bounab.

Das Konzept für die nächste Kollektion steht bereits. Was noch fehlt, ist ein eigenes Studio. Im September, wenn Sarah Bounab ihre Arbeit vielleicht erneut an der Mode Suisse zeigen kann, ist sie 32 Jahre alt. So alt wie Bianca Jagger in jener modegeschichtsträchtigen Nacht vor 45 Jahren.



Daneben liest sie Platon: Designerin Bounab.

Christa Rigozzi, Moderatorin

Einen schönen Frühlingsabend würde die Tessinerin am liebsten mit Ligabue verbringen; sie träumt von einer Weltreise und findet, dass Bäcker zu wenig Anerkennung bekommen.

Weltwoche: Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

Christa Rigozzi: Der Bäcker, der nachts täglich arbeitet und frisches Brot zubereitet.

Weltwoche: Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

Rigozzi: Am Kopf.

Weltwoche: Wie viel verdienen Sie?

Rigozzi: Das ist etwas, was nicht in die Öffentlichkeit gehört.

Weltwoche: Wovor fürchten Sie sich?

Rigozzi: Ich habe Angst davor, dass meinen Liebsten gesundheitlich etwas zustossen könnte.

Weltwoche: Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

Rigozzi: Als ich einen meiner liebsten Menschen verloren habe.

Weltwoche: Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

Rigozzi: Die Intelligenz.

Weltwoche: Welcher Bundesrat ist überflüssig?

Rigozzi: Der achte Bundesrat.

Weltwoche: Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

Rigozzi: Mehr Frauen wäre ein Thema.

Weltwoche: Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

Rigozzi: Chri.

Weltwoche: Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

Rigozzi: Meine politische Ausrichtung.

Weltwoche: Welche Partei wählen Sie?

Rigozzi: Ich bin keine Extremistin.

Weltwoche: Glauben Sie an Gott?

Rigozzi: Ja.

Weltwoche: Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

Rigozzi: Vor vielen Jahren.

Weltwoche: Welche Waffen haben Sie zu Hause?

Rigozzi: Einen Holzbesen.

Weltwoche: Wovon träumen Sie am meisten?

Rigozzi: Von einer Weltreise.

Weltwoche: Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?



«Gib als Moderatorin nie dein Mikrofon auf»:
TV-Star Rigozzi, 38.

Rigozzi: Ich bin nicht perfekt, aber zufrieden mit mir selbst.

Weltwoche: Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

Rigozzi: Mit Luciano Ligabue, meinem Liebessänger seit über zwanzig Jahren.

Weltwoche: Nehmen Sie Drogen?

Rigozzi: Nein.

Weltwoche: Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

Rigozzi: Gib als Moderatorin nie dein Mikrofon auf.

Weltwoche: Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

Rigozzi: Nein.

Weltwoche: Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

Rigozzi: Warum, muss ich???

Weltwoche: Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

Rigozzi: Harte Strafen für Personen, die Abfälle überall in der Natur, in Flüssen, am Boden und so weiter liegenlassen. Sie haben keinen Respekt gegenüber unserer Erde!

Weltwoche: Wann lügen Sie?

Rigozzi: Wenn ich meinen Kindern erzähle, dass am 24. Dezember nachts der Weihnachtsmann mit Geschenken kommt.

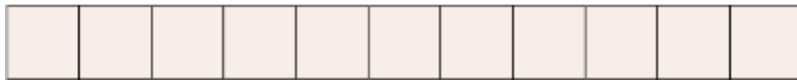
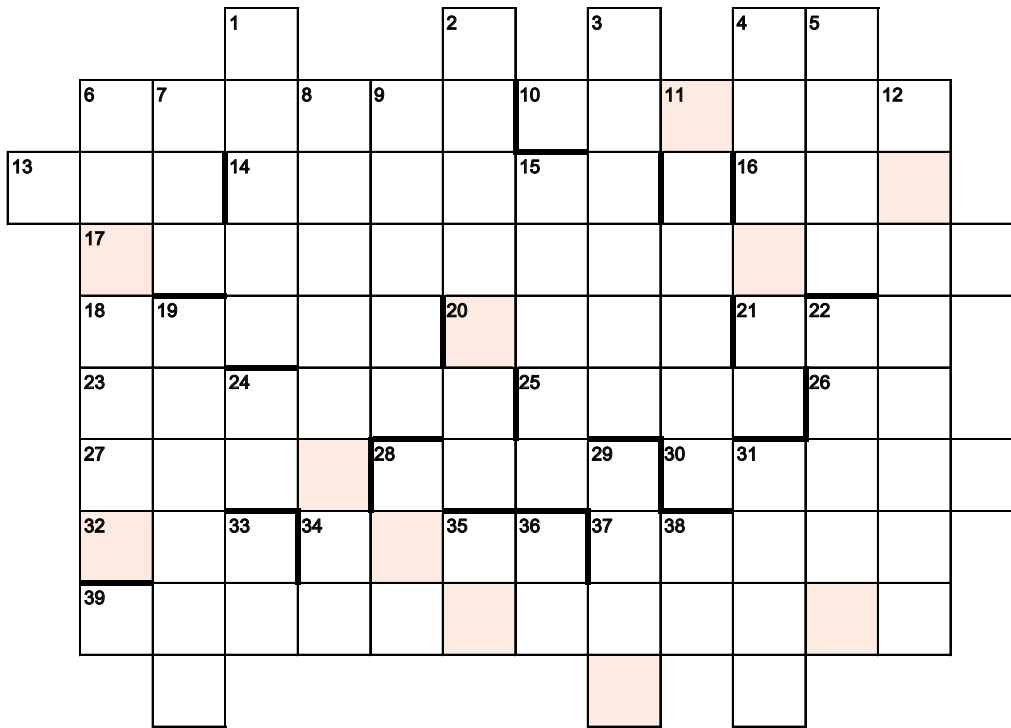
Weltwoche: Wer oder was hat Sie am meisten geprägt?

Rigozzi: Mein Leben und alle Erfahrungen, die ich bis jetzt gemacht habe.

Weltwoche: Wann sind Sie am glücklichsten?

Rigozzi: Wenn ich mit meiner Familie bin!

Christa Rigozzi gilt als erfolgreichste Miss Schweiz der Geschichte. Gekrönt wurde die Schönheitskönigin 2006. Danach schlug die studierte Kriminologin und Kommunikationswissenschaftlerin eine Karriere beim Fernsehen ein und wurde zu einer der beliebtesten Moderatorinnen des Landes. Sie ist verheiratet und Mutter von Zwillingen.



Lösungswort — an Zellenwände gekritzelt?

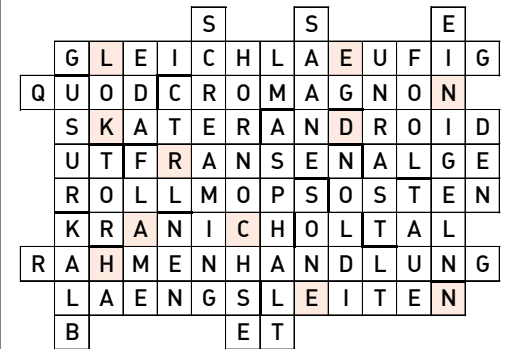
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 4 salopp kurze Megalomanie 6 ob menschlich oder tierisch, sehr um ihren Nachwuchs besorgt 10 ist im Einsatz dauernd am Rotieren 13 göttlicher Bakterienkiller 14 dort kann man sein Geld entweder aufbewahren oder anlegen 16 durchläuft viele Stadien 17 durchschnittlicher Grad der Verschmutzung? 18 auf seinen Schultern lastete ein ziemliches Gewicht 20 kurz vor dem fin d'année 21 Kulturplatz-Analogon im grossen Kanton 23 27 waagrecht und Co. 25 versorgt nicht nur Jungeisenbahner, auch ältere Jahrgänge spielen, wenn sie musikalisch sind, mitunter mit, bzw. con ... 26 wie 3-senkrecht-Namen typischerweise enden 27 Super-Bingo ohne Mittelteil 28 beim Steakessen mit dabei 30 wenn sie mit hochkommt, wird das gar nicht geschätzt 32 Satsuma-Kern 34 CO₂-haltig oder CO₂ ausstossend 37 fordert zum Ausleihen auf 39 wo die/der Liebste schläft?

Senkrecht — 1 rollt, wenn das Geschäft läuft 2 Hirsch zwischen zwei Westschweizer Kantonen, insgesamt ziemlich hektisch 3 die spinnen, wie schon Obelix wusste 4 Süd-schweizer Beiz, norddeutscher Komiker inbegriffen 5 ist hier angeblich älter als jenseits des Atlantiks 6 wie besonnene Verbrecher reagieren, wenn sie dies werden 7 Internet-Haha 8 kommt den meisten wohl zuerst in den Sinn, wenn sie an 34 waagrecht denken 9 Krümelmonster-Leibspeise 11 für Strohsäcke scheinbar typische Eigenschaft 12 wer dies liest, muss einer sein 15 sind nicht unbedingt reich, tun aber sehr neureich 19 nicht immer ein gutes, aber immer ein geldloses Geschäft 22 Pulte anders angeordnet, schön anzusehen 24 der minus erste Stock 28 halber Kittel, hoffentlich vollständig 29 dieser Teil der Hochspannungsleitung kann aus Metall oder aus Holz bestehen 31 versteckt sich in 39 waagrecht 33 kopfloses Rindvieh 35 stellt klar, dass etwas nicht alleine daher kommt 36 drückt Akzeptanz aus 38 Praktikum ohne Praktik

© Daniela Feurer – Rätsel-factory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 760



Waagrecht — 4 GLEICHLAEUFIG (gleichläufig) 12 QUOD erat demonstrandum 14 CROMAGNON 15 SKATER 16 ANDROID 18 UT (ut-re-mi-fa-sol: Urversion von do-re-mi-fa-so) 20 FRANSEN (Teppiche) 22 (T)ALGEGENDEN 23 ROLLMOPS 25 (P)OSTEN 27 KRANICH (Kran-Ich) 29 OL 30 TALENT 31 RAHMENHANDLUNG 34 LAENGS 35 LEITEN 36 ET (lat. f. und)

Senkrecht — 1 (S)CREAM(ING) (engl. f. schreiend/Schreien) 2 SAANE (Fluss i. d. Westschweiz; Sahne) 3 EINIGELN 5 LOK 6 EDA 7 HORNOCHSE 8 LM (Lumen: physik. Einheit d. Lichtstroms) 9 EG (e.g.: engl. f. z. B.) 10 UNRASIERT 11 FOOL 13 KLAUSUR (med.: Abnutzung) 14 CTRL (in Deutschland: Strg. (=Steuerung), oft fehlinterpretiert als «String») 16 ASPHALT 17 DENKFEHLERN 19 TOR («rot» rückwärts) 20 FLAME (engl. f. Flamme) 21 NOLDI 24 SONE (so'ne) 26 TAUE 27 KALB 28 NENNER 32 HA (Hektare) 33 HALT

Lösungswort — **LENKDRACHEN**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



BIS ZU 10% WENIGER TREIBSTOFFVERBRAUCH

NEUER MOTOR

Mit drei Neuheiten legen wir den Fokus ganz auf die Rentabilität: die neue Turbo-Compound-Technologie, Verbesserungen am Antriebsstrang und ein Update des Optidriver-Getriebes. So können Sie bis zu 10% Treibstoff einsparen und die CO₂-Emissionen reduzieren.

renewal-trucks.ch

